



Herbert Krosney

Das verschollene Evangelium

scanned 10/2008

corrected 01/2009

Der Kodex – eine der größten Entdeckungen der jüdisch-christlichen Archäologie – gelangte nach seiner Entdeckung nicht sofort in ein Museum oder auch nur in die Bibliothek eines reichen Sammlers. Die Entdeckung wurde zum Beginn einer abenteuerlichen, von Geheimnissen umwitterten Reise. Das Evangelium des Judas wurde als ein Stück Handelsware behandelt, wanderte im Verlauf der nächsten fünfundzwanzig Jahre von Laden zu Laden und über drei Kontinente. Nur selten bot sich einigen Personen die Gelegenheit, unter alles anderen als idealen konservatorischen Bedingungen Einblick in den Inhalt zu nehmen. Auf seinem Weg zerfiel das kostbare Dokument immer weiter, von einem großen Teil blieben nur noch Reste von Papyrusfasern übrig.

ISBN: 3-939128-61-9

Original: The Lost Gospel. The Quest for the Gospel of Judas Iscariot
Christian Rochow

Verlag: National Geographic

Erscheinungsjahr: 2006

Umschlaggestaltung: Bill Marr

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

BUCH

DAS VERSCHOLLENE EVANGELIUM

Judas Iskarioth

Über die Zeitalter wurde er als der Verräter an Jesus Christus gehasst und geschmäht – der enge Freund, der ihn für dreißig Silberlinge verkaufte. Aber die Geschichte verzeichnet auch andere Informationen über Judas Iskarioth. Ein solcher Hinweis findet sich in einer im Jahr 180 verfassten Schrift des hl. Irenäus, eines einflussreichen Kirchenvaters, der gegen das Judasevangelium polemisierte, weil dieses die letzten Tage Jesu aus der Perspektive des in Ungnade gefallenen Apostels darstelle. In den Seiten dieses Buchs ist Judas der Vertraute Jesu. Das ist eine verwirrend andere Geschichte als jene, die durch die Zeiten überliefert wurde. Nachdem das Judasevangelium erst einmal als häretisch verdammt war, schwand es aus dem Blick. Es wurde zu einem der vergessenen Texte der Weltgeschichte.

Und nun liegt es vor. In diesem spannenden und gründlich recherchierten Bericht enthüllt Herbert Krosney, wie das Judasevangelium entdeckt und sein Inhalt mühsam der alten koptischen Schrift entrissen wurde, die seine Botschaft Jahrhunderte verhüllt hatte. Mit all seinen Fähigkeiten als investigativer Journalist und meisterhafter Geschichtenerzähler spürt Krosney der abenteuerlichen Reise des vergessenen Evangeliums nach, einer Reise, die es über drei Kontinente und durch die Niederungen des internationalen Antiquitätenhandels führte, bis es schließlich gelang, den zerfallenden Papyrusfragmenten ihr Geheimnis zu entlocken. Der Wettlauf der Entdeckung des Judasevangeliums ist eine der großen Detektivgeschichten der biblischen Archäologie.

AUTOR

HERBERT KROSNEY ist ein preisgekrönter Schriftsteller und Dokumentarfilmer, der auf investigative und historische Projekte spezialisiert ist. Er arbeitet für die BBC, PBS, den History Channel, sowie für National Geographic. Er ist Autor von *Beyond Welfare: Poverty in the Supercity*, *Deadly Business: Legal Deals and Outlaw Weapons* und Mitverfasser von *The Islamic Bomb: The Nuclear Threat to Israel and the Middle East*. Nach seinem Studium in Harvard begann Krosney seine Karriere als Zeitungsreporter. Er ist verheiratet und hat drei Kinder und fünf Enkelkinder. Herbert Krosney lebt in New York und Jerusalem.

BART D. EHRMAN ist Inhaber der James A. Gray-Proessur für Religionswissenschaften an der University of Northern Carolina in Chapel Hill. Er genießt einen ausgezeichneten Ruf als Experte für die Geschichte des frühen Christentums. Er ist Autor von 19 Büchern, darunter des Bestsellers *Misquoting Jesus: the Story Behind Who Changed the Bible and Why*.

Die National Geographic Society, eine der größten gemeinnützigen wissenschaftlichen Vereinigungen der Welt, wurde 1888 gegründet, um „die geographischen Kenntnisse zu mehren und zu verbreiten“. Seither unterstützt sie die wissenschaftliche Forschung und informiert ihre mehr als neun Millionen Mitglieder in aller Welt. Die National Geographic Society informiert durch Magazine, Bücher, Fernsehprogramme, Videos, Landkarten, Atlanten und moderne Lehrmittel. Außerdem vergibt sie Forschungsstipendien und organisiert den Wettbewerb National Geographic Bee, sowie Workshops für Lehrer. Die Gesellschaft finanziert sich durch Mitgliedsbeiträge und den Verkauf der Lehrmittel. Die Mitglieder erhalten regelmäßig das offizielle Journal der Gesellschaft: das National Geographic Magazine.

Das verschollene Evangelium



DIE ABENTEUERLICHE
ENTDECKUNG UND
ENTSCHLÜSSELUNG
DES EVANGELIUMS
DES JUDAS ISKARIOTH

HERBERT KROSNEY

NATIONAL
GEOGRAPHIC

Originalausgabe erschienen unter dem Titel
The Lost Gospel. The Quest for the Gospel of Judas Iscariot
© 2006 Krosney Productions, Ltd.

Für die deutsche Ausgabe:
© 2006 National Geographic Society
Vertrieb der deutschen Ausgabe durch:
White Star Verlag GmbH, Wiesbaden
www.whitestar-verlag.de

LAYOUT: Melissa Farris

ÜBERSETZUNG: Christian Rochow

PROJEKTMANAGEMENT und Lektorat: Sabine Baumgartner

FACHLEKTORAT: Nina Lubomierski

PRODUCING: K.Design, Wiesbaden

Alle Fotos von Kenneth Garrett, außer der Fotografie des Codex Tchacos auf der ersten Seite des Farbinnteils – abgedruckt mit freundlicher Genehmigung von Florence Darbre.

BILDER der Zeittafel:

Judas von Leonardo Da Vinci, Royal Collection of Windsor Castle, U.K.; fotografiert von Jennifer Moseley; Abbildungen Jesu und des heiligen Peter mit freundlicher Genehmigung des St. Katharinenklosters auf dem Sinai.

Bibelzitate nach der Einheitsübersetzung-KBA, 1980.

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein ähnliches Verfahren) ohne die schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN-10: 3-939128-61-9 ISBN-13: 978-3-939128-61-8

2 3 4 5 6 11 10 09 08 07 06

Gedruckt in Italien



Die National Geographic Society, eine der größten gemeinnützigen wissenschaftlichen Vereinigungen der Welt, wurde 1888 gegründet, um „die geographischen Kenntnisse zu mehren und zu verbreiten“. Seither unterstützt sie die wissenschaftliche Forschung und informiert ihre mehr als neun Millionen Mitglieder in aller Welt. Die National Geographic Society informiert durch Magazine, Bücher, Fernsehprogramme, Videos, Landkarten, Atlanten und moderne Lehrmittel. Außerdem vergibt sie Forschungsstipendien und organisiert den Wettbewerb National Geographic Bee sowie Workshops für Lehrer. Die Gesellschaft finanziert sich durch Mitgliedsbeiträge und den Verkauf der Lehrmittel. Die Mitglieder erhalten regelmäßig das offizielle Journal der Gesellschaft: das *National Geographic Magazine*.

Falls Sie mehr über die National Geographic Society, ihre Lehrprogramme und Publikationen wissen wollen, nutzen Sie die Website unter www.nationalgeographic.com. Die Website von National Geographic Deutschland können Sie unter www.nationalgeographic.de besuchen.

Für Bernard Krosney





367 Athanasius, der Bischof von Alexandria, benennt als Erster die 27 Bücher des Neuen Testaments.

375 Epiphanius, der Bischof von Salamis, listet das **Judas-evangelium**.

Ende Februar 380 Das Christentum wird offizielle Religion des Römischen Reichs.

1844 – 1859 Der Codex Sinaiticus, die älteste bekannte Ausgabe des Neuen Testaments, wird auf dem Sinai gefunden.

1945 Die Nag Hammadi-Schriftensammlung (52 Texte, viele gnostisch), wird in Ägypten gefunden.

90er Jahre Das Evangelium des Erlösers wird aus Fragmenten übersetzt, die man in Ägypten fand.

400 1800 MODERNE ENDECKUNGEN 1900 2000

4. Jahrhundert Mögliche Entstehungszeit der vorliegenden Kopie des **Judas-evangeliums**.



PETRUS

1896 Petrus-evangelium, Ägypten.

1896 Mariaevangelium, Ägypten.

1947 Schriftrollen vom Toten Meer, Israel.

70er Jahre Gebundenes Manuskript des **Judas-evangeliums**, Ägypten.

2001 – 2006 Das **Judas-evangelium** wird restauriert und ins Englische übersetzt.

INHALT



VORWORT VON BART D. EHRMAN.....	9
DIE PERSONEN	18
PROLOG	20
EIN GRAB IN DER WÜSTE	29
EIN KÖNIGLICHES LÖSEGELD	50
DER VERRAT AN JESUS	68
MAKLER DER MACHT.....	85
DER EINBRUCH	108
UNTER DEM VERGRÖßERUNGSGLAS	133
DIE WUNDER VON NAG HAMMADI	151
FEGEFEUER.....	175
WISSENSCHAFTLER AUF DER JAGD	186
JUDAS IN AMERIKA	198
DER VOLLSTRECKER AUS GALLIEN.....	214
DIE AUSEINANDERSETZUNGEN MIT FERRINI	240
DER ZAHN DER ZEIT	268
DIE GEFAHR DER ENTDECKUNG.....	286
EIN PUZZLE AUS FASERN	300
DAS EVANGELIUM DES JUDAS	319
EPILOG.....	341
NACHSCHRIFT DES HERAUSGEBERS.....	345
NACHSCHRIFT DES AUTORS	350
DANKSAGUNGEN.....	352
ÜBER DEN VERFASSER	355

VORWORT

BART D. EHRMAN



Im Herbst 2004 erhielt ich mehrere unerwartete und ziemlich mysteriöse Telefonanrufe. Der erste kam von einer befreundeten Kollegin, Sheila, die seit Jahren als biblische Archäologin in Israel arbeitete. Sie plauderte zunächst ein wenig über ihr nächstes Grabungsvorhaben, dann stellte sie die Frage, die der eigentliche Grund ihres Anrufes war: Ob ich jemals etwas von einem Evangelium des Judas gehört hätte?

Ich konnte mich nur vage erinnern: Einige frühe Kirchenväter erwähnten das Buch, doch sei es schon vor vielen Jahrhunderten vernichtet worden, vielleicht auch nur verloren gegangen. In den Standardsammlungen der frühchristlichen „Apokryphen“ – d. h. der erhaltenen Evangelien, Akten, Briefe und Apokalypsen, die nicht in den Kanon des Neuen Testaments aufgenommen wurden – sei es nicht zu finden. Viel mehr konnte ich Sheila damals nicht sagen.

Ihre Frage kam mir merkwürdig vor. Warum erkundigte sie sich nach einem Evangelium, von dem kaum jemand jemals gehört hatte und das niemand gelesen haben konnte? Ich beschloss, die antiken Erörterungen über das Evangelium des Judas nachzulesen, um mein Gedächtnis aufzufrischen. Viel Zeit

nahm das nicht in Anspruch, da nur wenige antike Quellen den Text erwähnen.

Der älteste Hinweis findet sich bei dem Kirchenvater Irenäus, der im Jahre 180 u. Z. eine fünfbändige Widerlegung verschiedener christlicher „Häresien“ („Irrlehren“), insbesondere gnostischer, verfasste. Die Gnostiker glaubten, dass der Weg zur Erlösung nicht über den Glauben an den Tod und die Auferstehung Jesu führte, sondern über Geheimlehren (gnosis ist das griechische Wort für Wissen), die Jesus nicht der Volksmenge, sondern nur dem Kreis seiner Vertrauten übermittelt hätte. Dieses geheime Wissen offenbarte, wie die Menschen dem Gefängnis ihrer materiellen Leiber entkommen und in jenen geistigen Bereich zurückkehren könnten, von dem sie ausgegangen wären. Einige Gnostikergruppen hatten sehr esoterische und merkwürdige Weltanschauungen. Bei einer der wichtigsten archäologischen Entdeckungen des 20. Jahrhunderts wurden 1945 nahe der ägyptischen Stadt Nag Hammadi eine Reihe von gnostischen Schriften gefunden, unter anderem einige verlorene Evangelien – darunter das Thomas- und das Philippusevangelium –; doch das Judasevangelium gehörte nicht dazu.

Irenäus jedenfalls deutet an, dass das Judasevangelium von einer bestimmten gnostischen Gruppe, den Kainiten, benutzt worden war. Diese Menschen glaubten, die Welt sei nicht von dem einen, wahren Gott geschaffen worden, sondern von einer geringeren, unwissenden Gottheit – nämlich dem Gott des Alten Testaments, dem man nicht vertrauen oder folgen dürfe. Der wahre Gott aber stände über dem niederen Gott der Juden. Deswegen, so die Kainiten, träte jeder für Wahrheit ein, der sich diesem Gott und seinem Gesetz widersetze – wie dies beispielsweise Kain, der erste Brudermörder, und die Menschen in Sodom und Gomorrha getan hätten. Die Kainiten besaßen angeblich ein Evangelium, das ihre höchst eigenwillige Theologie

stützte. Dieses Evangelium wurde dem Judas Iskarioth zugeschrieben, der in der ganzen Geschichte des Christentums als Verräter bekannt ist, jenem einen Jünger Jesu, der sich dem Bösen zugewandt und seinen Meister verraten hatte. Nach den Kainiten war dies jedoch keine böse Tat. Er allein habe die Geheimnisse Jesu verstanden und seinen Willen vollzogen. Alle anderen Jünger, die den falschen, jüdischen Gott verehrten, hätten Jesu Wahrheit nicht verstanden.

Nachdem ich mich so weit über das verlorene Judasevangelium informiert hatte, erhielt ich einen zweiten Telefonanruf. Die Anruferin war eine Frau, die für die National Geographic Society arbeitete. Auch sie wollte etwas über das Judasevangelium wissen. Dieses Mal war ich besser vorbereitet und konnte ihr alles sagen, was wir über das Evangelium wussten – jedenfalls glaubte ich das. Nach einem kurzen Gespräch fragte sie mich dann, ob es nach meiner Einschätzung eine bedeutsame Entdeckung sein würde, wenn das Judasevangelium gefunden werde. Die Frage weckte natürlich meine Neugier, denn nur selten wird einem Forscher die rein hypothetische Frage nach einer unwahrscheinlichen Entdeckung gestellt. War das Buch etwa gefunden worden?

Ich antwortete zurückhaltend. Meiner Ansicht nach, erklärte ich, würde die Entdeckung des Judasevangeliums zweifellos für die Erforscher des antiken Christentums von hohem Interesse sein. Ob daraus aber eine Weltsensation würde, hinge ausschließlich vom Inhalt dieses Evangeliums ab. Wenn das Evangelium beispielsweise den meisten der in Nag Hammadi gefundenen Schriften ähnelte, erklärte, wie die Welt entstanden sei und wie die Menschen ihrem Gefangensein in der Materie entkommen könnten, so würde dies unsere Kenntnis über die frühchristliche Gnosis fördern: Das wäre dann zweifellos sehr interessant, aber nicht gerade sensationell. Wenn das Evangelium jedoch eine antike Version der Geschichte Jesu aus der Per-

spektive des Judas enthielte und jener Ansicht widerspräche, die sich als „orthodoxe“ in der Geschichte der christlichen Kirche durchgesetzt hätte, dann wäre das unstreitig eine phänomenale Entdeckung. Das wäre eine der wichtigsten archäologischen Entdeckungen der Neuzeit, gewiss die überhaupt wichtigste der letzten sechzig Jahre.

Sie dankte mir für meine Informationen, und wir beendeten das Gespräch.

Ein paar Tage später rief sie zurück, es gab interessante Neuigkeiten. Das Judasevangelium sei in Ägypten entdeckt worden. Das in koptischer Sprache geschriebene Manuskript – koptisch ist die alte ägyptische Sprache, in der auch die Texte von Nag Hammadi verfasst sind – befände sich jetzt im Besitz der Schweizer Maecenas Stiftung, die Interesse bekundet hätte, die National Geographic Society mit der Veröffentlichung und Verbreitung des Textes zu betrauen. Letztere wolle nun zunächst einmal klären, ob es sich um das echte Evangelium oder eine spätere Fälschung handelte.

Damit stellten sich eine Reihe aufeinander aufbauender Fragen: War der entdeckte Text jenes Evangelium, das Irenäus und andere Kirchenväter als eine gnostische Erfindung gegeißelt hatten, welches die Geschichte Jesu aus Judas' Perspektive schilderte? Wie alt war die Handschrift, die das Evangelium enthielt? Und wann war dieses Evangelium ursprünglich entstanden? National Geographic brauchte einen Experten, um den entdeckten Text zu prüfen, und wollte wissen, ob ich helfen könnte.

Ich war begeistert, kann ich ohne Übertreibung sagen. Wenige Forscher erhalten die Chance einer direkten Beteiligung an einer bedeutsamen Entdeckung. Und eine solche konnte hier vorliegen. Allerdings konnte es sich auch um einen Schwindel handeln. Es galt, die Fakten zu verifizieren.

Ich willigte ein. Die Society brauchte mein Expertenwissen

über das frühe Christentum zur generellen Beurteilung der historischen Bedeutung des vorliegenden Textes. Sie wollten sich darüber hinaus der Dienste eines Naturwissenschaftlers versichern, der eine Radiokarbondatierung des Manuskripts durchführen könnte. Ich erklärte, sie würden außerdem einen Koptologen benötigen – einen Experten für das Koptische (mein eigenes Spezialgebiet sind altgriechische Manuskripte). Ein guter Koptologe könnte den Text untersuchen und allein anhand der Schriftform eine Altersbestimmung vornehmen. Und so wurde ein dreiköpfiges Team gebildet. Ihm gehörten an: als Experte für die C-14-Datierung Tim Jull, der Leiter der National Science Foundation-Arizona Accelerator Mass Spectrometer Facility in Tucson; der gebürtige Amerikaner Stephen Emmel, der an der Universität Münster Professor für Koptologie ist, und schließlich ich als Historiker des frühen Christentums.

Im Dezember 2004 flogen wir nach Genf. Nachdem wir uns zur Geheimhaltung verpflichtet hatten, konnten wir Einblick in die Dokumente nehmen. Sie übertrafen noch unsere größten Erwartungen. Ich hatte keinen Zweifel, dass das Manuskript echt war. Obwohl kein Experte für koptische, sondern für griechische Texte, habe ich genügend antike Manuskripte begutachtet, um zu erkennen, wann ich eines vor mir habe. Die Art des Manuskripts und der Schreibstil erinnerten stark an griechische Manuskripte des 4. Jahrhunderts. Nach der ersten Einsichtnahme betrachtete ich es deshalb als wahrscheinlich, dass das Manuskript in diesem Zeitraum entstanden war. Konnte es sich um eine moderne Fälschung handeln? Ausgeschlossen.

Viele Fragen kamen uns, den Teammitgliedern, in den Sinn. Die wichtigste für mich war die nach dem Inhalt der Schrift. Beim Blick auf die letzte Seite (antike Manuskripte nennen den Titel der Schrift am Ende des Textes) las ich: *Peuaggelion Nioudas*, koptisch für „Das Evangelium des Judas“. Und ich entzifferte gegen Schluss des Textes die koptischen Worte: „er lie-

ferte ihn ihnen aus". Doch wovon handelte der übrige Text? Handelte es sich um ein Evangelium, das Judas' Partei in der Geschichte des Verrates nahm und erklärte, warum er Jesus verraten hatte? Oder handelte es sich um einen weiteren gnostischen Text, der fast vollständig aus mystischen Spekulationen über das himmlische Reich und die Entstehung der Welt ausgefüllt war, einen Text, in dem Judas bestenfalls eine Nebenrolle spielte? Die Antwort auf diese Fragen würde klären, welcher Rang diesem Dokument zukam.

Es gab jedoch noch weitere drängende Fragen. Wo war der Text gefunden worden? Wer hatte ihn entdeckt? Und wann? Wo war er all die Jahre bis zu seiner Entdeckung gewesen? Warum hatte niemand von uns davon gehört? Wer hatte das Manuskript bereits gesehen? Wie war es in den Besitz der Maecenas Stiftung gelangt, der es jetzt offenbar gehörte? Konnte man der Stiftung vertrauen, dass sie den Text der breiten Öffentlichkeit, nicht bloß der gelehrten, zugänglich machen würde? In welcher Form würde sie ihn publizieren? Wer sollte ihn übersetzen? Und so weiter.

All diese Fragen beantwortet das vorliegende Buch, eine packende Darstellung aus der Feder von Herb Krosney, der als Erster die National Geographic Society auf die Existenz des Textes aufmerksam machte und von der möglichen Publikation überzeugte. Wie kein anderer ist Krosney der Frage der Entdeckung des Dokuments vor rund dreißig Jahren und seines anschließenden merkwürdigen Weges nachgegangen. Mit der Hartnäckigkeit eines investigativen Spitzenjournalisten verfolgte er jedes Detail bei der Entdeckung und Rückgewinnung des Textes. Mit einem unheimlichen Talent für das Kombinieren isolierter Fakten liefert uns der Autor Unmengen an Details, die sonst auf immer der Vergessenheit anheim gefallen wären. Dank seiner Arbeit stellt dieses Buch weit mehr Informationen über die Entdeckung, den Weg und schließlich die Veröffentli-

chung des Judasevangeliums zur Verfügung, als wir sie über irgendeine andere archäologische Entdeckung der Moderne besitzen – und das gilt selbst für so bedeutende Funde wie die Qumranrollen oder die Bibliothek von Nag Hammadi.

Der wichtigste Faktor ist selbstverständlich der Inhalt der neu entdeckten Schrift. Wie es sich zeigt, sind meine kühnsten Erwartungen wahr geworden: Dieses Evangelium erzählt die Geschichte Jesu aus der Perspektive des Judas Iskarioth, jenes Jüngers, der ihn angeblich verriet. Wie zu erwarten, unterscheidet sich diese Perspektive grundlegend von jener in den kanonischen Berichten der neutestamentlichen Evangelien. In den Evangelien des Matthäus, Markus, Lukas und Johannes ist Judas der Schurke; in dem neu entdeckten Text ist er der Held.

Es verdient festgehalten zu werden, dass sich die neutestamentlichen Evangelien zwar in der Schmähung des Judas einig sind, doch bei vielen Details seines Verrats nicht übereinstimmen. Im ältesten Evangelium, jenem des Markus, das ungefähr in den Jahren 65 bis 70 entstand – also 35 bis 40 Jahre nach dem Tod Jesu –, findet sich kein Hinweis, weshalb Judas den Entschluss fasste, Jesus an die Behörden auszuliefern und somit den Weg zu seinem Prozess und seiner Kreuzigung zu ebnen. Das etwas später, gegen 80-85 n. Chr. verfasste Matthäusevangelium erklärt, Judas habe es des Geldes wegen getan: Er habe dreißig Silberlinge für die schändliche Tat erhalten. Als er aber erfuhr, dass Jesus zum Tod verurteilt wurde, habe er sich aus Reue erhängt. Das ungefähr gleichzeitig verfasste Lukasevangelium lässt durchblicken, Judas sei vom Teufel verführt worden, der Verrat ein satanischer Akt gegen den Sohn Gottes gewesen. Im jüngsten Evangelium, jenem des Johannes, wird schließlich Judas selbst als „ein Teufel“ bezeichnet.

In allen diesen Berichten ist Judas der abgefallene Jünger, der Verräter an seinem Herrn. Doch gibt es Details in den Berichten, die nur schwer oder fast gar nicht miteinander zu ver-

einbaren sind. So berichtet beispielsweise Matthäus als Einziger, dass Judas sich erhängt habe. Der Autor des Lukasevangeliums verfasste auch die Apostelgeschichte, und in dieser findet sich eine andere Darstellung vom Tod des Judas: Er sei vornüber gestürzt und seine „Eingeweide hervorgequollen“. Im Matthäusevangelium heißt es, Judas habe das „Blutgeld“ den Priestern aus Reue zurückgegeben; von dem Geld hätten diese einen Acker gekauft, um Fremde dort zu begraben. Der Acker habe hinfort „Blutacker“ geheißen (weil mit Blutgeld gekauft). In der Apostelgeschichte hingegen ist Judas selbst der Käufer jenes Ackers: Der Name „Blutacker“ sei entstanden, weil Judas dort sein Blut verschüttet habe.

Ich meine, dass jeder der Verfasser des Neuen Testaments seine Sichtweise in Bezug auf Judas hatte und dessen Geschichte in Hinblick auf diese Sichtweise erzählte. Das galt auch noch nach der Abfassung der Evangelien, als Legenden über Judas weit verbreitet waren. Die unheilvollsten jener Legenden waren jene, die auf seinen etymologisch mit dem Wort Jude verwandten Namen eingingen. Judas wurde im Mittelalter zum Synonym des „treulosen Juden“ – des habgierigen, geldhungrigen, stehlenden, betrügerischen und verräterischen „Christusmörders“.

Einige moderne Wissenschaftler haben versucht, den Ruf des Judas zu retten, jedoch ohne überzeugende textliche Grundlagen. In allen vorhandenen frühen Berichten spielt Judas in der Geschichte Jesu den Schurken. Was aber wäre, wenn es andere Berichte gäbe, in denen Judas in einem günstigeren Licht erscheinen, seine Taten eine positivere Deutung erhalten würden als in den vier Evangelien, die in den Kanon des Neuen Testaments gelangten?

Nunmehr besitzen wir eine solche abweichende Darstellung.

Das Judasevangelium ist ein gnostischer Text und als solcher

erklärt es in einiger Ausführlichkeit, wie unsere böse materielle Welt entstand und wie die Menschen in deren Gefangenschaft gerieten. Diese Erklärung versteht sich als Geheimwissen – bestimmt nicht für alle, sondern nur für Eingeweihte. Aber das Judasevangelium ist mehr als nur ein weiterer gnostischer Text. Es handelt sich um ein frühes Evangelium mit einem alternativen Jesusverständnis, erzählt aus der Perspektive seines Verräters. In diesem Bericht ist Judas der vollkommen Eingeweihte, jener, dem Jesus seine geheime Offenbarung mitteilte. Judas ist hier der eine treue Jünger, der Jesus versteht, der eine, dem Erlösung zuteil wird. Die Haltung der anderen Jünger und der von ihnen vertretenen Religion beruhte auf Unwissenheit.

Aus diesen kurzen Bemerkungen wird deutlich, dass das Judasevangelium nicht mit dem traditionellen Christentum übereinstimmt, das sich in den ersten Jahrhunderten n. Chr. herausbildete und zur wichtigsten religiösen Bewegung in der Geschichte der westlichen Zivilisation wurde. Es bietet eine alternative Vision davon, was es bedeutet, Jesus zu folgen und seiner Lehre treu zu bleiben.

In dem vorliegenden Buch wird berichtet, wie, wann und wo jenes Evangelium entdeckt wurde, wie es in die Hände von Antiquitätenhändlern kam und schließlich zu kompetenten Experten gelangte, die Jahre darauf verwandten, den fragmentarischen Text zusammenzufügen und ihn der Öffentlichkeit in einer modernen Übersetzung zugänglich zu machen. Wir alle sollten dankbar sein für die hervorragende Leistung des Schweizer Koptologen Rodolphe Kasser, der den Text des Evangeliums ins Englische übersetzte. Dank gebührt auch der National Geographic Society, die viel Zeit und Geld investierte, um das Werk allgemein zugänglich zu machen, und schließlich auch Herb Krosney. Dank ihm erfahren wir in allen Einzelheiten die Geschichte der Entdeckung und Aufbereitung dieses Textes.

DIE PERSONEN

ANTIKE

Jesus

Judas Iskarioth

Hl. Irenäus, Kirchenvater, Verfasser der Schrift *Gegen die Häresien*

Hl. Athanasius, Bischof von Alexandria

MODERNE

Am Samiah (Pseudonym), ägyptischer Bauer

Hanna Asabil (Pseudonym), Antiquitätenhändler, Ägypten

Ludwig Koenen, Papyrologe, USA

Nicolas Koutoulakis, Antiquitätenhändler, Schweiz

Yannis Perdios, Antiquitätensammler, Griechenland

James M. Robinson, Wissenschaftler, Fachgebiet Frühes Christentum, USA

Stephen Emmel, Koptologe, Deutschland

Boutros (Pseudonym), ägyptischer Bauer

Frieda Tchacos Nussberger, Antiquitätenhändlerin, Schweiz

Vater Gabriel Abdel Sayed, koptischer Priester, USA

Hans P. Kraus, Antiquar, USA

Joanna Landis (Pseudonym), Einwohnerin Alexandrias, Ägypten

Roger Bagnail, Wissenschaftler, Fachgebiet alte Sprachen, USA

Martin Schøyen, Antiquitätensammler, Norwegen

Bruce Ferrini, Antiquitätenhändler, USA

William Veres, Antiquitätenhändler, Großbritannien

James Ferrell, Antiquitätensammler, USA

Mario J. Roberty, Rechtsanwalt, Schweiz

Michel van Rijn, Antiquitätenblogger, Großbritannien

Rodolphe Kasser, Koptologe, Schweiz
Florence Darbre, Handschriftenkonservatorin, Schweiz
Charles Hedrick, Wissenschaftler, Fachgebiet Neues Testa-
ment, USA
Bart D. Ehrman, Wissenschaftler, Fachgebiet Frühes
Christentum, USA
A. J. Timothy Jull, Wissenschaftler, Experte für Radiokar-
bonatierung USA

PROLOG

*Weh dem Menschen, durch den der Menschensohn verraten wird!
Für ihn wäre es besser, wenn er nie geboren wäre.*

MATTHÄUSEVANGELIUM

Er ist einer der meistgehassten Menschen der Weltgeschichte – Judas Iskarioth, der Jünger, der Jesus Christus verriet. Jahrhundertlang war sein Name gleichbedeutend mit Betrug und Verrat.

Irgendwann zwischen der Mitte und dem Ende der 1970er Jahre gab der ägyptische Boden einen antiken Text frei, der mehr als 1500 Jahre im Sand vergraben überdauert hatte. Nahe den Ufern des Nils stießen ägyptische Bauern, *Fellahin*, auf eine Höhle. Solche unterirdischen Kammern waren in biblischer Zeit für Beerdigungen genutzt worden. Die Bauern betraten die Höhle, um nach antikem Gold oder Juwelen zu suchen, nach irgendetwas Wertvollem, das sie verkaufen könnten. Doch statt der erhofften Schätze fanden sie, neben einem Haufen menschlicher Gebeine, nur einen verwitterten Kasten aus Kalkstein. Im Innern stießen sie dann auf einen unerwarteten Fund – ein seltsames, in Leder gebundenes Buch, einen Kodex. Die Bauern waren Analphabeten, die den antiken Text nicht lesen konnten, aber sie wussten, dass sich für alte Bücher auf dem Kairoer Antiquitätenmarkt ein guter Preis erzielen ließ. Dieses Buch war aus Papyrus, dem antiken ägyptischen Papier, hergestellt.

Die Fellahin wussten nicht, dass sie einen der größten Schätze der biblischen Archäologie in Händen hielten: ein Dokument, das vor 1 800 Jahren als „häretisch“ eingestuft und verdammt worden war.

Im April 2000, fast 22 Jahre später, war die Antiquitäten-

händlerin Frieda Tchacos Nussberger gerade auf dem Weg zum New Yorker John F. Kennedy Airport, als sie eine überraschende Nachricht erhielt. Sie hatte unlängst einen antiken Kodex von einem ägyptischen Händler gekauft und ihn zur Yale University gebracht, um ihn dort untersuchen zu lassen. Auf ihrem Handy meldete sich nun ein Handschriftenexperte der Universität. „Frieda, das ist fantastisch!“, rief er ganz aufgeregt ins Telefon. „Sie haben da ein sehr wichtiges Dokument. Ich glaube, es handelt sich um das Evangelium des Judas.“

Für Nussberger war das der Lohn für eine jahrelange Suche. Der mysteriöse Kodex war für sie zu einer Obsession geworden, ohne dass sie wusste, was er enthielt. Konnte es wirklich das Judasevangelium sein?



Obwohl Judas Iskarioth so berüchtigt ist, wissen wir seltsamerweise nur sehr wenig von ihm. Er war einer der zwölf Apostel. Er stammte wahrscheinlich aus Judäa, nicht wie Jesus und die übrigen Jünger aus Galiläa. Judas war der Kassenwart der Apostel und, nach einigen Evangelienberichten, der Jünger, dem Jesus am meisten vertraute, was seinen Verrat umso verächtlicher machte.

Doch mögen die Einzelheiten seines Lebens auch im Dunkeln liegen, seine Stellung in der Geschichte unterliegt keinem Zweifel. „Er war es, der seinen Freund auslieferte“, erklärt Marvin Meyer, einer der Übersetzer des neu entdeckten Evangeliums. „Durch ihn kam es zur Kreuzigung, weswegen er auf alle Zeiten verdammt ist.“ In Dantes *Göttlicher Komödie* ist er in den tiefsten Kreis der Hölle verbannt, wo er, Kopf voraus, von einem gewaltigen Raubtier, das Luzifer direkt gehört, verschlungen wird.

„Im Allgemeinen denken die Menschen bei Judas heute grundsätzlich an den Verräter Jesu, er ist für sie jemand, der seinen Glauben verriet“, so Bart Ehrman, ein Religionswissenschaftler, der für seine Studien zum frühen Christentum bekannt ist. „Oft gilt er als habgierig und geizig, als jemand, dem Geld wichtiger war als die Treue zu seinem Herrn.“

„Der Name selbst gilt als verächtlich“, fügt Dr. William Klassen hinzu. „In praktisch der gesamten westlichen Welt würde man nicht einmal seinen Hund Judas nennen. In Deutschland ist es sogar verboten, seinem Sohn diesen Namen zu geben.“

Christus und seine Jünger lebten allesamt als gesetzestreue Juden. Nach heutigen Begriffen würde man sie als orthodoxe Juden bezeichnen. Doch im Lauf der Zeit wurde Judas' Untat zu einem Symbol für die angebliche Verruchtheit des gesamten jüdischen Glaubens. Ehrman führt aus: „In christlichen Kreisen wird Judas traditionellerweise mit dem Judentum in Verbindung gebracht. Nicht nur wegen seines Namens, denn seine Charakterzüge wurden im Mittelalter zu Stereotypen für die Juden insgesamt: Sie wären betrügerisch, habgierig, die Verräter an Jesus. Und dieses Judasbild löste dann jahrhundertlang immer wieder die scheußlichsten, antisemitischen Pogrome aus.“

Doch der ganze Makel, der sein Bild verdunkelt, beruht auf nicht mehr als vierundzwanzig Versen in den Evangelien. C. Stephen Evans, Professor für Philosophie an der Baylor University, erklärt: „Judas Iskarioth wird im Neuen Testament kaum erwähnt. Ich vermute, weil man ihn als Verlegenheit empfand. Das wenige, was über ihn gesagt wird, ist sehr übel. Er wird immer stärker als ein Verbrecher gezeichnet, als Dieb, der Geld aus dem Kasten stiehlt. Ja, schließlich sogar als jemand, der unter dem Einfluss des Satans steht.“

Aus der Geschichte wusste man jedoch, dass eine andere Schriftquelle über Judas Iskarioth existierte. Um 180 n. Chr.

verfasste Irenäus, ein Kirchenvater, der im Gebiet des heutigen Frankreich lebte, einen heftigen Angriff gegen einen griechischen Text, der als Evangelium des Judas bezeichnet wurde.

„Dieses Evangelium handelte von der Beziehung zwischen Jesus und Judas und erklärte, Judas habe Jesus gar nicht verraten, sondern getan, was dieser ihn geheißen habe. Denn Judas kannte als Einziger die Wahrheit, die Jesus verbreiten wollte“, so Ehrman.

Diese Version der Geschichte des Judas war für die frühen Kirchenväter wie Irenäus zu kontrovers. In dem sie sie als Ketzerei brandmarkten, löschten sie sie ein für alle Mal aus der Geschichte aus.

Doch ein für alle Mal heißt nicht auf ewig. Das Evangelium konnte nur so lange unterdrückt werden, bis es wiederentdeckt wurde. Wenigstens ein Exemplar hatte die Zeiten überdauert; es schlummerte fast zwei Jahrtausende in einer dunklen Höhle in der trockenen ägyptischen Wüste, wurde gefunden und kam schließlich Jahrzehnte später in den Besitz Frieda Nussbergers.

Tatsächlich gelangte der Kodex – eine der größten Entdeckungen der jüdisch-christlichen Archäologie – nach seiner Entdeckung nicht sofort in ein Museum oder auch nur in die Bibliothek eines reichen Sammlers. Die Entdeckung wurde zum Beginn einer abenteuerlichen, von Geheimnissen umwiteten Reise. Das Evangelium des Judas wurde als ein Stück Handelsware behandelt, wanderte im Verlauf der nächsten fünfundzwanzig Jahre von Laden zu Laden und über drei Kontinente. Nur selten bot sich einigen Personen die Gelegenheit, unter alles andere als idealen konservatorischen Bedingungen Einblick in den Inhalt zu nehmen. Auf seinem Weg zerfiel das kostbare Dokument immer weiter, von einem großen Teil blieben nur noch Reste von Papyrusfasern übrig.

Die Menschen, die das mit drei anderen Texten zusammengebundene Evangelium entdeckt hatten, wussten lediglich,

dass das Buch sehr alt und gutes Geld wert war. Sie verkauften es einem Händler in Kairo, der ebenfalls des Koptischen nicht mächtig war, aber wusste, dass das Manuskript sehr wertvoll wäre, wenn es ihm gelänge, den richtigen Käufer zu finden.

Die feuchte Luft in Ägyptens Hauptstadt unterscheidet sich grundlegend von dem trockenen Wüstenklima, in dem der Kodex die Zeiten überdauert hatte. Feuchtigkeit ist in Verbindung mit Wärme ein Faktor, der wesentlich zum Verfall vergänglicher Materialien beiträgt. Die Papyrustexte litten, während der Händler für ihren Verkauf etliche Millionen Dollar forderte.

Dann wurden die Manuskripte gestohlen und gelangten nach Europa – genauer gesagt, in die Schweiz – wo sich, in der Alpenluft, der Verfallsprozess fortsetzte. Nicht das letzte Mal zerfielen die Texte nun in den Tresoren einer Bank. Experten aus den Vereinigten Staaten wurden eingeflogen, um ihre Echtheit zu bestätigen. Schon zu jener Zeit gab es warnende Stimmen, die auf den fortgeschrittenen Verfall hinwiesen. Die Wissenschaftler wollten, dass weiterer Schaden durch sorgfältige Behandlung und die Lagerung unter geeigneten Umweltbedingungen abgewendet werden sollte, doch es sollten noch Jahre vergehen, ehe es dazu kam.

Eines möglichen Verkaufes wegen wurde der Kodex dann in die USA geschafft. Ein berühmter Handschriftenhändler aus New York untersuchte den Text ein weiteres Mal, entschied sich aber, unzufrieden mit der Preisforderung des ägyptischen Verkäufers und angesichts hoher Restaurierungskosten, gegen den Ankauf. Enttäuscht lagerte der Kairoer Händler die Dokumente nunmehr in einem Bankschließfach im vorstädtischen Long Island ein, ohne dass irgendjemand in der Bank vom Zustand der Texte oder auch nur von ihrer Existenz gewusst hätte. Dort waren sie lange sechzehn Jahre dem weiteren Verfall preisgegeben.

Schließlich erlöste sie Nussberger aus dem Banktresor und

übergab sie an die Yale University, damit sie dort übersetzt würden. Dort entzifferte ein Wissenschaftler die Titel der Texte und einen Teil des Inhalts. Kurze Zeit schien es nun, als hätte der Kodex – dessen Bedeutung jetzt erkannt war – endlich eine Heimstatt gefunden. Doch Nussberger bezeichnete den Text als einen „Fluch“, und als solcher schien er sich zu erweisen. Das Stigma des großen Betrügers lastete auf dem Manuskript, noch lange nach seiner Entdeckung. Fast schien es, als wollte der Text gar nicht gelesen werden.

Obleich die Papyri das sagenhafte Judasevangelium enthielten, lehnte Yale einen Ankauf ab, weil die Universität rechtliche Verwicklungen fürchtete. Und so wurden die Seiten an einen Antiquitätenhändler in Ohio verkauft. Ihr Zustand verschlechterte sich weiter, als sie kurze Zeit im Eisfach eines Kühlschranks gelagert wurden.

Ein verpfuschter Verkauf führte das Manuskript schließlich zu Nussberger und in die Schweiz zurück, wo es endlich eine Stätte mit angemessenen Umweltbedingungen erhielt, um seine Fortexistenz zu gewährleisten. Zu jener Zeit war der fragile Papyrus jedoch bereits dramatisch geschädigt, einzelne Stücke brachen bei bloßer Berührung ab. Und schlimmer noch: Die Wissenschaftler mussten entdecken, dass ganze Seiten des unschätzbaren Textes fehlten. Sie waren herausgerissen worden, möglicherweise um sie separat zu verkaufen.

Jede Station der Reise hatte weiteren Schaden mit sich gebracht. Auf jeder Station zerfielen die zusehends spröder werdenden Papyrusstreifen immer mehr, was zum Verlust weiterer Buchstaben, Wörter und Sätze der antiken Texte führte. Jede Station brachte die aus ihrem jahrhundertealten Grab wiedererstandene Stimme des Judas Iskarioth dem Punkt entgegen, wo sie nicht mehr zu hören sein würde.



Seit dem Zeitpunkt, als Frieda Tchacos Nussberger von dem Experten aus Yale erfahren hatte, was der mysteriöse Kodex enthielt, sah sie sich einem Rennen gegen die Zeit ausgesetzt. Es galt, einen Käufer zu finden, der in der Lage wäre, die Blätter zu retten, bevor sie endgültig zu Staub zerfielen.

Sie wandte sich schließlich an die Maecenas Stiftung für Antike Kunst in Basel, die sich auf die Unterstützung archäologischer Forschungsprojekte zu antiken Kulturen und Antiquitäten wie diesem Manuskript spezialisiert hat. Zusammen mit der Stiftung beauftragte sie Rodolphe Kasser, einen der prominentesten Koptologen und Übersetzer des Koptischen, der wenig bekannten antiken Sprache, in der die Dokumente vorlagen, mit der Arbeit an ihnen. Als er den schlechten Zustand der Texte erkannte, zog er Florence Darbre, eine ausgezeichnete Handschriftenkonservatorin, zur Mitarbeit heran.

Im Jahr 2002 öffnete Darbre in ihrer Schweizer Werkstatt zum ersten Mal den Kasten, der das Judasevangelium enthielt. „Ich musste es betrachten. Ich musste den Kasten mehrere Male öffnen und schließen“, bekennt sie. „Oft braucht man Nerven aus Stahl, um bestimmte Objekte zu berühren.“ In ihrer dreißigjährigen Berufstätigkeit war ihr noch niemals ein antikes Dokument in so schlechtem Zustand begegnet. Die fragilen Papyrusseiten waren in Tausende von kleinen Stücken zerfallen. „Mit welchem Dokument man es auch zu tun hat, es gibt immer eine Geschichte dazu. Man fragt sich jedes Mal aufs Neue: Wer hat das geschrieben, wohin ist es gelangt, wer hat es besessen, wer hat es gelesen?“

Auf der Suche nach Antworten begannen Kasser und Darbre mit der mühsamen Arbeit, die Fragmente zusammenzufügen – die Fragmente einer Geschichte, die die frühen Kirchenväter

erfolgreich unterdrückt hatten. Doch selbst in dem verfallenen Zustand forderte eine Zeile eine Erklärung: der koptische Titel *Peuaggelion Nioudas*, „das Evangelium des Judas“.

Es war eines der kompliziertesten Puzzles, das die Geschichte sich jemals hatte einfallen lassen. Das Evangelium stand auf dreizehn vorder- und rückseitig beschriebenen Papyrusblättern – 26 nummerierten Seiten, Seite 33 bis 58 in der Nummerierung des Kodex. Aber diese Blätter waren nun in unzählige Teilchen zerfallen. Alle diese Teilchen mussten nun wieder zusammengesetzt werden, um den Originaltext zu rekonstruieren. Wenn ein Teil auf der Vorderseite passte, musste es auch auf der Rückseite passen. Kasser macht die unendlichen Schwierigkeiten bei der Wiederherstellung deutlich, wenn er erklärt: „Nehmen Sie einen gedruckten Text von neun bis zehn Seiten, zerreißen Sie diese in winzige Schnitzel und werfen Sie die Hälfte davon fort. Und nun versuchen Sie, die andere Hälfte wieder zusammenzufügen; Sie werden sehen, wie schwierig das ist.“

Um das Dokument nicht häufiger anfassen zu müssen als unbedingt nötig, entwickelten die beiden Forscher ein ausgeklügeltes Verfahren. Ausgehend von Fotografien der Fragmente und der Seiten sucht Kasser nach Verbindungsstellen. Aus Fotokopien schneidet er dann die Stücke aus und fügt sie zusammen. „Jedes Mal, wenn wir ein Fragment platzieren können“, erklärt Kasser, „bringe ich eine Fotokopie davon zu Madame Darbre, die das Fragment mit Hilfe der Fotokopie an die richtige Stelle im Original einordnet.“ Dann prüft Darbre, ob Kasser Recht hatte. „Wir erfassen die Bedeutung des Kodex Schritt für Schritt, dank dieser Erfolge“, erklärt Darbre. „Je mehr Fragmente hinzukommen, desto mehr können wir lesen und desto mehr erfahren wir von der Geschichte.“

Ein weiterer Forscher, Gregor Wurst, entwickelte ein Computerprogramm zur Bestimmung der Papyrusfasern, um damit

die Arbeit des Zusammenfügens der Einzelteile zu erleichtern. Noch sind Hunderte von Fragmenten nicht eingefügt, doch was bisher zutage kam, ist bereits dramatisch. Der Text erzählt eine Geschichte der letzten Tage Jesu, die einige der tiefsten Überzeugungen der Christenheit in Frage stellt. In ihr wird der Verräter zu einem Helden und Jesus zum Arrangeur seiner eigenen Hinrichtung. Der Text entspricht jenem Dokument, gegen das Irenäus vor 1800 Jahren wütete. Der Beweis dafür findet sich in einer der aufregendsten Zeilen des Textes. Dort erteilt Jesus Judas den Auftrag zum Verrat und spricht: „Du wirst der Apostel werden, den alle anderen verfluchen. Judas, du sollst diesen Menschen opfern, der mich bekleidet.“

Stephen Emmel, der amerikanische Koptologe, der den Text als einer der Ersten mit eigenen Augen sah, bemerkt: „Für viele Menschen könnte das erschreckend sein. Der Text könnte eine Glaubenskrise hervorrufen.“ Professor Kasser fügt hinzu: „Das ist zweifellos eine der größten Entdeckungen dieses Jahrhunderts. Es ist eine große Entdeckung, weil es sich um ein authentisches Zeugnis handelt.“



KAPITEL EINS

EIN GRAB IN DER WÜSTE

Jesus sprach zu Judas: „Richte deine Augen empor und sieh die Wolke und das Licht, das in ihr ist, und die Sterne, die sie umkreisen. Der Stern, der der Anführer ist, ist dein Stern.“

DAS EVANGELIUM DES JUDAS

Die Hügel des Jebel Qarara ragen dramatisch aus der ägyptischen Wüste, nur wenige Minuten vom Nil entfernt. Das Klima in den kahlen Hügeln ist trockener als in dem Flusstal. Oben in der Höhe fegen trockene Winde hinunter auf die vom Sand bedeckten Ebenen. Dabei pfeifen sie an den Höhlen vorbei, die sich in den abschüssigen Hängen des Jebel Qarara befinden.

Es war ein Zufall, dass die Fellahin auf den Begräbnisplatz stießen. Wahrscheinlich waren sie, wie viele Menschen in dieser Gegend, arme Bauern, die ihren dürftigen Lebensunterhalt der Erde abringen mussten, um die Versorgung ihrer Familien zu sichern. Viele von ihnen suchten deshalb in der Gegend auch nach verborgenen Altertümern. Grabräuberei wurde in Ägypten seit der Zeit praktiziert, als die ersten Pyramiden errichtet wurden, und wenngleich diese Pharaonengräber schon seit langen Zeiten ausgeräumt sind, lassen sich noch viele Überreste aus Ägyptens viertausendjähriger Glanzzeit finden. Da der Markt für Antiquitäten in Ägypten im Untergrund liegt – wie die Orte, aus denen viele Funde kommen –, lassen sich hier hohe Profite erzielen.

Die Grabhöhle lag, von Maghagha aus gesehen, jenseits des Flusses, unweit des Dorfes Qarara in der Region, die als Mittel-ägypten bezeichnet wird. Die Höhle, auf die die Fellahin stießen, lag versteckt unten in den Felsen. Sie kletterten hinunter und entdeckten darin das Skelett eines wohlhabenden Mannes, das in ein Leichentuch eingehüllt war. Weitere menschliche Überreste, wahrscheinlich von Familienangehörigen, fanden sich außerdem in der Höhle. Neben dem Skelett lag der weiße Kasten aus Kalkstein, in dem die kostbaren Bücher verwahrt waren.

Der Bauer und seine Freunde erkannten, dass es sich um einen alten Fund handelte. Vielleicht stammte er noch aus der Zeit der Pharaonen. Doch gleichgültig, welcher Epoche der Kasten angehören mochte, er war die Antwort auf ihre Gebete. Sie hatten einen Schatz gefunden. Sie hatten das große Los in diesem ägyptischen Lotteriespiel gezogen. Die Summe, die sie für den Fund erzielen könnten, würde ihnen den Lebensunterhalt für eine Woche, einen Monat oder ein Jahr verschaffen, je nachdem, wie klug sie sich beim Verkauf ihrer Ware anstellten.

Sofort nahmen sie Kontakt mit Am Samiah auf, einem der ortsansässigen Kundschafter. Agenten wie er arbeiteten als Mittelsmänner, die die Antiquitäten an Händler in Ägyptens Hauptstadt Kairo verkauften. Die glücklichen Fellahin führten An Samiah zu der Höhle, damit er sich den Schatz ansehen könnte. Der Abtransport des Schatzes musste in aller Heimlichkeit geschehen, denn die Finder hatten nicht nur die Polizei, sondern auch andere Bauern zu fürchten, die ihnen ihre Beute vielleicht abjagen könnten.

Zwei Säрге standen nahe dem Höhleneingang. Als sie den Sarkophag anhoben, zerbrach er, ein Teil wurde zertrümmert. In ihm fanden sie ein Skelett sowie ein paar Glasflaschen aus römischer Zeit, eingehüllt in eine Verpackung aus Stroh oder Papyrus.

Als Letztes entdeckten sie die Texte. Diese Entdeckung versprach ein Vermögen. Am Samiah war, wie die Bauern, ein praktischer Mann, der sich nicht unbedingt dafür interessierte, welchen Wert die Manuskripte für die Menschheit haben mochten. Was die Manuskripte enthielten, in welcher Sprache sie abgefasst waren, war für ihn recht gleichgültig. Ihm ging es in erster Linie darum, für welchen Preis er sie würde verkaufen können, um seine Familie zu versorgen. Bei der Entdeckung von Antiquitäten in Ägypten ist diese Situation leider häufig. Wenn sich die Fellahin überhaupt für die Forschung interessieren, dann deswegen, weil Forscher bereit sind, einen höheren Preis zu bezahlen, wenn sie dem Artefakt einen hohen Wert zumessen. Antiquitäten, die sich an Museen verkaufen lassen, erzielen den höchsten Preis.

Die Händler, die später als Erste die Manuskripte untersuchten, glaubten, sie seien in Hebräisch, der alten, traditionellen Sprache der Juden, geschrieben. Das war aber nicht so. Das wichtigste Manuskript war in koptischer Sprache verfasst, der antiken Sprache der Menschen, die das große Flusstal bewohnten. Diese Sprache wird in einer Schrift dargestellt, die viele Buchstaben aus dem griechischen Alphabet übernommen hatte. Koptisch ist die ursprüngliche Sprache der vielen Christen, die in Ägypten leben. Die Papyrustexte mussten also von Menschen geschrieben worden sein, die mit der Bibel vertraut waren, doch gab es in der unmittelbaren Umgebung der Fundstelle keine Klöster. Erst in einer Entfernung von zwei Wegestunden finden sich auf den Höhen des Jebel Qarara die Ruinen eines Klosters.

Ohne dass Am Samiah oder die Fellahin es ahnten, sollte sich ihr Papyrusfund als eine der größten Entdeckungen des 20. Jahrhunderts erweisen. Seit dem historischen Fund bei Nag Hammadi, weiter oben im Niltal, war ein so bedeutender Schatz nicht wieder entdeckt worden. Dort hatte eine Gruppe

von Bauern im Dezember 1945 einen großen Tonkrug mit zwölf in Leder eingebundenen Papyrus-Kodizes gefunden – ein ungeheurer Schatz, vergleichbar der Entdeckung der Qumran-Rollen am Toten Meer. Die Bibliothek von Nag Hammadi brachte der Erforschung der frühen Geschichte des Christentums ungeheure Erkenntnisse, denn sie enthielt viele gnostische Texte, die von frühen Kirchenvätern als häretisch verdammt worden waren. Diese Bücher verkündeten ebenfalls die gute Nachricht von Jesus, doch unterschied sich ihre Botschaft radikal von dem, was die Texte, die in das Neue Testament eingegangen waren, verkündeten.

Der weiße Kalksteinsarkophag, den die Bauern von Qarara entdeckt hatten, enthielt Texte, die von Jesus sprachen, die aber von der rechtgläubigen Kirche nicht anerkannt worden waren. Einer sollte das besondere Interesse der Forscher wecken: das Evangelium des Judas. Dieses 26-seitige Papyrusmanuskript kündete von einem geheimen Plan, den Jesus mit Judas hatte. Er forderte von dem Jünger, dem er am meisten vertraute, das größte aller Opfer: Er sollte ihn verraten, ihn ausliefern, auf dass er hingerichtet, seine Seele aus dem Gefängnis seines Leibes befreit und damit seine Bestimmung erfüllt würde. Das Buch gab Hinweise darauf, welche Rolle Judas unter den Jüngern einnahm, die Jesus liebten – Judas, der Jünger, den die anderen ob der Aufgabe verachten würden, mit der Jesus ihn betraut hatte.

Die Erzählung, die auf diesen Papyrusseiten festgehalten war, gab der alten Geschichte, die Millionen Christen in aller Welt heilig ist, eine erstaunliche Wendung. Irgendwann in ferner Vergangenheit hatte der Schreiber einer christlichen Sekte dieses Evangelium niedergeschrieben. Judas' Version der bekannten Geschichte war zuvor nie erzählt worden. Der Verfasser dieser Version, wer immer es war, glaubte in Widerspruch zu allen sonstigen Fassungen daran, dass der Verräter gut war

und die Botschaft Jesu als Einziger verstanden hätte. Nun konnten diese Worte nach vielen Jahrhunderten wieder gelesen werden. Judas oder jener, der hier für ihn sprach, konnte nun endlich die Geschichte aus der Perspektive des Verräters erzählen.



Jede Erforschung des ägyptischen Christentums sollte die sagenumwobene Stadt Alexandria zu ihrem Ausgangspunkt wählen. Die koptisch - orthodoxe Kirche behauptet, ihre Lehren stammten direkt vom heiligen Markus, dem Verfasser des ältesten neutestamentlichen Evangeliums. Nach der Darstellung der Kopten kam Markus unter der Herrschaft des Kaisers Nero in den 50er Jahren des 1. Jahrhunderts nach Alexandria und wurde während eines jüdischen Aufstandes gegen die römischen Soldaten, die die jüdische Religionsausübung unterdrückten, im Jahr 68 getötet.

Die Stadt ist nach Alexander dem Großen benannt, der im Glanz der Jugend an der Spitze seiner makedonischen Armee Vorderasien durchzog und die damals bekannte Welt unter seiner Herrschaft vereinte. Er gründete die Stadt als Geschenk an die Götter und sein Volk. In den nächsten dreihundert Jahren erlebte sie als Hauptstadt Ägyptens unter der Herrschaft des Ptolemaios, einem der Generäle Alexanders, und dessen Nachkommen eine Blütezeit. Die Bibliothek von Alexandria wurde zur größten der Antike, ihr Leuchtturm war eines der sieben Weltwunder des Altertums. Nach der Volkssage verführte Kleopatra in dieser Stadt Julius Caesar und später, nach dessen Ermordung, auch den Markus Antonius.

Heute ist Alexandria mit sechs Millionen Einwohnern die zweitgrößte Stadt Ägyptens. Ihre sagenhafte Küste erstreckt sich

über zwanzig Kilometer am Mittelmeer, während die Stadt selbst kilometerweit nach Süden ins Hinterland ausgreift. Von der Küste aus bietet sich, passend für die Stadt mit ihren starken historischen Bezügen nach Griechenland, ein atemberaubender Blick hinaus über das blaue Meer nach Norden, wo Kreta und, in mehreren hundert Kilometer Entfernung, das griechische Festland liegen. Von der Fassade der britischen Kolonialzeit ist viel geblieben und weckt Erinnerungen an die berühmten Tage jener Herrschaft am Beginn des 20. Jahrhunderts, die Lawrence Durrell in seinem gefeierten Werk *The Alexandria Quartet* so lebendig zu schildern verstand. Bei näherem Blick freilich ähneln die Häuser doch vielen im übrigen Ägypten, sie sind verfallen und schäbig. An der berühmten Mole wie auch im Binnenland wurden prächtige Gebäude durch geichtslose, mehrgeschossige Apartmenthäuser ersetzt. Alexandria ist auf dem Weg zu einer überfüllten Metropole, einer Stadt fern ihren griechischen Ursprüngen; sie wird gleichermaßen geprägt durch die modernistische Architektur der kürzlich neu errichteten Bibliothek wie durch einen erstarkenden Islam, von dem die wachsende Zahl der Frauen zeugt, die das bescheidene Kopftuch der Gläubigen tragen.

Beim Judasevangelium kam Alexandria über Joanna Landis ins Spiel, eine Einwohnerin dieser geschäftigen Hafenstadt. Am Samiah führte sie zu einem abgelegenen Ort am Ostufer des Nils, wo ein interessanter Fund entdeckt worden war. Alexandria ist ein Zentrum des ägyptischen Exports, auch von ägyptischer Volkskunst und antiken Objekten. Das alte Ägypten war eine der bedeutendsten frühen Kulturen; die Schätze aus dem Grab des Tutanchamun sind nur der spektakulärste Fund aus einer fünftausendjährigen Vergangenheit. Auf der alltäglichen Ebene gibt es hier viele kleine Händler, die stets zu allem bereit sind, um einen zusätzlichen Dollar oder ein zusätzliches Pfund zu verdienen. Sie verkaufen Modeschmuck, Amulettperlen,

lokales Kunsthandwerk und – mit viel Glück – auch einmal eine größere antike Skulptur oder einen alten Papyrus.

Joanna war eine Gelegenheitshändlerin in Kunsthandwerk und Artefakten, die gelegentlich in den Süden, nach Mittel- und Oberägypten fuhr. Ihre Fahrten bedeuteten für sie zugleich Reisen in die Vergangenheit des Landes, das sie liebte. Joanna war vom alten Ägypten verzaubert und sah die Jahrhunderte an sich vorbeiziehen, während sie den Nil hinauffuhr. Das Wort Nil stammt vom griechischen *Neilos*, „Flusstal“; die Menschen, die an seinen Ufern leben, glauben, der Nil sei die Quelle allen Wohlstands. Sie haben dazu auch guten Grund, denn der über 1500 Kilometer lange Fluss durchquert ein Land, das im Übrigen von der Wüste Sahara geprägt ist. Das Nildelta im Norden ist so fruchtbar, dass es die Kornkammer des Römischen Reiches bildete.

An den Ufern, die früher in jedem Sommer überflutet waren, bot sich Joanna ein breites Panorama des Lebens mit Bauerndörfern und Feldern, die auf die ewig gleiche, traditionelle Art bestellt werden. Kanäle leiten das Wasser des Flusses ab und sorgen kilometerweit ins Hinterland für Bewässerung. Zur Erntezeit Ende April werden mit Pferdekarren die grünen Weizenähren und ein Gras eingebracht, das die Araber *Bersim* nennen, eine Art Klee, der als Viehfutter dient. In den kilometerweiten Weizenfeldern, die sich unter der ägyptischen Sonne wiegen, stehen zur Abwehr hungriger Vögel überall Vogel-scheuchen herum, die meistens mit der *Galabiya*, dem ägyptischen Gewand, bekleidet sind.

Fährt man von der Küste nach Süden, wird der Anblick des Nildeltas bald von dem ausufernden städtischen Mischgebilde Kairos abgelöst. Kairo, die Hauptstadt Ägyptens und größte Stadt Afrikas, ist in den letzten Jahren auf sechzehn Millionen Einwohner angewachsen. Kairo erstreckt sich an beiden Ufern des Nils und nimmt eine Fläche von mehr als 450 Quadratki-

lometern ein. Zahlreiche Vorstädte umgeben die eigentliche Stadt. Südlich der Innenstadt liegt Alt-Kairo, der Sitz der koptisch-christlichen Gemeinde mit einer Reihe koptischer Kirchen, deren eigenartig geformte Kreuze die Kuppeln bekrönen. Gegenüber von Alt-Kairo befinden sich auf dem anderen Flussufer die Sphinx und die drei berühmten Pyramiden von Gizeh, in denen Pharaonen aus der Zeit des Alten Reiches begraben wurden. Nach Süden folgen kilometerweit weitere Pyramiden auf der westlichen Seite des Niltals. In Sakkara stehen die berühmte Stufenpyramide, in Dahschur die massive Knickpyramide und die Rote Pyramide, die beide zu den ältesten ihrer Art gehören und gegen 2600 v. u. Z. errichtet wurden.

Ein Ziel von Joannas Beutezügen lag in der Provinz Al Minya in der Region, die als Mittelägypten bezeichnet wird, wo auch heute noch viele ägyptische Christen leben. Sie kam an kleinen Dörfern mit Hütten aus Lehmziegeln vorbei und gelangte schließlich in eine der nördlichsten Städte Al Minyas, Maghagha, 192 Kilometer südlich von Kairo. Maghagha, ausgesprochen ungefähr Marera, ist eine schmutzige, kleine Handelsstadt, deren Bevölkerung zu etwa 15 Prozent aus koptischen Christen besteht. In der gesamten Umgegend finden sich koptische Kirchen mit ihren verzierten Kreuzen.

Das Christentum breitete sich in den Jahrhunderten der römischen Herrschaft im gesamten Niltal aus. Das Konzept des Eremiten, eines von der Welt abgeschieden lebenden Einsiedlers, der sich in Kontemplation versenkte und Heiligkeit erlangen konnte, könnte hier, zumindest für den Bereich der westlichen Zivilisation, entstanden sein. Hier entstanden außerdem die ersten christlichen Klöster; möglicherweise lebte der Schreiber, der das Judasevangelium ins Koptische übersetzte, in einem dieser Klöster.

Die gesamte Gegend ist voller Religionsgeschichte. Im Süden Mittelägyptens liegt Tell-el Amarna. Im 14. Jahrhundert v.

Chr. erklärte der Pharao Echnaton als früher Vorläufer des Monotheismus den Sonnengott Aton zum einzigen, wahren Gott. Um Atons Vorherrschaft über alle anderen ägyptischen Götter durchzusetzen, errichtete er die neue Hauptstadt bei Amarna, die mit vielen weißen Tempeln ausgeschmückt wurde. Atons Herrschaft überdauerte den Pharao nicht: Nach Echnatons Tod verlegte sein Nachfolger und möglicherweise auch Sohn, der sagenumwobene Tutanchamun, die Hauptstadt zurück nach Theben.

Bei einer Fahrt nach Maghagha suchte Joanna 1978 Am Samiah auf, einen Dorfbewohner, von dem sie glaubte, er könnte ihr bei der Aufstöberung einiger interessanter Stücke helfen. Sie wusste bereits, dass er die Augen nach Antiquitäten offen hielt, die an Kontakteute in den Basaren Kairos oder Alexandrias verkauft werden könnten. Bei dem Treffen erzählte Am Samiah ihr von den alten Dokumenten, die er unlängst gefunden und verkauft hatte. Zu jener Zeit war Joanna nicht an Geschäften mit antiken Papyri beteiligt und konnte auch von der unschätzbaren Bedeutung jenes Fundes nichts wissen, deshalb hatte sie kein Interesse, die Dokumente selbst zu erwerben. Aber er brachte sie zu dem Ort, wo der Fund entdeckt worden war.

Joanna erinnert sich: „Am Samiah lebte dort mit seinen zahlreichen kleinen Kindern und seiner Frau in einem unfertigen, zweigeschossigen Backsteinhaus. In seiner ‚Garage‘ stand ein ... schönes Kamel, das er, manchmal eigenhändig, mit Ful [dem ägyptischen Erbsenmus] fütterte. Wie die drei Weisen aus dem Morgenland trug er stets Galabiyas, hatte Unmengen an Tüchern um seinen Kopf gewickelt, lief aber sommers wie winters in Plastiksandalen herum.“

Wie viele Einwohner Maghaghas war Am Samiah ein Knoblauchbauer. Knoblauch ist die Spezialität Maghaghas. Genährt vom Wasser des Nils und der brennenden ägyptischen Sonne,

entwickelt der Knoblauch hier eine starke Würze, obschon die Knollen sehr klein bleiben. Wie viele Menschen Mittelägyptens war auch Am Samiah ein Mitglied der koptisch-orthodoxen Kirche Ägyptens. „Er war Kopte“, berichtet Joanna. „Das sah man schon an den Heiligenbildern an den Wänden im Empfangszimmer seines Hauses. Das war ein Zimmer, recht sauber, in dem viele schmale Bänke herumstanden. Die Besucher, meistens Männer, sitzen dort, die Füße auf den Bänken. Er servierte dort gut gebrühten Shai, d. h. Tee, in kleinen Gläsern, auf denen noch das kleine, goldene Etikett des Ladens klebte. Der Tee war sehr stark und würzig, mit viel Zucker und *Nana*. Am Abend gab es dann *Araq balah* [Dattelschnaps].“



Wie viele Christen im gesamten Römischen Reich hatten auch die Christen Ägyptens in den ersten drei Jahrhunderten nach Jesus mehrfach unter Verfolgungen zu leiden, ehe Kaiser Konstantin 313 das Christentum legalisierte. In der Zwischenzeit breitete sich der neue Glaube unaufhaltsam über Alexandria in die Siedlungen des Niltals aus.

Als die Araber im 7. Jahrhundert das Land eroberten, kam mit ihnen eine neue Religion, der Islam, in das Land. Die Araber bezeichneten die einheimischen Ägypter als *Qubti*, von griechisch und koptisch *Agyptios*, das wiederum von Ha-Ka-Ptah, dem Namen von Memphis, der Hauptstadt des ägyptischen Alten Reiches, abgeleitet ist. Das Wort Kopte, eine entstellte Form von „Qubti“, bedeutet also Ägypter.

Die Ägypter hatten das griechische Alphabet zur Darstellung übernommen; da diesem aber bestimmte Zeichen für Laute ihrer Sprache fehlten, fügten sie sechs Zeichen hinzu und kamen auf ein Alphabet von 32 Buchstaben. Immer häufiger

wurden nun die Erzählungen ihrer christlichen Religion in der eigenen Sprache und den ägyptischen Regionaldialekten aufgezeichnet. Koptisch ist also die Bezeichnung für die letzte Entwicklungsstufe der ägyptischen Sprache, aufgezeichnet in einer dem griechischen Alphabet entlehnten Lautschrift.

Die Kopten behaupten, dass sie reinblütige Ägypter sind, und diese Behauptung wird auch von vielen ägyptischen Muslimen akzeptiert. Die muslimische Bevölkerung Ägyptens bezeichnet sich selbst häufig als „arabisch“ und ägyptisch. Die koptische Religion starb nach der arabischen Eroberung Ägyptens (641) keineswegs aus. Heute ist ungefähr einer von acht Ägyptern ein koptischer Christ.

Joannas Erinnerungen über Am Samiah und das, was er ihr erzählte, kreisten um die jahrhundertelange Geschichte des Niltals, wo die gleiche Lebensweise von Generation zu Generation weitergegeben wurde. „Der trockene Wüstenwind, der durch das Dorf weht, trägt den Geruch nach selbst gebackenem Brot mit sich. Sie backen auf den Dächern ihrer Häuser, die Frauen sitzen auf dem Boden um die Tableya [den schmalen Tisch, auf dem der Teig geht] und schwatzen. Die Finger kneten den Teig, um den arabischen Regiff zu bereiten. Dazu kommt der Geruch der trockenen Getreidehalme, die auf dem Dach ausgebreitet sind. Isst man frisch gebackenes Brot und dazu gebratene Eier mit Samna baladi [zerlassener Butter], dann kann man an seine Geschäfte gehen.“

Am Samiah war ein hart arbeitender, ausdauernder, warmherziger Mann, der Besuchern stets offen und gastfreundlich entgegenkam. Neben Knoblauch pflanzte Am Samiah für sich, seine Familie und seine Kamele Bohnen, Weizen, Zuckerrohr und jenes von den Einheimischen Bersim genannte Viehfutter an. Trotz allem aber ernährte ihn sein Land nur dürftig. Um sein Einkommen aufzubessern, suchte er, wie viele andere Menschen in der Region, nach allem, was er kaufen und auf

den Märkten Al Minyas oder auch darüber hinaus, in Kairo oder Alexandria, mit Profit weiterverkaufen konnte. Meistens handelte es sich dabei um billigen Plunder oder Amulettperlen. Manches war wertvoll, anderes nicht.

Eine wichtige Einkunftsquelle waren antike Textilien, die Am Samiah und andere in der Region entdeckten, sowohl um Maghagha herum als auch in der Stadt Qarara in den Hügeln jenseits des Nils. Die trockene Wüste bietet günstige Bedingungen für den Erhalt solcher fragilen alten Artefakte. Zwischen den späten 1960er und den frühen 1980er Jahren wurden hier koptische Textilien aus dem 4. und 5. Jahrhundert gefunden und anschließend exportiert.

„Am Samiah erzählte mir von einem Textil, einer koptischen Stickerei, die er gefunden und verkauft hatte“, erinnert sich Joanna. „Er war beeindruckt, denn auf dem Stoff war el Adra – die Jungfrau Maria – dargestellt.“

In langen Gesprächen fand Joanna heraus, wie Am Samiah arbeitete. Er war kein Schatzgräber, sondern ein Kundschafter, der die Augen offen hielt, um Wertvolles in diesem Teil Ägyptens zu finden. Seine Arbeit erforderte Mobilität, aber er konnte sich kein Auto leisten. Ein guter Freund erwies sich als große Hilfe. Mahmoud, der als Arbeiter bei einer Regierungsstelle nahe Maghagha beschäftigt war, besaß ein kleines Auto. Er wurde Am Samiahs Mitarbeiter und schließlich Partner bei einer Reihe seiner Geschäfte.



Die Menschen in den koptischen Dörfern Mittelägyptens waren häufig Analphabeten wie Am Samiah, und sie brauchten Verbindungen, wollten sie die Schätze der Vergangenheit an Händler in Kairo oder Alexandria verkaufen. Am Samiah und

sein Freund Mahmoud, ein Muslim, fuhren von Ort zu Ort und nahmen Kontakt zu den örtlichen Juwelieren auf. Die Läden dieser Juweliere hatten ein weitaus vielseitigeres Angebot als das, was ein Westler in einem Schmuckladen zu finden gewohnt ist. Manchmal gibt es in diesen Läden auch gar keine Juwelen. Diese Händler sammeln Plunder und Amulette, Ikonen und Textilien, kurz alles, was einen Wert haben könnte. Manche der Juweliere, die Am Samiah kennen lernte, besaßen Läden in Kairo oder sie hatten zumindest Verbindung zu Händlern in Kairo oder Alexandria, denen sie vertrauten.

Naturgemäß bedeutete jeder weitere Schritt der Ware eine Preiserhöhung. Die ägyptischen Dorfbewohner – einschließlich der örtlichen Schmuckhändler – erhielten keinen Anteil an den Aufschlägen, da sie aber außer ihrem Lokaldialekt keine andere Sprache beherrschten, brauchten sie Mittelsmänner, die ihre Waren auf einem größeren Markt anbieten konnten. Die dreistündige Fahrt von Maghagha nach Kairo brachte eine beträchtliche Preiserhöhung mit sich. Am Samiah konnte ein wertvolles Stück zu einem recht hohen Preis verkaufen – gelegentlich für bis zu 1000 ägyptische Pfund, was damals ungefähr 300 US-Dollar entsprach. Für die meisten Stücke erzielte er freilich weit weniger. Der Händler in Kairo oder Alexandria, der wiederum Verbindungen hatte, konnte seinerseits einen höheren Preis fordern. Geling es, Verbindungen zu wohlhabenden europäischen oder amerikanischen Händlern anzuknüpfen, bedeutete dies einen weiteren Preisaufschlag. Und wenn es diesen Händlern gelang, das fragliche Stück an ein Museum, einen reichen Privatsammler oder eine Universität zu verkaufen, so erbrachte dies den höchsten denkbaren Preis.

Der Handel ist so alt wie die Zivilisation. Der Handel mit Kunstwerken und Antiquitäten existiert neben dem Handel mit landwirtschaftlichen und sonstigen Erzeugnissen im östlichen Mittelmeerraum seit mindestens drei Jahrtausenden. Im 19.

Jahrhundert entdeckte der Westen Ägypten und seine antiken Schätze aufs Neue. Einige der größten Schätze des Landes, beispielsweise der Stein von Rosetta, wurden ausgegraben oder käuflich erworben und gelangten nach Europa und in die übrige Welt, wo sie in Museen von St. Petersburg über Berlin und London bis nach Los Angeles zu finden sind.

Dieser Handel brachte Ägypten auch großen Nutzen. Die ägyptischen Antiquitäten wurden in wichtigen Institutionen in der gesamten westlichen Welt ausgestellt, dadurch vermehrte sich das Interesse für die ägyptische Kultur und Besucher kamen ins Land – so viel, dass der Tourismus schließlich zum wichtigsten Wirtschaftszweig und zur Haupteinnahmequelle für harte Devisen wurde. Viele ägyptische Führungspersönlichkeiten betrachten den Handel jedoch als ein einseitiges, für Ägypten letztlich nachteiliges Geschäft.

Als das Land nach dem Zweiten Weltkrieg seine volle Unabhängigkeit erlangte, verfügte die Regierung fast sofort Beschränkungen und versuchte, den Antiquitätenhandel unter ihre Kontrolle zu bringen. Der Höhepunkt dieser Bestrebungen war ein Gesetz aus dem Jahr 1983, das, ausgehend von älteren, seit 1951 erlassenen Bestimmungen, den Verkauf und Export von Antiquitäten unter strikte Regierungskontrolle stellte. Dieses Gesetz gab den Antiquitätenhändlern sechs Monate Zeit, bestimmte, in ihrem Besitz befindliche Objekte registrieren zu lassen, und schränkte deren Verkauf und Export ein. Die ägyptische Regierung versucht, teils motiviert vom Nationalismus und dem Wunsch, das eigene kulturelle Erbe zu schützen, jenen Gewerbebezweig so strikt wie möglich zu überwachen und den Export in engen Grenzen zu halten. Die ägyptische Regierung will den Verkauf und die Gewinne überwachen und kontrollieren und jeden – auch eigene Staatsbürger – daran hindern, auf eigene Rechnung an diesem Handel teilzunehmen und davon zu profitieren.

Diese Einstellung hat den Handel jedoch keineswegs zum Erliegen gebracht, sondern ihn immer mehr in die Illegalität getrieben, wodurch er schwieriger zu verfolgen ist. Dieser Handel wird weitgehend davon angetrieben, dass immer noch ein Vorrat an potenziell wertvollen Gütern in einem Land vergraben liegt, in dem es oft schwer ist, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, während gleichzeitig ein kleiner werdender, aber ausgesprochen lukrativer Markt für diese Güter überall dort existiert, wo Antiquitäten und Zeugnisse der antiken Kultur verkauft oder ausgestellt werden können. Der Handel mit antiken Kunstgütern bleibt also ein einträgliches Geschäft, für das man heute allerdings viel mehr Gerissenheit braucht als früher.

In den frühen 1980er Jahren kam das Thema der Provenienz, also der nachgewiesenen Herkunft, auf die Tagesordnung, und dabei ist es geblieben. Der Ägyptologe Robert Bianchi erklärt: „Ein Objekt gilt heute als schuldig, bis seine Unschuld bewiesen ist.“ Wenn ein antikes Artefakt nach der Einführung des Gesetzes über die Beschränkung der Ausfuhr von Altertümern aus Ägypten exportiert wurde, können die Ägypter ihm mit allen legalen Mitteln, über die sie verfügen, nachgehen.

Im Verein mit mehreren anderen Ursprungsländern versucht Ägypten, Kunstwerke, die vor Jahrzehnten oder selbst schon vor einem Jahrhundert aus dem Land exportiert wurden, für sich zu reklamieren. Verhandlungen und zuweilen auch Gerichtsverfahren zwischen den Ländern, aus denen die Antiquitäten stammen, und einigen führenden Museen der Welt – darunter das Getty Museum in Los Angeles, das Metropolitan Museum in New York und das Britische Museum in London – haben Schlagzeilen geliefert. Einige der umkämpften Kunstgüter sind zweifelsfrei gestohlen worden. In einem eklatanten Fall wurde der New Yorker Spitzen-Kunsthändler Frederick Schultz im Jahr 2002 wegen Hehlerei mit gestohlenen ägyptischen An-

tiquitäten verurteilt. In dem Fall ging es unter anderem um die Büste eines Pharaos, die er für 1,2 Millionen Dollar verkauft hatte – der britische Händler Jonathan Tokely-Parry hatte das Stück als billiges Souvenir aus Ägypten ausgeführt.



Während Joannas Besuch in Maghagha im Jahr 1978 führte Am Samiah sie an das andere Ufer des Nils an die Stelle, wo der antike Kodex, ein Band mit verschiedenen Texten, gefunden worden war. Sie überquerten den Fluss in einer Feluke, einem typischen, selbst gefertigten Segelboot aus Holz, auf dessen Deck sich, für Notfälle, auch Ruder befinden. Sie erinnert sich, dass die Segel mit vielen Flickern ausgebessert worden waren. Die Bootsleute kannten sich gut auf dem Nil aus und führten das kleine Boot sicher über starke Stromschnellen und Untiefen zu einer Lagune auf der anderen Seite.

„Seine Frau und zwei Kinder kamen mit“, erinnert sich Joanna. „In ihrem Korb hatte sie einige Sachen dabei. Als wir mitten auf dem Fluss waren, holte sie zwei Becher aus ihrem Zenbil [Korb], schöpfte damit aus dem Nil und bot mir das Wasser, das Maya assleya [das wahre Wasser], an. Aus Angst vor der Bilharziose wagte ich nicht zu trinken, aber sie bestand darauf.“ Es heißt, das Wasser des Nils zu trinken bringe Segen, aber es ist mit der Gefahr verbunden, an jener gefährlichen Infektion zu erkranken. „Ich kann nur sagen, es schmeckte so süß, dass ich mich heute noch daran erinnere.“

Auf dem anderen Ufer erwartete Joanna eine neue Welt. „Ein Schauer der Ewigkeit wehte mich an. Kleine Kinder spritzten Wasser auf ihre kleinen Esel, ihre glänzenden, sonnengebräunten Körper glänzten in der Sonne. Es war eine andere Welt, kein Stress, keine Eile. Kleine Esel wurden wie vor zwei-

tausend Jahren von den Kindern zum Nil getrieben, um dort zu trinken und zu baden.“

Nach der Landung marschierten Joanna und Am Samiah auf einem unbefestigten Weg hügel auf. Wie lange sie gingen, weiß sie nicht mehr, aber weit war es nicht. Die Kinder, die ihnen folgten (Kinder und Fliegen folgen einem in Ägypten überall hin, bemerkt Joanna), waren zurückgefallen und nur noch als eine kleine Staubwolke zu erahnen. Joanna erblickte ein festungsartiges Bauwerk mit dicken Lehmwänden. Sie fragte sich, ob diese Mauern die Bewohner wohl vor der drückenden Sommerhitze oder vor äußeren Feinden schützen sollten.

„Wir kamen in einen Hof, in dem Hühner, Hunde, Kinder und Ziegen herumliefen. Wir betraten das Empfangszimmer, wo der Tee serviert wurde Er war heiß und mit Minze gewürzt. Dann erhob sich Am Samiah und forderte mich auf, ihm zu folgen: Yialla al magara [gehen wir zu der Höhle]; so bezeichnete er unser Ziel.“

Die Stätte, wohin Am Samiah Joanna führen wollte, bestand aus einer Reihe von Katakomben. Soweit sie wusste, war deren Existenz westlichen Archäologen genauso wenig bekannt wie irgendeinem der vielen Ägyptologen, die die Region bereisten. „Die Katakomben waren das eigentlich Verwunderungswürdige bei diesem Ausflug“, berichtet sie. „Sie waren in die Kalksteinhänge des Berges gehauen. Große, rechteckige Pfeiler stützten die Grottendecke, sie schienen endlos weiterzugehen. Stilistisch erinnerten sie mich an die Katakomben in Alexandria.“

„Plötzlich tat sich ein Loch vor uns auf, ein großer Stein wurde beiseite gehoben, und wir tauchten ein in eine stille, unterirdische Welt. Es war eine hohe, luftige Galerie mit vielen quadratischen Säulen, alle aus dem Kalkstein gehauen. Wir konnten aufgerichtet stehen und umhergehen. Das einzige Licht kam aus der Öffnung, durch die wir eingetreten waren.“

Der Ort war sauber, kein Verwesungsgeruch lag in der trockenen Luft.“

Eine weitere außerordentliche Offenbarung erwartete sie.

„Bei dieser Gelegenheit erzählte mir Am Samiah von den Büchern. Er erzählte wenig – dass er sie in einem Kasten gefunden hatte, den er unlängst verkauft hätte. Ich fragte ihn, ob es griechische Bücher gewesen seien. Aber er konnte nicht lesen. Er wusste nicht, um welche Sprache es sich handelte oder ob die Manuskripte in verschiedenen Sprachen geschrieben waren. Ich fragte ihn, wo er sie gefunden hätte, und er sagte nur: ‚fel gabal‘, im Berg.“

Am Samiah erzählte Joanna, dass er die Bücher vor einiger Zeit verkauft hätte. Sein Händler in Kairo hätte die Texte interessant gefunden, er selbst habe einen guten Preis erzielt. Eine gute Zeit lag vor ihm; seine Familie würde viele Monate von dem Erlös leben können. Vielleicht würde er sich jetzt ein eigenes Auto kaufen.

Plötzlich befiel Joanna Angst und ein dunkles, fast mystisches böses Vorgefühl in der Höhle. Sie war fast in Panik, als sie aus der Höhle kletterten, und erleichtert, wieder das Tageslicht zu erblicken. Später fragte sie sich oft, was wirklich im Jebel Qarara geschehen und was dort entdeckt worden sein mochte.

Joannas Bericht ist ein einzigartiges Zeugnis, denn Am Samiah erzählte ihr einiges, wenn auch nur zurückhaltend, sei es aus Furcht oder aus Diskretion. Ihr Bericht ist bislang der einzige, den wir von der spektakulären Entdeckung haben. Am Samiah ist einige Jahre später gestorben. Der ortansässige Kundschafter, der eine solch wichtige Rolle dabei spielte, dass das Judasevangelium ans Tageslicht kam, nahm einen großen Teil seines Wissens mit ins Grab.



27 Jahre später versuchte Joanna den genauen Fundort des Kodex zu ermitteln. Nach längerer Suche kam sie an die Telefonnummer Mahmouds, des Mannes, von dem sie wusste, dass er mit Am Samiah zusammengearbeitet hatte.

Mahmoud erinnerte sich gleich an sie. Er freute sich, nach so langer Zeit von ihr zu hören. In seiner ersten Begeisterung erklärte er, die Einzelheiten über die Entdeckung herausgefunden zu haben. Er wäre selbst in der Höhle gewesen und wüsste genau, wo die alten Texte gefunden worden wären. Es war der Ort, den Joanna besucht hatte. Mahmoud beschrieb ihr die Höhle in ausführlichen Details. Er erinnerte sich an eine Reihe von Körben, in denen sich römische Glasflaschen befunden hätten; diese seien auf die großen Märkte in Kairo und Alexandria gelangt.

Er fügte aber auch Warnungen hinzu. Die ägyptischen Behörden wüssten noch immer nichts von der Existenz der Katakomben. Die Öffnung wäre schon lange wieder verschlossen worden. Die Dorfbewohner wären über die Raffir beunruhigt, die staatlichen Aufseher, die jetzt in der Gegend auf Patrouille gingen. Mahmoud war bereit, Joanna zu der Höhle zu bringen, doch müsste dies bei Nacht geschehen, damit sie von den Aufsehern unbemerkt blieben, wenn sie in die Höhle eindringen. Man würde etwas graben müssen, um hineinzukommen, und nach dem Verlassen alle Spuren beseitigen. Deswegen sollte sie einen Freund mitbringen. Man würde die ganze Nacht in den Wüstenhügeln des Jebel Qarara verbringen.

Vorsicht war noch aus einem weiteren Grund geboten. Nach Am Samiah wäre, so berichtete Mahmoud, eine andere Gruppe von Gräbern in der Höhle gewesen. Diese Leute hätten weiteres Material aus der Höhle mitgenommen, zusätzlich zu den Texten, die in den ersten beiden Särgen nahe dem Eingang gefunden worden waren. Diese Grabräuber seien keine besonders angenehmen Zeitgenossen; es wäre wirklich viel gesünder, ih-

nen unter allen Umständen nicht in die Quere zu kommen. Sie würden sich rächen, falls man sie bloßstellte.

Joanna vereinbarte ein Treffen mit Mahmoud. Das sollte einen Monat später stattfinden, um die Pläne abzustimmen.

Doch in dem dazwischenliegenden Monat änderte sich die Lage. Probleme traten auf. Bei einem weiteren Telefonat setzte Mahmoud Joanna davon in Kenntnis, dass der Platz von der zweiten Gruppe völlig verwüstet sei. Überall lägen Gebeine herum. Der Ort wäre ein einziges Durcheinander, sähe aus, wie das, was er war: eine geplünderte Begräbnisstätte. Alle Objekte wären entfernt. Sie seien längst auf den Märkten in Kairo und Alexandria verkauft worden. Mahmoud hatte mit diesen späteren Verkäufen nichts zu schaffen, hatte aber von ihnen gehört.

Als endlich das vereinbarte Treffen stattfand, traf sie auf einen Mann, der ein T-Shirt und keine Galabiya trug. Mahmoud war ein kräftig gebauter, hübscher Bursche mit einem glatten Lächeln. Sein Haar war kurz geschnitten, und er machte einen intelligenten, wachsamem Eindruck. Doch ging er gegenüber seinen früheren Aussagen weiter in die Reserve. Er äußerte sich weniger präzise über die genaue Lage der Katakomben. Er erklärte Joanna, für jeden Ortsfremden wäre die Stätte äußerst schwierig zu finden. Die Behörde für den Schutz der Altertümer wüsste nichts von ihr, nur er und einige örtliche Fellahin könnten sie finden.

Er ruderte noch weiter zurück. Doch ja, die Texte wären im Jebel Qarara gefunden worden, aber nicht genau dort, wo Joanna gewesen wäre. Die wirkliche Höhle wäre etwa fünf Kilometer entfernt. Er wiederholte, dass er sich Sorgen wegen der Raffir machte. Er sei schon bereit, Joanna hinzubringen, aber nur, wenn man ihn bezahlte und wenn Joanna und ihre Kollegen alle Verantwortung übernähmen.

Wahrscheinlich bezog er sich mit „Verantwortlichkeit“ auf allerlei Ausgaben, die anfallen konnten: Anwaltskosten im Fall

einer Verhaftung, Bestechungsgelder, die man vielleicht bezahlen müsste, um Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, oder Summen, mit denen man die zweite Gruppe wegen eines Eingriffs in ihre „Besitzrechte“ zufrieden stellen könnte. An diesem Punkt wurden die Verhandlungen abgebrochen.

Die Idee, in Ägypten ohne die vorgeschriebenen Genehmigungen in eine archäologische Stätte einzudringen, war an sich schon unattraktiv genug. Unter normalen Umständen bedarf es acht verschiedener Genehmigungen von acht verschiedenen ägyptischen Behörden, um einen „sensiblen“ Ort aufzusuchen, und die gesamte Provinz Al Minya fiel unter diese Kategorie. Außerdem waren für eine solche Expedition außergewöhnliche Vorbereitungen erforderlich. Es bestand wirklich Gefahr. In der Provinz Al Minya war es zu einer Reihe von Terroranschlägen durch islamische Fanatiker gekommen, die Sicherheitslage galt dort als problematisch. So wurde Mahmouds Angebot schließlich abgelehnt.



Die erste Spur der Manuskripte ist inzwischen erkaltet und wird erst wieder deutlicher, als sie in Kairo zutage kamen. Die Leute, die die Texte dort in die Hände bekamen, wussten noch nichts vom Evangelium des Judas. Die ägyptischen Bauern, die es in der Katakombe entdeckt hatten, wussten noch nicht einmal, in welcher Sprache der Text geschrieben war. Der Händler, dem Am Samiah den Kodex in Kairo verkauft hatte, fand zwar ein wenig mehr heraus, aber auch er verstand nicht, was die koptischen Worte bedeuteten. Das fragile Papyrusmanuskript hatte seine verwickelte Reise angetreten, die es der Vernichtung nahe bringen sollte.

KAPITEL ZWEI

EIN KÖNIGLICHES LÖSEGELD

Soweit ich sehe, ist dies eine der größten historischen Entdeckungen des 20. Jahrhunderts, wenn die Datierung die Herkunft bestätigt. Es ist sicherlich die größte Entdeckung der letzten sechzig Jahre – seit Nag Hammadi und den Qumran-Rollen.

BART D. EHRMAN

Bald nach der Entdeckung in der Katakombe des Jebel Qarara wanderte der Kodex, nunmehr in Am Samiahs Besitz, nordwärts nach Kairo. Hier wurde er an einen Antiquitätenhändler namens Hanna Asabil verkauft. Als dessen Eigentum war er schlimmstem Verfall ausgesetzt.

Auf der Reise in die Stadt waren die Dokumente wahrscheinlich in Zeitungspapier eingewickelt, jedenfalls waren sie das später, als Leute in Europa und Amerika sie zu Gesicht bekamen. Wertvolle Güter verpacken die Ägypter in Zeitungspapier. Doch Papyri können durch Parasitenbefall oder Feuchtigkeit beschädigt oder zerstört werden. Gleiches gilt für grelles Sonnenlicht oder gar Feuer. Die Dokumente konnten zwar Millionen Dollar wert sein, doch hing das davon ab, dass sie gut erhalten blieben.

Doch viele Objekte auf dem ägyptischen Antiquitätenmarkt werden äußerst nachlässig behandelt. Am unteren Ende der Skala finden sich Papyri auf Märkten wie dem Souq al-Goma'a, den jede Woche in Kairo Tausende der Armen besuchen. In

diesem Land, das einen solchen Reichtum an Artefakten besitzt, hängt der Preis häufig vom Verkäufer ab, dessen Wissen üblicherweise das eines gewieften Geschäftsmanns, aber nicht das eines Akademikers ist.

In der Welt der ägyptischen Antiquitäten wird zudem auf Geheimhaltung Wert gelegt. Die Händler sagen ihren Kunden selten die Wahrheit und, wenn sie sich gezwungen sehen, nicht mehr, als sie müssen. In vielen Fällen kann die Wahrheit sie in Schwierigkeiten bringen. Der angesehene Papyrologe Ludwig Koenen, ein Professor an der University of Michigan, bringt es auf den Punkt: „Während meiner Zeit in Ägypten lernte ich, dass man dem Verkäufer oder Händler nicht trauen kann.“

Übertreibungen, Täuschungen und offene Lügen gehören zu den Verhandlungstechniken auf einem ägyptischen Souk. Sie sind ein Teil des Spiels, ein wesentliches Element in dem Geben und Nehmen, wie es seit Generationen praktiziert wird. Alle Mittel sind recht, damit ein Stück wertvoll oder authentisch erscheint. Und eine weitere Regel gilt speziell für den Handel mit Antiquitäten: Schütze deine Quellen! Eine Quelle preiszugeben ist ein problematisches, ja sogar gefährliches Unterfangen. Daher verraten die Händler auch nicht, wo genau ein Stück herkommt, noch, wenn es nicht nötig ist, mit wem ein Käufer es bei dem Geschäft zu tun hat.

Die Sanktionen für einen Verrat können hart sein. Es gibt Geschichten, dass ägyptische Händler einen Kollegen umbrachten, weil dieser so indiskret war, auszuplaudern, woher ein anderer seine Ware bezog. Jeder, der redet, gilt als Verräter an der ganzen Zunft.

Hanna würde niemals erzählen, woher er ein Objekt hatte, noch an wen er es verkaufte. Was wäre, wenn seine Quelle in Zukunft weitere Stücke anzubieten hätte? Was wäre, wenn es andere potenzielle Käufer gäbe? Zu verraten, wer die Käufer und Verkäufer waren, würde kein Geld einbringen. Informationen

preiszugeben könnte nur Schaden bringen, im geringsten Fall Konkurrenten in das Geschäft hineinziehen. Dass Hanna den Kodex mit den Manuskripten von Am Samiah gekauft hatte, war ein Geheimnis, das in der gleichen Weise geschützt wurde, wie Bob Woodward und Carl Bernstein die Identität ihrer Quelle Deep Throat nach Watergate dreißig Jahre geheim hielten.

Hanna hatte eine Reihe von Geschichten auf Lager, wie der Kodex gefunden worden und in seinen Besitz gelangt sei. Eine lautete, er und seine Familie hätten die kostbaren Manuskripte von seinem Vater geerbt. Die Dokumente in all ihrer Vielfältigkeit seien über Generationen vom Vater auf den Sohn vererbt worden – keiner wüsste, über wie viele. Um die Geschichte auszuschnüffeln, flocht Hanna manchmal ein, sein Vater habe als Bauer in Beni Mazhar, nördlich der Stadt Minya, gelebt. Dann sagte er, sein Vater hätte die Texte kurz nach dem Zweiten Weltkrieg in seinen Besitz bekommen – das will sagen, sicherlich einige Zeit vor dem Jahr 1951, als die ersten ägyptischen Gesetze zum Schutz der Altertümer erlassen wurden. Das einzige Problem mit diesen Geschichten ist, dass niemand sie glaubt.

Anlässlich des Besuchs bei einem potenziellen Käufer erzählte Hanna einem Händlerkollegen eine andere Geschichte über die Entdeckung der Texte. Zwei Bauern hätten ihre Felder bei Maghagha gepflügt. Plötzlich hätte der Boden nachgegeben, und sie seien auf eine Grabkammer gestoßen. In ihr hätten sie die Manuskripte, in Tücher eingewickelt, neben einer Leiche gefunden – Hanna benutzte die arabischen Wörter für „Mumie“ und „Sarkophag“. Diese Geschichte ist verdächtig ähnlich dem Bericht von der Entdeckung der Kodices bei Nag Hammadi; Hanna kannte sicherlich die Geschichte jenes Fundes aus dem Jahr 1945, über den die ägyptische Presse ausführlich berichtet hatte.

Eine andere Version der Erzählung von der Herkunft des Kodex überliefert der bekannte italienische Papyrologe Man-

fredo Manfredi, der mit Hanna in den frühen 1970er Jahren bekannt war. Der angesehene Professor der Florentiner Universität war damals ein häufiger Besucher in Kairo. Hanna erzählte ihm einmal, die Manuskripte seien in einem verschlossenen Raum, wahrscheinlich einem Grab, in Hermopolis, sechzehn Kilometer südlich von Al Minya, entdeckt worden. Ob an dieser Version etwas Wahres ist, weiß niemand.

Im Mai 2004 wollte sich Hanna erinnern, er sei in den Besitz einer Reihe von Manuskripten gelangt, einige in griechischer, andere in koptischer Sprache (wobei es fraglich ist, ob Hanna den Unterschied erkennen könnte). Die koptischen seien bei Maghagha, wahrscheinlich im Jebel Qarara jenseits des Nils, entdeckt worden, die griechischen hingegen in oder bei Beni Hassan, einer historischen Stätte in der Region.



Gleichgültig, woher die Manuskripte kamen, Hanna stand mit mehreren anderen ägyptischen Händlern in Partnerschaft und musste die Gewinne mit ihnen teilen. Ein Freund und Geschäftspartner einer dieser Händler, ein gewisser Boutros, erzählt noch eine andere Version von jenen Ereignissen, die nur fünfundzwanzig Jahre zurückliegen, aber so verschwommen und unklar sind wie das Erscheinungsbild der Dinge in dem Nebel, der am frühen Morgen über dem Nil liegt, bevor die Sonne ihn schnell wegbrennt. Wie manche der anderen Versionen ist auch diese nicht ohne eigenes Interesse.

Boutros ist ein vorsichtiger, dünner Mann von sechzig Jahren mit einem schmalen Schnurrbart und einem gelegentlichen verstohlenen Lächeln. Nach Boutros hat ein Partner Hannas, nicht Hanna selbst, die Bücher von Am Samiah gekauft. Die beiden kamen aus derselben Gegend; der Partner lebte in einer

Nachbarstadt von Maghagha namens Sandafa el Far. Dieser habe den Bauern zufällig in einer Kirche nur acht bis zehn Kilometer von Maghagha entfernt getroffen – der Ambar, auch als Samuelskirche bekannt, ist ein Kloster und eine berühmte koptische Andachtsstätte.

Am Samiah lud Hannas Kollegen in sein Haus nach Maghagha ein. In dem Haus habe Am Samiah dem Besucher ein Bild an der Wand gezeigt, das einen koptischen Heiligen, vielleicht auch die Heilige Familie darstellte. Daran konnte er sich nicht mehr genau erinnern.

Nach Boutros ereignete sich jener Besuch im „zehnten Monat des Jahres 1981“. Dieses Datum widerspricht allen anderen Zeitangaben, die im Zuge der Nachforschungen zutage kamen, doch andere Aspekte von Boutros' Geschichte wirken wahr. Zwei Monate danach habe Am Samiah den Kollegen kontaktiert und ihm den Kodex angeboten. Nach Boutros besaß dieser Mann „einige Läden in Kairo und auch in Sohag in Oberägypten“. Hanna und seine Kollegen arbeiteten in einer Art loser Partnerschaft zusammen. Der Kollege brachte die Bücher zu Hanna nach Kairo. Hanna war äußerst erfreut und nahm sie in Besitz; er hoffte, für sich und seine Familie ein Vermögen daraus zu erzielen.

Später allerdings hätte Hanna, so berichtet Boutros, seine Partner betrogen, indem er den Erlös aus dem Verkauf der Manuskripte nicht mit ihnen geteilt, sondern ihnen die Kommission vorenthalten hätte, die normalerweise allen Partnern zusteht. Boutros war aufgebracht, wollte sich für seinen Freund einsetzen und diesem sein Geld verschaffen. Er versuchte, eine angemessene Bezahlung der Kommission durchzusetzen. Niemand hätte für möglich gehalten, dass Hanna ein solcher Betrüger sei, aber genau als ein solcher habe er sich erwiesen, erklärt Boutros. Hanna hätte sich die Jahre über damit verteidigt, er hätte seine Partner in anderer Weise unterstützt.

„Er ist ein Hundesohn“, meint der verbitterte Boutros Jahre nach den Ereignissen.

Möglich ist auch, dass Hanna gar nicht wusste, woher genau die Manuskripte stammten. Am Samiah war ein ausgezeichneter Kundschafter, besaß eine Spürnase, und, genau wie Hanna, würde auch Am Samiah seine Quellen nicht preisgegeben haben, wenn es sich vermeiden ließ. Das konnte nur zu Schwierigkeiten führen.

Für Am Samiah existierten zu der Zeit, als er die Manuskripte besaß, mehrere Gefahren, die Diskretion und Geheimhaltung forderten. Zunächst konnten Konkurrenten seine Quelle ausfindig machen, sie aufsuchen und dort ähnliche Manuskripte oder Dokumente mitnehmen (wie Mahmoud Joanna erzählte, ist genau dies auch geschehen). Zweitens musste er die für die Durchsetzung des Gesetzes zum Schutz der Altertümer zuständigen Beamten und ihre Reaktion fürchten. Drittens könnte plötzlich irgendein höhergestellter Ägypter auftauchen, der mit Schweigegeld befriedigt werden müsste.

Vorsicht ist der bessere Teil der Tapferkeit. Man sagt besser nicht zu viel, wenn man seine Geschäfte auf dem ägyptischen Antiquitätenmarkt treibt.



Hanna Asabil war kurz und stämmig, galt wegen seines Kropfes als hässlich, was ihm den Spitznamen „Gwat“ eintrug. Er war Kettenraucher. Oft trug er einen hellbraunen Straßenanzug, der ihm um den Körper schlotterte. In den 1970er Jahren war Hanna noch Junggeselle und, trotz seines Kropfes, ein durchaus begehrenswerter in der koptischen Gemeinde von Kairo: Zwar war er schon über vierzig Jahre alt, hatte aber ein gutes Einkommen, von dem eine Familie stilvoll hätte leben können.

Sobald Hanna Am Samiahs Papyri erblickte, wusste er sofort, dass das „Buch“, so bezeichnet er den Kodex, ein Stück von potenziell hohem Wert war. Er war bereit, dafür einen guten Preis zu zahlen. Man einigte sich schnell auf die Summe: 8000 ägyptische Pfund. Für Am Samiah war das ein lukrativer Handel, und er war daran interessiert zu verkaufen. Zu dieser Zeit entsprachen 8000 ägyptische Pfund mehreren tausend US-Dollar, eine Zahl, die Hanna einem Mittelsmann gegenüber bestätigt hat. Die Partner bei dem Geschäft, behauptet Boutros, hätten Am Samiahs Frau ein paar Präsente als Geste des guten Willens gegeben, darunter drei goldene Armbänder.

Hanna ist ein frommer Kopte und regelmäßiger Kirchgänger. Er ist außerdem ein einflussreicher „Juwelier“ nach ägyptischer Art, also jemand, der Leuten vor Ort abkauft, was sie Wertvolles haben. Hanna und die vielen Händler seiner Art sind die Verbindungsglieder zwischen den Dorfbewohnern und der Außenwelt. Dank der Verbindung zu Hanna und anderen konnte Am Samiah zu einem der wohlhabenderen Bauern in Maghagha werden.



Der Grund, warum viele Antiquitäten in Kairo verkauft werden, ist denkbar einfach: Kairo ist einer der größten Märkte der Welt, für alle Arten von Waren. Die Stadt ist so bevölkerungsreich wie Tokio. Die Zahl der sechzehn Millionen schwillt bei Tage auf zwanzig Millionen an, wenn die Arbeiter oder Angestellten per Zug, Auto, Fahrrad oder auch zu Fuß aus den Vorstädten hineinströmen.

Die Stadt ist berühmt-berüchtigt für den ständigen Lärm – das Hupen der Autos neben dem übrigen Verkehrslärm, das Schreien der Straßenhändler beim Verhökern ihrer Ware. Stra-

ßenmärkte gibt es überall. Der größte ist der Khan el Khalili-Souk, ein Basar, der über sechshundert Jahre alt ist. Hier geht es heute nicht viel anders zu als während des Mittelalters. Eine verlockend große Vielfalt an Waren wird feilgeboten: Gewürze, Parfüms, Gold, Silber, Teppiche, Messing- und Lederarbeiten, antike und moderne Glaswaren, Keramik, hochwertige Reproduktionen von Museumsstücken, klassische Vasen, Papyri und vieles mehr. Der Markt ist immer voll. Die Straßenhändler lauern auf arglose Touristen und auf jeden, der sich leicht beschwatzen lässt.

Anders als die Schmuckläden in den Provinzen, die ein Sammelsurium aller möglichen Waren anbieten, sind die Läden in Kairo in der Regel weitaus spezialisierter. Die Güter kommen hauptsächlich aus dem Landesinneren, es gibt aber auch Importe von anderswoher. Der Khan el Khalili war in alter Zeit so üppig, angefüllt von den angenehmen Düften der Gewürze aus dem Fernen Osten, dass manche meinen, seine Existenz habe mit dazu beigetragen, dass Kolumbus und seine Geldgeber sich auf die Suche nach einem anderen Seeweg nach Indien machten.

Die wirklich wertvollen Dinge werden nicht zur Schau gestellt. Wahre Schätze, wie die Manuskripte aus Al Minya, haben ihren eigenen Platz und werden nur besonderen Kunden angeboten. Es wird berichtet, dass irgendwann während der 1970er Jahre die antiken Texte, darunter das Judasevangelium, in einem Kairoer Laden angeboten worden seien. Obgleich bezweifelt werden kann, dass sich Hanna jemals auf eine öffentliche Zurschaustellung eingelassen hätte, muss das Gerücht doch ernst genommen werden.

Falls es zutrifft, dann wären ernsthaft interessierte Kunden zur Prüfung der Texte in einen kleinen, dunklen Raum geführt worden, zu dem das allgemeine Publikum keinen Zutritt hatte. Der Besucher wäre durch den Laden hindurch in ein Hinter-

zimmer gegangen. Vielleicht wurde hinter ihm und dem Verkäufer die Tür abgeschlossen. Dem Kunden wäre eine Tasse Kaffee oder *Shai*, Tee, gereicht worden. Schließlich wären die Texte heimlichtuerisch hervorgeholt worden, damit der potenzielle Käufer sie kurz untersuchen und sich schnell ein ungefähres Urteil bilden könnte, wann sie entstanden sein könnten und worum es sich bei ihnen handelte. Allzu lange durfte das nicht dauern. Schließlich handelte es sich um eine Verkaufsverhandlung, nicht eine wissenschaftliche Untersuchung.



Hanna, der ursprünglich aus der Provinz Al Minya stammte, hatte in Kairo reüssiert. Er war ein fähiger Verkäufer für wertvolle Stücke, wenn auch auf dem Markt für seine hohen Preise und eine gewisse Dickköpfigkeit bekannt. Es hieß, er besäße mehrere Häuser in Kairo, darunter das mehrstöckige Mietshaus, in dem er selbst lebte. Das lag in Heliopolis, einem guten Viertel nordöstlich der eigentlichen Stadt. Dass er auch dort Besucher empfing, um ihnen wertvolle Antiquitäten zu verkaufen, wird von Händlern bestätigt, die mit ihm Geschäfte machten.

Hanna Asabils Wohnung war nicht prunkvoll. Wie viele Wohnhäuser in Kairo zu jener Zeit gehörte seines zu einer Reihe verfallener Häuser, die eine schäbige Eleganz ausstrahlten. Wie viele andere Gebäude in der Stadt bedurfte es dringend einer Renovierung.

Auch wenn Hanna das ganze Haus gehörte, war seine eigene Wohnung nicht besonders schön oder elegant. Der enge Eingangskorridor diente gleichzeitig als Empfangsraum. Das Wohnzimmer war klein, ein hart gepolstertes Sofa war gegen eine Wand gerückt. Vor dem Sofa stand ein viereckiger Tisch mit Glasplatte, auf ihm befanden sich von Zigarettenstummeln

überquellende Aschenbecher. Eine nackte Glühbirne baumelte von der Decke. Die Küche und das Badezimmer waren winzig und so dunkel, dass ein Besucher Hannas einmal eine Taschenlampe brauchte.

Ein paar seiner Schätze verwahrte Hanna in einem Safe, der versteckt in seiner Wohnung untergebracht war, andere Schätze lagerten in den Wohnungen von Verwandten oder in sonstigen Wohnungen, zu denen er Zugang hatte; wo, würde er natürlich niemandem verraten haben. Zu den Wertsachen gehörten einige archäologische Fundstücke, eine goldene Halskette, einige Papyrusfragmente oder -rollen, eine Anzahl antiker Münzen sowie etwas Bargeld.

Zu den Besuchern von Hannas Wohnung gehörte auch die Antiquitätenhändlerin Frieda Tchacos Nussberger. Entschlossen und temperamentvoll, studierte sie in Paris und begann dort mit ihrer Karriere, heiratete dann aber einen Schweizer Künstler und Juwelier namens Werner Nussberger und ließ sich als Kunsthändlerin in Zürich nieder. Sie begegnete Hanna in den 1970er Jahren, als sie öfter nach Kairo kam. „Hanna empfing seine Kunden in einer kleinen Wohnung in Heliopolis“, erinnert sie sich. „Im ersten Stock. Ihm gehörte das ganze Haus. Seine Tür erkannte man daran, dass mehrere Schlösser sie versperrten. Es war die typische Wohnung eines koptischen Arabers.“

Hanna war niemals allein. Stets würde einer [seiner Verwandten] hinter einer Tür hervorkommen, wenn Hanna Tee oder Sinalco anbot. Wenn er uns erwartete, bereitete er oft unser Lieblingsessen, *Melocheya* – ein besonders zubereitetes ägyptisches Gemüse – mit jungen Täubchen. Er servierte das Gericht, nachdem er Zeitungspapier anstelle eines Tischtuchs auf dem Tisch ausgebreitet hatte. Wir aßen mit Aluminiumbesteck, die Täubchen zerrissen wir mit den Händen. Die *Melocheya* mit dem Reis waren den Besuch wert.“

Das Essen bildete das Vorspiel zum geschäftlichen Teil. Nach der Mahlzeit zeigte Hanna die Stücke, die er an dem Tag präsentieren wollte. „Nachdem wir uns die fettigen Hände in dem ungastlichen Badezimmer gewaschen hatten, nahmen wir wieder Platz und waren bereit zu schauen, was das Haus [d. h. Hanna] uns heute anzubieten hatten. Unter dem Bett zog er Kartons hervor, große, verschnürte Pakete.“

Manchmal waren die Stücke interessant, manchmal auch nicht. Über den wirklichen Wert der einzelnen Stücke gab es keine Gewissheit, denn Hanna ließ sich nie in die Karten schauen.

Frieda wundert sich, dass keiner der besseren Kairoer Händler eine eigene Bibliothek besaß oder sich besonders gut, jedenfalls vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, mit antiken Artefakten auskannte. Keiner verfolgte die Provenienz eines Stücks durch das Nachforschen in wissenschaftlichen Nachschlagewerken, wodurch genauer bestimmt werden kann, worum es sich bei einem Gegenstand handelt und welchen Wert er hat. Es war ein unerhörtes Ereignis, einen Händler zu finden, der das Kairoer Museum besucht hatte. „Hanna war da nicht besser als die anderen“, erinnert sich Frieda.

Sie fand ihn merkwürdig – ein guter Händler mit mehreren, wirklich bedeutenden Stücken und vielen Objekten von geringem Wert. Er scheute sich nicht, astronomische Preise zu fordern und monate-, ja jahrelang mit dem Verkauf zu warten, wenn sein Preis nicht gezahlt wurde.

Frieda war überrascht, als sie Jahre später erfuhr, dass Papyri eines seiner Spezialgebiete waren. Sie glaubte nicht, dass Hanna die Kenntnisse und das Wissen besaß, um ein antikes Manuskript bewerten zu können. Irgendjemand, höchstwahrscheinlich ein Wissenschaftler, muss Hanna dabei beraten haben.

Wenn ja, könnte es sich bei dem Berater möglicherweise um

einen deutschen Professor, Ludwig Koenen, gehandelt haben. Er kam von der Kölner Universität, war dann aber in die USA gegangen und Mitte der 1970er Jahre Professor an der University of Michigan geworden. Unter den eigentlichen Antiquitätenhändlern Kairos wurde er der bekannteste der Europäer oder Amerikaner, die in Kairo lebten oder Kairo besuchten. Bei den lokalen Arabern hieß er „Koenig“, man weiß nicht, ob das ein bewusst gewählter Spitzname oder einfach ein Aussprachefehler war. Nach Auskunft von Einwohnern Kairos kaufte er nicht nur für sich selbst und seine Universitäten, sondern lehrte auch eine ganze Generation von ägyptischen Händlern, wie sie Papyri erkennen und einschätzen könnten.

Koenen war eine vertraute Figur in den Antiquitätenläden Kairos und an allen Orten in ganz Ägypten, wo antike Papyri zu finden waren. Er hatte in den späten 1950er Jahren mit seinen Besuchen in Kairo angefangen. Nach Auskunft von Professor Roger Bagnall von der Columbia University, der selbst ein anerkannter Altertumswissenschaftler und Papyrologe ist, „kaufte Ludwig mit beiden Händen. Auch die Yale University kaufte, direkt und über den New Yorker Händler H. P. Kraus. Es war die letzte große Zeit, in der Papyri auf dem Markt waren. Zu Beginn der 1970er Jahre erlebte der Markt seinen Niedergang.“

Wie es für viele Suchende typisch ist, pflegte Koenen durch die Läden zu ziehen und die Verkäufer nach antiken Papyri zu fragen, die irgendwo an entlegenen Orten entdeckt worden sein mochten. Koenen interessierte sich besonders für Fragmente beschriebener Papyri, die im Innern der Sarkophage aus Kartonage aus ptolemäischer oder römischer Zeit zu finden waren. Bücher wie das Judasevangelium oder eine Reihe der in Nag Hammadi entdeckten Kodices hatten Einbände, die die einzelnen Lagen zusammenhielten. Papyrusfragmente wurden häufig auf der Innenseite der Einbände zusammengeklebt (Kar-

tonage). In der Antike war das ein preisgünstiges Material, doch heute hat es beträchtlichen Wert. Das Füllmaterial der Einbände der Bücher liefert häufig wichtige Anhaltspunkte für die Entstehungszeit eines Papyruskodex oder ermöglicht historische Erkenntnisse diverser Art, je nachdem, was für ein Papyrusdokument es ist und woher es stammt. Koenen zeigte den Händlern, wie sie das Innere der Kartonage untersuchen könnten und wie sich die Fragmente, die von den alten Ägyptern aufgeklebt worden waren, sorgfältig ablösen ließen.

„Ich glaube, es war Koenen, der den Händlern in Kairo die Augen öffnete“, bemerkt ein anderer Händler. „Niemand wusste zuvor etwas von diesen verborgenen Schätzen. Schon gar nicht, dass sie wertvoll waren.“ Koenen seinerseits gab zu, Hanna zu kennen, erinnert sich aber nicht, dass Hanna ihm anfangs oder Mitte der 1970er Jahre etwas über „das Buch“, jene Texte, zu denen das Judasevangelium gehörte, erzählt hätte.

Ein weiterer Name, der als möglicher Berater Hannas genannt wird, ist der Papyrologe Manfredi. „Hanna wusste von den Manfredis und Koenens, und er entwickelte einen Instinkt für diese beschriebenen Papyrusfragmente“, erklärt der Händler weiter. „Er wusste, dass wir Händler nicht fähig waren, solche Schätze zu erkennen, aber er versuchte, uns zu benutzen, um ihn mit möglichen Käufern in Kontakt zu bringen.“

Manfredi war kein Koptologe, also kein Wissenschaftler, dessen Forschungsinteresse die antiken Kopten sind, und er hatte kein besonderes Interesse am Erwerb koptischer Handschriften. Dennoch glaubte er, er könnte, wenn er Hanna beraten würde, bessere Bedingungen beim Kauf von Papyrusfragmenten für seine eigene Sammlung erhalten. In einem Telefonat gab Manfredi zu, dass er Hanna aus Kairo gekannt habe, fügte aber hinzu, er habe ihn seit 1974 oder 1975 nicht mehr gesehen. Manfredi schien wohl von dem Kodex zu wissen, der seiner Kennt-

nis nach aus Hermopolis, nahe dem Jebel el Tuna, stammte. Der Versuch, seinem Gedächtnis durch Nachfragen genauere Auskünfte zu entlocken, erwies sich jedoch als erfolglos.

1979 war Hanna nach ägyptischen Verhältnissen zwar schon ein wohlhabender Mann, aber er glaubte, dank des von Am Samiah erhaltenen Manuskripts könnte er es nun zu einem Vermögen bringen. Dennoch wusste er nicht, was die Dokumente beinhalteten, und konnte daher auch nicht wirklich wissen, welchen finanziellen oder gar wissenschaftlichen Wert sie besaßen. Das hinderte ihn aber nicht daran zu glauben, er besäße einen der größten Schätze der Neuzeit.

Bei einem geheimen Treffen, das im Januar in Kairo mit einem der Partner Hannas stattfand, wurde geäußert, Manfredi wäre die Person gewesen, die Hanna Ratschläge für die Auspreisung der antiken Texte gegeben habe. Die Zahl, die Manfredi nach Auskunft dieses Partners genannt habe, sei drei Millionen US-Dollar gewesen.



Als frommem koptischen Christen hätte es Hanna Freude bereitet zu hören, dass seine Dokumente gnostische Schriften waren, die die Geschichte Jesu in der alten Sprache seiner Gemeinschaft erzählten, obwohl die orthodoxen Kopten die ganzen Jahrhunderte über am christlichen Kanon festgehalten haben und die Gnosis ablehnten.

Viele Abschnitte der Bibel, sowohl im Alten wie auch im Neuen Testament, haben für die gläubigen Christen Ägyptens eine besondere Bedeutung – besonders für jene, die in Kairo leben, denn mehrere der wichtigsten Stätten des koptischen Glaubens liegen in der Stadt. Die erste hat mit der Geschichte des Moses zu tun. Nach koptischer Überzeugung hat an der

Stelle, wo heute die Avraham-Ibn-Esra-Synagoge direkt neben mehreren koptischen Kirchen steht, der ernste, junge Moses zu Gott gefleht, er möge den Plagen, die Elend über das ägyptische Volk brachten, ein Ende setzen.

Als sich die christliche Botschaft unter den Ägyptern verbreitete, nahmen sie die Erzählung von den biblischen Hebräern, die als Sklaven unter ihnen gelebt hätten, bereitwillig auf und identifizierten sich mit ihnen. Die Kopten sind zwar überzeugte Christen, haben aber als solche das Alte Testament fest in ihr Glaubenssystem integriert. In Jesaja 19,25 heißt es: „Gesegnet ist Ägypten, mein Volk, und Assur, das Werk meiner Hände, und Israel, mein Erbesitz.“ Das Teilszitat über Ägypten wird in der koptischen Literatur weidlich zitiert. Es schmückt die Rückseite des Einbands eines schön gearbeiteten Buchs *Die Heilige Familie in Ägypten*, das in den Werkstätten eines der führenden koptischen Klöster, Al Mina, entstand, das unfern von Alexandria im Nildelta liegt.

Ebenfalls bei Jesaja (19,19) findet sich die Prophezeiung: „An jenem Tag wird es für den Herrn mitten in Ägypten einen Altar geben ...“ Und der Text fährt fort: „Der Herr wird sich den Ägyptern offenbaren, und die Ägypter werden an jenem Tag den Herrn erkennen; sie werden ihm Schlachtopfer und Speiseopfer darbringen, sie werden dem Herrn Gelübde ablegen und sie auch erfüllen.“ (Jesaja 19,21). Die Kopten behaupten, den Platz gefunden zu haben, wo der Altar Gottes stand. Sie gedenken seiner im Al-Muharraq-Kloster bei Assiut in Oberägypten.

So wie sie alttestamentliche Erzählungen in ihre Glaubensüberzeugungen übernommen haben, stützen sich die Kopten auch auf Passagen im Neuen Testament, die sich auf Ägypten beziehen. Die Kopten legen großen Wert auf den Abschnitt im Matthäusevangelium, wo es heißt, die heilige Familie sei nach Ägypten geflohen, als Herodes die erstgeborenen Kinder um-

bringen ließ. Joseph und Maria fürchteten, die Volkszählung sei veranstaltet worden, um den jungen Messias zu schädigen oder zu töten. „Ein Engel des Herrn erschien dem Josef im Traum und sagte: ‚Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter, und flieh nach Ägypten; dort bleibe, bis ich dir etwas anderes auftrage; denn Herodes wird das Kind suchen, um es zu töten.‘“ (Matthäus 2,13).

Obgleich die Bibel nichts Genaueres über den Weg sagt, den die Heilige Familie nahm, haben die Kopten mit allem Scharfsinn versucht, die genaue Reiseroute in Ägypten zu bestimmen. Der koptische Bericht über diese Reise ist äußerst detailliert. Nach dieser Überlieferung reiste die Heilige Familie auf der Nordroute über El Arash durch den Sinai nach Ägypten. Dann sei die Reise weitgehend, von Norden nach Süden, von Alexandria bis Assiut, entlang dem Nil verlaufen. Mehrere schöne koptische Bücher wurden veröffentlicht, die die Reise der Heiligen Familie in Ägypten zeigen; in den schönsten findet sich ein Bild, das Joseph zeigt als „abgehärteten alten Zimmermann. Marias Gemahl schreitet aus, er führt den Esel am Halfter in die unbegangenen Pfade einer Einöde, die so dunkel ist wie die Nächte in der Wüste und so endlos wie diese Mutter der unendlichen Horizonte“.

Das Kloster Al-Muharraq bei Assiut liegt in der Gegend, wo die Heilige Familie nach koptischer Überlieferung sechs Monate lang rastete. Der Ort war so heilig, sagen die Schriften, dass die koptischen Ägypter den Ort „das zweite Bethlehem“ nannten. An der Stelle des Klosters soll es gewesen sein, wo dem Joseph ein Engel des Herrn erschien und ihm, wie es in Matthäus 2,20 heißt, sagte: „Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter, und zieh in das Land Israel; denn die Leute, die dem Kind nach dem Leben getrachtet haben, sind tot.“ Auf diese Nachricht hin, die Joseph im Traum erhielt, seien er, Maria und der junge Jesus in das Heilige Land Israel zurückgekehrt.

Die koptische Religion lehrt, dass heute wie einst Wunder geschehen. Sie erklären, die Jungfrau Maria sei wiederholt in Ägypten erschienen. Eine berühmte Erscheinung ereignete sich im Jahr 1968. Damals wäre die Jungfrau auf der Spitze der Marienkirche im Kairoer Stadtteil Zeitoun erschienen und habe dort mehrere Tage verweilt. Eine weitere Erscheinung ereignete sich 1980 nahe dem Ramsesplatz im Herzen Kairos. Im August 2000 kehrte sie schließlich sozusagen heim: Sie wurde in der Kirche innerhalb des Al-Muharraq-Klosters gesichtet, dort wo die heilige Familie letzte Rast vor ihrer Rückkehr nach Palästina hielt.

Hanna Asabil hielt also ein Dokument in Händen, das von einer weiteren entscheidenden Episode im Leben seines Herrn berichtete – wenn er es nur hätte lesen können. Für ihn aber war es zunächst nichts als ein wertvolles Stück, das es an den Meistbietenden zu verkaufen galt.



Hanna saß oft in seinem Lieblingskaffeehaus, rauchte Kette, trank Kaffee, spielte *trik-trak* – die örtliche Variante des *shesh-besh* oder Backgammonspiels – und verzehrte genüsslich ein Stück schwarzes Mandelkonfekt, wie es in den Kairoer Kaffeehäusern üblicherweise gereicht wird. Zu Hannas Besuchern gehörte eine erlesene Schar äußerst kenntnisreicher Reisender aus dem Westen, die gerne in Kairos Läden stöberten, auf der Suche nach verborgenen Schätzen unter all den Fälschungen. Häufig traf er solche Leute nicht in seinem Geschäft oder seiner Wohnung, sondern in einem Kaffeehaus wie diesem oder auch im Nile Hilton.

Die europäischen Händler, die Kairo zu jener Zeit besuchten, pflegten im Hilton, dem besten Hotel der Stadt, abzusteigen.

gen. Beim Betreten der Hotelhalle fühlte man sich wie im exklusiven George V Hotel in Paris oder in einem Universitätsclub in New York, wo jeder jeden kennt oder zumindest von ihm gehört hat. Die Halle war ein beliebter Treffpunkt für die Antiquitätenhändler.

Die Manuskripte waren an einem anderen Ort gut versteckt. Hanna bot sie nicht vielen seiner Kunden an. Er war ein in bescheidenem Umfang erfolgreicher örtlicher Händler, aber er brauchte eine Verbindung, um einen Verkauf zu jenem Preis zustande zu bringen, der ihm vorschwebte. Schließlich sprach er weder Englisch, noch Französisch oder Deutsch, die europäischen Sprachen, die unter den Ägyptologen am verbreitetsten waren. Er sprach nur Arabisch, und das würde ihm nicht helfen, seine Papyri an einen kapitalkräftigen ausländischen Kunden zu verkaufen.

Ein Verkauf dieser Art erforderte die bestmöglichen Verbindungen, um die Aufmerksamkeit der größten Museen, Universitäten und reichsten Privatsammler der Welt zu wecken. Über solchen Einfluss und solche Kontakte verfügte Hanna nicht. Er war darauf angewiesen, sich aus der Menge der Evangeliensucher, Akademiker, Käufer, Verkäufer, Voyeure und Visionäre jemanden herauszusuchen, der ihm helfen konnte, seine Ware möglichst teuer zu verkaufen.

Ein nahe liegender Kandidat war ein Mann, der nach Ansicht vieler die richtigen Verbindungen in London, Paris und New York besaß. Es war ein Mann, mit dem Hanna, wie viele andere ägyptische Händler, bereits größere Geschäfte gemacht hatte. Er war der größte aller Händler mit nahöstlichen Altertümern, der Doyen der ganzen Schar, der erfolgreichste Käufer und Verkäufer in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg.

Dieser Mann war Nicolas Koutoulakis.



KAPITEL DREI

DER VERRAT AN JESUS

*Jesus sprach zu Judas: „Du aber wirst sie alle übertreffen.
Denn du wirst den Menschen opfern, der mich kleidet.“*

DAS EVANGELIUM DES JUDAS

Die Papyrusmanuskripte in Kairo enthielten eine Version der Geschichte des schwerwiegendsten Verrats der Geschichte, die die Ereignisse dem gegenüber, was die meisten Menschen glauben, geradezu auf den Kopf stellten. Ein wesentliches Element der christlichen Glaubensüberzeugung ist die Ansicht, dass Jesus gekreuzigt wurde, weil einer seiner Jünger ihn verriet. Die schockierende Behauptung des neu entdeckten Evangeliums lautet, dass Judas nur tat, was ihn sein Meister geheißen hatte.

Es gibt wenig Ursache, daran zu zweifeln, dass irgendeine Art von Verrat tatsächlich stattgefunden hat. Bart Ehrman, der Autor von *Lost Christianities*, stellt dazu fest: „Es ist fast sicher, dass Jesus von Judas Iskarioth den Behörden ausgeliefert wurde. Die Historiker glauben das, weil das keine Geschichte ist, die sich irgendein Christ ausgedacht haben könnte. Die Tatsache, dass sich die Aussage in allen unseren Überlieferungen findet, und die Tatsache, dass sie sich kein Christ ausgedacht hat, belegen, dass es wirklich einen Verräter an Jesus gab, der dem inneren Kreis angehören musste. Was Judas verriet und warum er verriet, was er verriet, das sind Fragen, über die sich Theologen und Historiker seit vielen Jahren streiten.“

Das Wort *Verrat* in seiner Bedeutung im Neuen Testament ist selbst schon eine Streitfrage. Wie der Theologe William Klassen in *Judas: Betrayer or Friend of Jesus?* ausführt, sollte das griechische Wort *paradidomi*, das im Neuen Testament hauptsächlich zur Beschreibung seiner Handlung benutzt wird, folglich nicht einfach mit „verraten“, sondern als „aushändigen“, „ausliefern“ oder „überliefern“ übersetzt werden. Die moralische Verurteilung, die in dem Wort „Verrat“ steckt, muss nicht unbedingt mitgemeint sein.

Das im Jebel Qarara entdeckte Manuskript konnte explosive Sprengkraft entfalten. Das Judasevangelium bildete eine neue Zeugenaussage zu einem der einschneidenden Ereignisse der Religionsgeschichte, das zur Kreuzigung und Auferstehung Jesu Christi führte. Es lag einer zeitgenössischen Darstellung der Ereignisse gleich nahe wie viele andere Berichte über Jesus. Es war angeblich das Evangelium, die gute Nachricht einer der Hauptpersonen der dramatischen Geschehnisse in den letzten Tagen Jesu.

Die Bedeutung der neuen Papyri beruhte darauf, dass sie echt waren. Die Existenz dieses Evangeliums war geschichtlich schon aus dem 2. Jahrhundert belegt, doch glaubte man bislang, alle Exemplare wären untergegangen. Professor Rodolphe Kasser erklärt: „Das ist sicher eine der größten Entdeckungen des Jahrhunderts. Es ist eine bedeutende Entdeckung, weil es sich um ein authentisches Zeugnis handelt.“



Die Konturen des antiken Jerusalem zeichnen sich inmitten einer felsigen, von Buschwerk und dünnen Olivenbäumen bestimmten Landschaft ab. Der Weg führt hinunter von der elegant wiederhergestellten Jerusalem Cinematheque durch das

pittoreske Tal des Himnon bis zu dem Punkt, wo dieses Tal mit jenem des Kidron zusammentrifft. Diese beiden Haupttäler teilen die auf den Hügeln gelegenen Zentren des alten Jerusalem. Die Davidsstadt – der Ort, wo der legendäre König David regierte, der Jerusalem zur Hauptstadt der vereinigten Königreiche von Juda und Israel wählte – liegt gerade darüber und steigt nordwärts an bis zum Tempelberg.

Die Mittagssonne brennt alle Farbe aus; ein versengtes Braun bestimmt die Stadt, dazwischen Streifen dunkler Felsen. Hier sollen die Mauern des ersten, seit langem zerstörten Tempels gestanden haben – jenes Tempels, den Davids Sohn, der König Salomo, errichten ließ.

Viele sind auf diesen Hügeln gewandelt. Auch Jesus. Drunten im Tal liegt der Tradition zufolge der Hakeldama, der „Blutacker“ in der aramäischen Sprache der neutestamentlichen Zeit. Dies ist der Ort, wo sich Judas aus Reue mit eigener Hand tötete, wie die neutestamentlichen Evangelien berichten.

Die berühmten heiligen Stätten liegen alle in der Nähe. Vom Hakeldama geht es einen steilen Hügelweg hinauf zum Zionsberg, dem Ort, wo das Letzte Abendmahl stattgefunden haben soll. Ein Saal in einem von den Kreuzfahrern errichteten Gebäude dient der Erinnerung an dieses berühmte Abendessen.

Achthundert Meter weiter kommen die Besucher zu der noch stehenden Umfassungsmauer des zweiten Tempels, den Herodes zu Zeiten Jesu als Zentrum des jüdischen Gottesdienstes errichten ließ. Dieser Tempel war ein prachtvolles Bauwerk, das das „Allerheiligste“ beherbergte. Hier debattierten die Rabbinen über das Gesetz – und hier verfluchte Jesus die Geldwechsler. Die Westmauer des Tempels gilt heute als die heiligste Stätte des Judentums, wo die Gläubigen der Zerstörung des Tempels durch die Römer im Jahre 70 n. Chr. gedenken.

Die Ostseite des Tempelbergs führt zum hundert Meter entfernten Garten Gethsemane. Dort soll sich der berühmte

„Judaskuss“ ereignet haben. Das Wort *Gethsemane* stammt aus dem Hebräischen und bedeutet „Olivenpresse“. Heute befindet sich hier ein schöner Hain mit alten Olivenbäumen, den Franziskanermönche pflegen.

Auf dem Hügel darüber liegt ein Felskamm, der als der Ölberg bekannt ist. Von hier aus bietet sich ein imposanter Blick auf die Stadt Jerusalem. Auf seiner Spitze liegt der heiligste aller jüdischen Begräbnisplätze, an der Stätte, die nach altem jüdischen Glauben von allen Plätzen auf Erden dem Himmel am nächsten liegt und von dem aus die Seele am schnellsten den Körper verlassen und die ersehnte letzte Ruhestätte erreichen kann. Irgendwo in der Gegend soll auch Jesus gen Himmel gefahren sein.

All diese historischen Stätten zeigen die enge Verbindung zwischen dem Judentum und dem jüdischen Volk mit der Religion, die aus seiner Mitte hervorging, dem Christentum. Jesus war ein Jude, genauso wie die Apostel. Sein Status als der Messias wird im Neuen Testament mit alttestamentlichen Prophezeiungen begründet. Es war selbstverständlich, dass Jesus aus dem Haus Davids und aus Judäa stammte, der Gegend südlich von Jerusalem, zu der auch Bethlehem gehört. Dass die Juden später als Christusmörder verleumdet wurden, gehört ebenfalls zu der schrecklichen Erbschaft des Judasverrats.



„Überwiegend ist der Name Judas gleichbedeutend mit dem Dämonischen“, schreibt Klassen. „Zuweilen wird Judas als der Inbegriff des Bösen porträtiert, in der Form von Heuchelei, Habgier, Unglaube, Undankbarkeit und, vor allem, von Verrat ... In vielen Schriften verzichten die Autoren auf die Nennung seines Namens und sprechen von ihm hauptsächlich als dem

‚Verräter‘, womit sie implizieren, dass er durch den Akt des Verrats Jesu aus der Reihe der Apostel ragt. Seine Tat ist nach ihrem Urteil in den Annalen der Menschheitsgeschichte einmalig in ihrer Verderbtheit.“

Hier steht mehr auf dem Spiel, als es zunächst scheinen mag. Die Geschichte des Verrats ist ein integraler Bestandteil der Geschichte Christi, ein wesentlicher Schritt, der zum Verhör, zur Verurteilung, zur Kreuzigung und Auferstehung Jesu führte. „Wenn Judas Jesus nicht verraten hat“, meint Ehrman, „dann würde das das Verständnis der Christen von ihrem Verhältnis nicht nur zu dem Verräter verändern, sondern auch zu dem Volk, für dessen Repräsentanten der Verräter gehalten wurde, nämlich den Juden. Durch die ganze christliche Geschichte haben die Christen die Juden beschuldigt, für den Tod Jesu verantwortlich zu sein, und Judas wurde zum Inbegriff des Juden, der Jesus verriet. Wenn sich Jesus und Judas über Judas’ Mission einig waren, dann würde dies das Verständnis des Verhältnisses der Christen zu den Juden verändern.“

Und weiter: „Wenn sich herausstellte, dass Judas Jesus nicht verriet, sondern einfach nur tat, was Jesus von ihm wollte, dann würde das zeigen, dass Jesus nur als eine Fortsetzung des Judentums und nicht als ein Bruch mit ihm verstanden werden kann. Und wenn, historisch gesehen, Jesus keinen Bruch mit dem Judentum bedeutet, dann würde dies auch beträchtliche Auswirkungen auf das Verhältnis zwischen Juden und Christen heutzutage haben, sie würden historisch nicht mehr als zwei verschiedene Religionen verstanden werden können, sondern als ein und dieselbe.“

Was ist wirklich über Judas Iskarioth bekannt? Die Hinweise auf ihn im Neuen Testament sind mager. Sein Name wird insgesamt fünfmal im Matthäus-, dreimal im Markus-, fünfmal im Lukas- und neunmal im Johannesevangelium erwähnt.

Will man erkennen, was wir wirklich über Judas wissen,

muss man behutsam vorgehen. Eine Beschreibung seines Erscheinungsbildes gibt es nicht. Wir wissen nicht, ob er groß war oder klein, dick oder dünn, bärtig oder glatt rasiert. Er kann sein Haar lang oder kurz getragen haben. Er kann die örtliche Tracht getragen haben oder ein weißes Gewand nach der neuesten Mode. Er kann besondere Merkmale im Gesicht gehabt haben; wir wissen es einfach nicht.

Offensichtlich genoss er das Vertrauen der anderen Jünger. Ihm war die gemeinsame Börse anvertraut. Dass er diese ehrenvolle Aufgabe hatte, machte seinen Verrat umso schmerzlicher. Er war der Außenseiter unter den zwölf Jüngern. Während die Übrigen aus Galiläa kamen – wie auch Jesus, der zwar in Bethlehem geboren wurde, aber in Nazareth aufwuchs –, soll Judas der einzige Jünger aus Judäa gewesen sein, der rauen Gebirgsregion südlich Jerusalems, die dann der gesamten römischen Provinz den Namen gab. Das Wort *Jude* bezeichnet ursprünglich einfach einen Menschen, der aus Judäa stammt.

Auch Judas' Name hat seine Wurzeln in Judäa. Die meisten Wissenschaftler glauben, der Beiname Iskarioth besage, dass er aus dem Dorf Keriot stammte, da das hebräische Wort *Isch* „Mann“ bedeutet; Judas wäre also Isch-Keriot, „ein Mann aus Keriot“. Man glaubt, Keriot sei ein Dorf in den Bergen oder Gebirgsausläufern Judäas über dem Toten Meer gewesen, gelegen unweit der heutigen israelischen Stadt Arad.

Eine andere Theorie führt den Namen Iskarioth nicht auf einen geografischen Ort, sondern auf die Sikarier oder Zeloten zurück, eine jüdische Sekte, die zum Widerstand gegen die römische Besatzungsmacht entschlossen war und ihnen am längsten Widerstand leistete. Es waren die Zeloten, die 74 n.Chr., bei der Wiedereroberung der Provinz durch die Römer, in der letzten von ihnen gehaltenen Festung Masada den berühmten Massenfreitod wählten.

Was die Geschichte des Verrats des Judas betrifft, so unter-

scheiden sich die vier kanonischen Evangelien nur im Umfang der Erzählung und in einigen Details. Bei genauer Betrachtung zeigen sich Ähnlichkeiten, aber auch einige bezeichnende Unterschiede.

Lange Zeit galt das Matthäusevangelium als das älteste der in das Neue Testament aufgenommenen Evangelien. Moderne Wissenschaftler haben dieses Urteil in Frage gestellt und nachgewiesen, dass einige Passagen des Matthäusevangeliums von ähnlichen des Markusevangeliums abgeleitet sind, welches deswegen das ältere sein müsse. Auf jeden Fall aber steht in allen Ausgaben des Neuen Testaments das Matthäusevangelium an der ersten Stelle.

Obwohl frühe Kirchengeschichten Hinweise auf ein hebräisches oder aramäisches Matthäusevangelium enthalten, glaubt man von dem Matthäusevangelium, welches uns über die Jahrhunderte überliefert wurde, dass es ursprünglich in griechischer Sprache verfasst worden sei. Ein Exemplar des ursprünglichen Matthäusevangeliums soll der heilige Hieronymus gefunden und ins Lateinische übersetzt haben. Über Matthäus selbst ist nicht viel bekannt. In Matthäus 9,9 wird ein Steuer-einnehmer oder Beamter namens Matthäus erwähnt, der aufgerufen wird, Jesus zu folgen: „Als Jesus weiterging, sah er einen Mann namens Matthäus am Zoll sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach! Da stand Matthäus auf und folgte ihm.“ In ähnlichen Passagen bei Markus (2,14) und Lukas (5,27) wird der Name des Steuereinnehmers als Levi angegeben, die meisten Wissenschaftler glauben jedoch, dass es sich um dieselbe Person handelt.

Judas erscheint in dem Evangelium, als Jesus dabei ist, „das Evangelium vom Reich [zu verkündigen] und alle Krankheiten und Leiden“ zu heilen (Matthäus 9,35). Jesus berief seine zwölf Jünger „und gab ihnen die Vollmacht, die unreinen Geister auszutreiben und alle Krankheiten und Leiden zu heilen“

(Matthäus 10,1). In Vers 2 bis 4 werden sodann die Namen der Jünger genannt: „Die Namen der zwölf Apostel sind: an erster Stelle Simon, genannt Petrus, und sein Bruder Andreas, dann Jakobus, der Sohn des Zebedäus, und sein Bruder Johannes, Philippus und Bartholomäus, Thomas und Matthäus, der Zöllner, Jakobus, der Sohn des Alphäus, und Thaddäus, Simon Kananäus und Judas Iskarioth, der ihn später verraten hat.“

Eine wichtige Rolle erhält Judas Iskarioth im Matthäusevangelium erst in den letzten Lebenstagen Jesu auf Erden. In Matthäus 26,2 sagt Jesus voraus: „Ihr wißt, daß in zwei Tagen das Paschafest beginnt; da wird der Menschensohn ausgeliefert und gekreuzigt werden.“

Im Haus Simons des Aussätzigen zu Bethanien, unmittelbar auf der anderen Seite des Ölbergs, salbt eine Frau Jesu Haupt mit Öl. Die anwesenden Jünger kritisieren, was sie für eine sinnlose und abwegige Handlung halten: „Die Jünger wurden unwillig, als sie das sahen, und sagten: ‚Wozu diese Verschwendung? Man hätte das Öl teuer verkaufen und das Geld den Armen geben können.‘ Jesus bemerkte ihren Unwillen und sagte zu ihnen: ‚Warum laßt ihr die Frau nicht in Ruhe? Sie hat ein gutes Werk an mir getan. Denn die Armen habt ihr immer bei euch, mich aber habt ihr nicht immer. Als sie das Öl über mich goß, hat sie meinen Leib für das Begräbnis gesalbt. Amen, ich sage euch: Überall auf der Welt, wo dieses Evangelium verkündet wird, wird man sich an sie erinnern und erzählen, was sie getan hat.“ (Matthäus 26,8-13).

Unmittelbar darauf setzt die Geschichte des Verrates durch Judas ein. Obwohl es im Text nicht eigens erwähnt wird, muss Judas die anderen Jünger, die bei Jesus blieben, verlassen haben. Dann heißt es:

„Darauf ging einer der Zwölf namens Judas Iskarioth zu den Hohepriestern und sagte: Was wollt ihr mir geben, wenn ich euch Jesus ausliefere? Und sie zahlten ihm dreißig Silberstücke.

Von da an suchte er nach einer Gelegenheit, ihn auszuliefern.“ (Matthäus 26,14-16).

Jesus und die zwölf Jünger sitzen sodann bei dem Essen, das zum Letzten Abendmahl wurde (Matthäus 26,21-25). Während des Essens sieht Jesus den Verrat voraus, der zu seiner Kreuzigung führen wird: „Wahrlich, ich sage euch: Einer unter euch wird mich verraten.“

Da waren sie sehr betroffen, und einer nach dem andern fragte ihn: ‚Bin ich es etwa, Herr?‘

Er antwortete: ‚Der, der die Hand mit mir in die Schüssel getaucht hat, wird mich verraten.‘“ Es folgt die einzige ausgesprochene Verdammung, wenn es denn eine ist, die Jesus in diesem Evangelium über Judas ausspricht. Jesus sagt: „Der Menschensohn muß zwar seinen Weg gehen, wie die Schrift über ihn sagt. Doch weh dem Menschen, durch den der Menschensohn verraten wird. Für ihn wäre es besser, wenn er nie geboren wäre.“ Diese Passage läßt im Licht des Judasevangeliums eine andere Interpretation zu; vielleicht ist diese Verdammung keine, sondern eine Klage um das, was der Verräter bald wird erleiden müssen.

Judas seinerseits fragt nun: „Bin ich es etwa, Rabbi?“ Er sprach zu ihm: „Du sagst es.“

Nach dem Abendessen geht Jesus zum Gebet in den Garten Gethsemane am Fuß des Ölbergs. Er prophezeit den Jüngern, er werde von den Toten auferstehen und seinen Jüngern bald in Galiläa erscheinen. Er sagt voraus, Simon Petrus werde ihn dreimal verleugnen – was dieser, zu seinem größten Leidwesen, in den nächsten Abschnitten dann auch tut.

Nachdem die Jünger geschlafen haben, spricht Jesus zu ihnen: „Schlft ihr immer noch und ruht euch aus? Die Stunde ist gekommen; jetzt wird der Menschensohn den Sündern ausgeliefert. Steht auf, wir wollen gehen! Seht, der Verräter, der mich ausliefert, ist da.“ (26,45-46).

Nun folgt die Erzählung des eigentlichen Verrats (26,47-56). Judas war wiederum verschwunden, nun kommt er zurück, und dieses Mal nicht allein: „Während er noch redete, kam Judas, einer der Zwölf, mit einer großen Schar von Männern, die mit Schwertern und Knüppeln bewaffnet waren; sie waren von den Hohenpriestern und den Ältesten des Volkes geschickt worden.“

Judas hat mit den Hohenpriestern ein Zeichen verabredet. Er wird Jesus dadurch kenntlich machen, dass er ihn küsst. Der Kuss des Verräters sollte als ein Zeichen der Schande fortleben: „Der Verräter hatte mit ihnen ein Zeichen verabredet und gesagt: ‚Der, den ich küssen werde, der ist es; nehmt ihn fest.‘ Sogleich ging er auf Jesus zu und sagte: ‚Sei gegrüßt, Rabbi!‘ Und er küßte ihn. Jesus erwiderte ihm: ‚Freund, dazu bist du gekommen?‘ Da gingen sie auf Jesus zu, ergriffen ihn und nahmen ihn fest.“

Jesus tritt nun den Weg zur Kreuzigung an, sein Schicksal vollzieht sich. Ohne Judas wäre das nicht möglich gewesen.

Judas' Rolle könnte nun vorbei sein, aber das Matthäusevangelium erzählt noch von seinem furchtbaren Geschick. Am nächsten Morgen scheint Judas die Reue überwältigt zu haben, er bereut seinen Verrat vom Vortag: „Als nun Judas, der ihn verraten hatte, sah, daß Jesus zum Tod verurteilt war, reute ihn seine Tat. Er brachte den Hohenpriestern und den Ältesten die dreißig Silberstücke zurück und sagte: ‚Ich habe gesündigt, ich habe euch einen unschuldigen Menschen ausgeliefert.‘ Sie antworteten: ‚Was geht das uns an? Das ist deine Sache.‘ Da warf er die Silberstücke in den Tempel; dann ging er weg und erhängte sich.“ (27,3-5).

Nach einer Beratung entschließen sich die Priester, das Geld nicht zu behalten: „Die Hohenpriester nahmen die Silberstücke und sagten: ‚Man darf das Geld nicht in den Tempelschatz tun; denn es klebt Blut daran.‘ Statt das Geld für eigene Zwe-

cke zu verwenden, kaufen sie damit ein außerhalb der Stadt liegendes Grundstück, das als Begräbnisstätte für Fremde dienen soll – Hakeldama, den Blutacker. „Und sie beschlossen, von dem Geld den Töpferacker zu kaufen als Begräbnisplatz für die Fremden. Deshalb heißt dieser Acker bis heute Blutacker.“ (27,6-8).

Judas' Rolle ist ausgespielt; er hat sich mit eigener Hand getötet, offenbar aus Scham.



Die folgenden beiden Evangelien, das des Markus und des Lukas, erzählen die Geschichte von Judas und seinem Verrat nicht viel anders. Sie bieten einen ähnlichen Bericht von Jesu Leben und Kreuzigung mit nur ein paar zusätzlichen Details und kleineren Abweichungen.

Das Markusevangelium bringt wenig Neues über die Geschichte des Judas, was verständlich ist, wenn es, wie heute vermutet wird, eine Quelle des Matthäus- und Lukasevangeliums ist. Judas' Entscheidung zum Verrat wird hier nur kurz, ja beiläufig behandelt: „Judas Iskarioth, einer der Zwölf, ging zu den Hohenpriestern. Er wollte Jesus an sie ausliefern. Als sie das hörten, freuten sie sich und versprachen, ihm Geld dafür zu geben. Von da an suchte er nach einer günstigen Gelegenheit, ihn auszuliefern.“ (Markus 14,10-11).

Beim Letzten Abendmahl erklärt Jesus, wie im Matthäusevangelium, dass einer der Jünger ihn verraten werde: „Amen, ich sage euch: Einer von euch wird mich verraten und ausliefern, einer von denen, die zusammen mit mir essen.“ Da wurden sie traurig, und einer nach dem andern fragte ihn: ‚Doch nicht etwa ich?‘ Er sagte zu ihnen: ‚Einer von euch Zwölf, der mit mir aus derselben Schüssel isst.‘“ (14,18-20).

Jesus verdammt dann wiederum den Jünger, der ihn verraten wird, in einer Passage, die ebenso als Ausdruck von Zorn und Verdammung wie von Sorge und Mitleid um jenen verstanden werden kann, der den Verrat vollzieht. „Der Menschensohn muss zwar seinen Weg gehen, wie die Schrift über ihn sagt. Doch weh dem Menschen, durch den der Menschensohn verraten wird. Für ihn wäre es besser, wenn er nie geboren wäre.“ (14,21). Jene Passage könnte bedeuten, dass es eine fürchterliche Last darstellte, Jesus verraten zu müssen.

Die Ähnlichkeiten setzen sich auf dem Ölberg fort. Wie im Matthäusevangelium kommt Judas nicht allein, sondern „mit einer Schar von Männern, die mit Schwertern und Knüppeln bewaffnet waren; sie waren von den Hohenpriestern, den Schriftgelehrten und den Ältesten geschickt worden“. Der Verrat wird wiederum mit einem Kuss besiegelt: „Der Verräter hatte mit ihnen ein Zeichen vereinbart und gesagt: ‚Der, den ich küssen werde, der ist es. Nehmt ihn fest, führt ihn ab, und laßt ihn nicht entkommen.‘ Und als er kam, ging er sogleich auf Jesus zu und sagte: Rabbi! Und er küßte ihn.“ (14,43-45).

Weiter wird auf Judas und seine Rolle im Markusevangelium nicht eingegangen; der Rest der Erzählung gilt dem Verhör, der Kreuzigung und der Auferstehung.

Viele dieser Übereinstimmungen begegnen uns auch im Buch des Lukas. Wie die Apostelgeschichte ist auch dieses Evangelium dem Theophilus gewidmet: „So kannst du dich von der Zuverlässigkeit der Lehre überzeugen, in der du unterwiesen wurdest.“ Beide Bücher haben also denselben Verfasser. Die Erklärung, die hier für Judas' Verrat gegeben wird, ist eine theologische: „Der Satan aber ergriff Besitz von Judas, genannt Iskarioth, der zu den Zwölf gehörte. Judas ging zu den Hohenpriestern und den Hauptleuten und beriet mit ihnen, wie er Jesus an sie ausliefern könnte. Da freuten sie sich und kamen mit ihm überein, ihm Geld dafür zu geben.“ (Lukas 22,3-5).

Man glaubt, dass das Johannesevangelium als Letztes der vier kanonischen Evangelien verfasst wurde. Es ist keines der synoptischen Evangelien, sondern scheint von diesen unabhängige Quellen gehabt zu haben. In seiner Verdammung des Judas und der Juden als Gruppe ist es am härtesten, es betrachtet die Juden als von den wahren Gläubigen getrennt. Zu der Zeit, als das Buch geschrieben wurde, Ende des 1. Jahrhunderts oder auch erst im 2. Jahrhundert, zielte die Geschichte Jesu nicht mehr ausschließlich darauf, Juden zu bekehren, sondern richtete sich an ein breiteres Publikum. Zu jener Zeit glaubten auch schon viele Heiden an Jesus als den Erlöser der Welt.

Die erste Erwähnung des Judas findet sich im 12. Kapitel, sechs Tage vor dem Passahfest, als Jesus nach Bethanien kommt. Dieses Mal werden bei dem Besuch Einzelheiten über Lazarus erzählt, den Jesus wundersam von den Toten erweckte. Im Haus der beiden Schwestern Maria und Martha erhält die Geschichte der Salbung eine interessante Wendung. Judas stellt die Frage nach dem Preis des Salböls: „Doch einer von seinen Jüngern Judas Iskarioth, der ihn später verriet, sagte: ‚Warum hat man dieses Öl nicht für dreihundert Denare verkauft und den Erlös den Armen gegeben?‘“ (Johannes 12,4-5).

Wir wissen, dass Judas Iskarioth das Geld der Apostel anvertraut war, so ist es vielleicht nichts Außergewöhnliches, dass er die Kosten dieser Zeremonie einzuschätzen weiß. Der Erzähler aber macht diese Bemerkung verächtlich und tadelt ihn streng: „Das sagte er aber nicht, weil er ein Herz für die Armen gehabt hätte, sondern weil er ein Dieb war; er hatte nämlich die Kasse und veruntreute die Einkünfte.“ Jesus beschließt die Episode, indem er Judas und den anderen erklärt: „Laß sie, damit sie es für den Tag meines Begräbnisses tue. Die Armen habt ihr immer bei euch, mich aber habt ihr nicht immer bei euch.“ (12,6-8).

Beim Passahfest folgt das nächste harte Urteil des Erzählers über Judas: „... der Teufel hatte Judas, dem Sohn des Simon

Iskarioth, schon ins Herz gegeben, ihn zu verraten und auszuliefern" (13,2).

Jesus erklärt darauf den zwölf Jüngern: „Amen, amen, ich sage euch: Wer einen aufnimmt, den ich sende, nimmt mich auf; wer aber mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat.' Nach diesen Worten war Jesus im Innersten erschüttert und bekräftigte: ‚Amen, amen, das sage ich euch: Einer von euch wird mich verraten.' Die Jünger blickten sich ratlos an, weil sie nicht wußten, wen er meinte." (13,20-22).

Simon Petrus ließ fragen, wer der Verräter sei. „Jesus antwortete: ‚Der ist es, dem ich den Bissen Brot, den ich eintauche, geben werde.' Dann tauchte er das Brot ein, nahm es und gab es Judas, dem Sohn des Simon Iskarioth. Als Judas den Bissen Brot genommen hatte, fuhr der Satan in ihn. Jesus sagte zu ihm: ‚Was du tun willst, das tu bald!'" (13,24-27).

Jesus weiß genau, was Judas tun wird. Die Erzählung fährt fort: „Aber keiner der Anwesenden verstand, warum er ihm das sagte. Weil Judas die Kasse hatte, meinten einige, Jesus wolle ihm sagen: ‚Kaufe, was wir zum Fest brauchen!', oder Jesus trage ihm auf, den Armen etwas zu geben. Als Judas den Bissen Brot genommen hatte, ging er sofort hinaus. Es war aber Nacht. Als Judas hinausgegangen war, sagte Jesus: Jetzt ist der Menschensohn verherrlicht, und Gott ist in ihm verherrlicht." (13,28-31)

Nach dem Essen geht Jesus hinaus, durchquert das Kidrontal und betritt den Garten Gethsemane. Judas kennt den Ort, weil, so die Erzählung, Jesus sich dort oft mit seinen Jüngern traf (18,1-2). Bei Johannes werden zusätzliche Details und Namen genannt, aber die Geschichte des eigentlichen Verrats ist im Wesentlichen unverändert.

Als Jesus vor Pontius Pilatus gebracht wird, verspottet man ihn als „König der Juden". Doch Pilatus sagt der versammelten jüdischen Menge: „Nehmt ihr ihn, und kreuzigt ihn! Denn ich

finde keinen Grund, ihn zu verurteilen." (19,6) Nun fährt die Erzählung fort:

„Die Juden entgegneten ihm: ‚Wir haben ein Gesetz, und nach diesem Gesetz muss er sterben, weil er sich als Sohn Gottes ausgegeben hat.‘

Als Pilatus das hörte, wurde er noch ängstlicher. Er ging wieder in das Prätorium hinein und fragte Jesus: ‚Woher stammst du?‘ Jesus aber gab ihm keine Antwort. Da sagte Pilatus zu ihm: ‚Du sprichst nicht mit mir? Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich freizulassen, und Macht, dich zu kreuzigen?‘ Jesus antwortete: ‚Du hättest keine Macht über mich, wenn es dir nicht von oben gegeben wäre; darum liegt größere Schuld bei dem, der mich dir ausgeliefert hat.‘" (19,7-11).

Das ist die letzte Stelle, die einen Bezug zu Judas herstellt, auch wenn Johannes hier Judas gar nicht direkt erwähnt. Diese Stelle kann als eine Entlastung des Pilatus von der Sünde verstanden werden, aber ebenso als eine Entlastung des Judas, da beide innerhalb eines göttlichen Heilsplans agieren.

Bei Johannes wird ein Selbstmord oder eine Reue des Judas ebenso wenig erwähnt wie der angeblich nach ihm benannte „Blutacker“.

Die einzige weitere Stelle im Neuen Testament, die etwas vom Ende des Judas berichtet, steht in Apostelgeschichte 1,16-20. Diese Version von seinem schrecklichen Tod unterscheidet sich deutlich von der in den kanonischen Evangelien. Judas wird deutlicher bezeichnet als „Anführer derer, die Jesus gefangenahmen“. Der Autor der Apostelgeschichte äußert eine Mischung aus Trauer, wehmütigem Bedauern und heftigem Zorn in Bezug auf Judas' Verrat, denn „er wurde zu uns gezählt und hatte Anteil am gleichen Dienst“.

In der Apostelgeschichte kaufen, anders als im Bericht des Matthäusevangeliums, nicht die Hohenpriester den Blutacker, sondern Judas selbst, und es geschieht ihm Schreckliches: „Mit dem Lohn für seine Untat kaufte er sich ein Grundstück. Dann aber stürzte er vornüber zu Boden, sein Leib barst auseinander, und alle Eingeweide fielen heraus. Das wurde allen Einwohnern von Jerusalem bekannt; deshalb nannten sie jenes Grundstück in ihrer Sprache Hakeldama, das heißt Blutacker.“

Der Autor der Apostelgeschichte ist in seiner Verurteilung des Judas eindeutig: „Denn es steht im Buch der Psalmen: ‚Sein Gehöft soll veröden, niemand soll darin wohnen!‘“

Dies ist die Geschichte des Judas in den fünf ersten Büchern des Neuen Testaments. Die Erzählung von seinem Verrat liefert – trotz unterschiedlicher Details in den einzelnen Evangelien und in der Apostelgeschichte – nur die einfachsten Umrisse. Trotzdem klang Judas' Geschichte durch die Geschichte weiter, wobei sie sich in der Bedeutung immer mehr zu einem Symbol entwickelte.

„Vom Mittelalter bis in die Moderne“, erklärt Bart Ehrman, „galt Judas als Repräsentant der Juden. Juden erhielten die stereotype Kennzeichnung als Verräter an Jesus. Und genau das war Judas – er war verantwortlich für Jesu Tod.“

Es gibt jedoch einen wichtigen Einwand gegen diesen traditionellen Antisemitismus, der sich über die Jahrhunderte entwickelte: Die Tat, die Judas – aus welchem Grund heraus auch immer – beging, wurde von Jesus vorausgesagt. Dass Christus sterben und aus dem Grabe auferstehen werde zu neuem Leben, war Ergebnis des Verrats. Der Verrat war zu allem Folgenden die notwendige Vorbedingung.

„Das Neue Testament bezieht zu Jesu Todesweg einen ironischen Standpunkt“, meint Ehrman. „Einerseits weiß Jesus, dass er sterben wird, und er weiß, warum er sterben wird, und er

weiß, dass er zu sterben hat. Und es ist Gottes Wille, dass er stirbt. Andererseits werden die Menschen, die für seinen Tod verantwortlich sind, in düsteren Farben gemalt. Judas wird natürlich verurteilt, weil er derjenige ist, der ihn ausliefert. Doch könnte man auch fragen: Wenn Jesus ohnehin sterben sollte, dann musste ihn Judas ausliefern. Ist das dann nicht Gottes Wille, und tut Judas nicht Jesus einen Gefallen?"



KAPITEL VIER

MAKLER DER MACHT

Handel und Kommerz könnten, beständen sie nicht aus Gummi, niemals über die Hindernisse springen, die die Gesetzgeber ihnen beständig in den Weg legen.

HENRY DAVID THOREAU

Die Schweiz ist zum Hauptsitz für eine Reihe der größten und besten Antiquitätenhändler geworden. Die Alpenrepublik mit ihren schneebedeckten Gipfeln und klaren Gebirgsbächen ist ein Eldorado für Kunstfreunde. Dank einer jahrhundertelangen Tradition der politischen Neutralität gelang es der Schweiz, sich aus den beständigen Kriegen zwischen den rivalisierenden Staaten Europas herauszuhalten und eine unsichtbare finanzielle Mauer um ihre Grenzen zu ziehen.

Innerhalb jenes Walls liegt ein geschützter Hafen nicht nur für Geld, sondern auch für den komfortablen Lebensstil, den Geld kaufen kann. Die Schweizer Bürger erfreuen sich eines ausgezeichneten, wohlfahrtsstaatlichen Netzes, es gibt, verglichen mit dem übrigen Europa, extrem hohe Löhne, eine erstklassige Gesundheitsversorgung und im Rahmen einer normalen Arbeitsstelle fünf bis sechs Wochen bezahlten Urlaub. Es wäre eine Übertreibung, wollte man die Schweiz als ein Utopia bezeichnen, aber sehr weit entfernt davon ist sie auch wieder nicht. Es gibt keine Elendsviertel in den Städten und vergleichsweise wenig Armut unter der Schweizer Bevölkerung.

Die Währung des Landes, der Schweizer Franken, gehört zu den stabilsten weltweit. Im Allgemeinen ist die Schweiz ein sehr ordentliches Land, in dem der Respekt vor der Privatsphäre, dem Eigentum und dem Einkommen fast bis an die Grenze der Verehrung geht.

Der Zweite Weltkrieg spielte eine entscheidende Rolle in der Entwicklung der modernen Schweiz. Während des Krieges blieben die Schweizer bei ihrem Geschäftsprinzip der Diskretion, das die Kunden schützte, gleichgültig wer sie waren. Sie nahmen das Geld sowohl von verzweifelten Juden, die ihr Geld retten wollten, als die Nazis sie ausplunderten, als auch von ranghohen Nazis, die ihre zusammengeraubten Vermögen sicher lagern wollten. Nach dem Krieg entwickelte sich die Schweiz zu einem Freihafen, in dem Leute aus anderen Ländern ihre – manchmal unrechtmäßig erworbenen – Gelder und Vermögenswerte parkten. Das Land schlug Kapital aus seiner gerühmten politischen Neutralität und wurde zu einem blühenden Finanzzentrum.

Der Schweizer Respekt vor dem Privateigentum machte das Land auch zu einem wachsenden Zentrum des Kunst- und Antiquitätenhandels. Das hatte sowohl gute als auch schlechte Folgen. Neben Großbritannien gilt die Schweiz seit langem als eine Drehscheibe des illegalen Antiquitätenhandels. Obwohl beide Länder strenge Maßnahmen eingeführt haben, um diesen illegalen Handel zu unterbinden, hat sich der schlechte Ruf festgesetzt. In einem recht aufsehenerregenden Fall durchsuchte die Schweizer Polizei 1995 vier Zollspeicher in Genf und beschlagnahmte eine Reihe von Artefakten, die angeblich aus Italien eingeschmuggelt worden waren. Wie die Zeitschrift *Archaeology* berichtete, teilten die Carabinieri, die staatliche italienische Polizei, mit, in den Zollspeichern hätten sich 10000 Objekte mit einem Wert von 50 Milliarden Lire, das entspricht rund 35 Millionen Dollar, befunden. Damit wäre dies eine der

größten Beschlagnahmeaktionen von illegalem Kunstgut aller Zeiten gewesen.

Auch ägyptische Antiquitäten werden durch die Schweiz geschleust. Im Jahr 2002 unterzeichneten die ägyptische und die Schweizer Regierung eine Sicherheitsvereinbarung, um den Schleichhandel zu unterbinden. Schon 2003 übergaben die Schweizer Behörden Ägypten zwei Mumien, Sarkophage und Masken, die zu fast dreihundert Objekten gehörten, die in einem zollfreien Lagerhaus in Genf aufgespürt worden waren. Eine Hauptfigur in der Welle der Verhaftungen, die in Ägypten folgte, war Tariq al Suwaysi, der Vorsitzende des Ortsverbands von Gizeh der ägyptischen Nationaldemokratischen Partei, der über Jahre mit einigen der besten und wichtigsten Kunsthändler der Schweiz, darunter auch mit Nicolas Koutoulakis, zusammengearbeitet hatte. Zu den verhafteten Ägyptern gehörten ehemalige Polizisten, Zöllner und Beamte der Antiquitätenbehörde, die beschuldigt wurden, sie hätten die Ausfuhr der Kunstgüter genehmigt, indem sie bescheinigt hätten, es handle sich um Repliken vom Khan el Khalili-Basar, Kairos größtem Markt.

Die Reputation der Schweiz als eines Ortes für dunkle Geschäfte wirft seinen Schatten auch auf die vielen, völlig respektablen Antiquitätenhändler, die es in dem Land gibt. In der Nachkriegszeit ließ sich eine Gruppe dieser Händler in Basel nahe der Schweizer Nordgrenze nieder. Zu ihr gehörten unter anderem Herbert Cahn, dessen Sohn Jean-David heute die Galerie des Vaters leitet, ein Grieche namens George Zakos, der einen Teil seines Lebens in Istanbul verbracht hatte, sowie der vielleicht bedeutendste von ihnen, Elie Borowski, der nach dem Dienst in der Armee wie durch ein Wunder dem Holocaust in seinem Heimatland Polen entkam und den Krieg in der Schweiz überlebte, wo er als Autodidakt zu einem Genie im Aufspüren von Antiquitäten wurde. Die hervorragende Pri-

vatsammlung des Juden und Zionisten Borowski, die dieser in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg zusammentrug, bildet den Grundstock des schönen Bible Lands Museum in Jerusalem, das der Geschichte des Nahen Ostens in biblischer und vorbiblischer Zeit gewidmet ist.

Zürich, ebenfalls ein Zentrum des Schweizer Antiquitätenmarkts, war der Geschäftssitz der Kunsthändlerin Frieda Tchacos Nussberger. In Ägypten geboren, besaß Frieda sowohl die Schweizer als auch die griechische Staatsbürgerschaft. Sie kam, keine zwanzig Jahre alt, nach Europa, um an der Genfer École d'Interprètes und der Pariser École du Louvre zu studieren. Nachdem sie längere Jahre in Paris gelebt hatte, kaufte sie die Züricher Nefer-Galerie und baute sie aus. Die attraktive Kunsthändlerin war eine Rarität: eine Frau in einer Domäne der Männerwelt. Der Kunsthandel ist ein hartes Geschäft, und nur wenige Frauen haben sich in seiner Spitzengruppe durchsetzen können.

Frieda kannte den ägyptischen Markt gut. Sie besaß einen großen Vorteil, wenn sie mit Ägyptern oder Arabern aus anderen Ländern Geschäfte machte: Sie sprach den ägyptischen Dialekt des Arabischen fließend – außerdem noch Griechisch, Englisch, Französisch, Italienisch und einigermaßen gut Deutsch. International tätig, war sie eine geschätzte Händlerin im Auftrag vieler europäischer, US-amerikanischer und japanischer Museen und verkaufte außerdem auch an viele Privatsammler.

Genf, im französischsprachigen Teil der Schweiz, hatte seine eigenen großen Kunsthändler. Insbesondere war es Sitz des Mannes, der als der Doyen aller in der arabischen Welt und darüber hinaus tätigen Antiquitätenhändler angesehen wurde: Nicolas Koutoulakis. Seine Geschäfte führten viele der größten Kunstschatze der Welt in oder durch die Schweiz, auf dem Weg zu Museen oder Privatsammlern in Nordamerika und Europa.

Koutoulakis, ein stämmiger Mann mit schütter werdendem Haar, stammte aus Kreta und sprach von jener Insel der minoischen Heroen als seinem Heimatland. Einige seiner Kollegen erinnerte er ein wenig an Alexis Sorbas. Auf einem Auge hatte er schon als Kind einen großen Teil seiner Sehkraft eingebüßt; andere Kunsthändler erzählten, Nicolas' Bruder hätte mit einem Pfeil geschossen und ihn ins Auge getroffen, sein Sohn Manolis behauptet jedoch, ein Stein aus der Schleuder sei die Ursache gewesen. Das verbliebene gute Auge war jedenfalls so scharf, dass Koutoulakis große Käufe gelangen, die ihm Millionen Dollar einbrachten. Es war bekannt, dass er ständig große Summen Bargeld mit sich führte und bei einem Ankauf prompt bezahlte. Das war einer der Gründe, warum er bei den lokalen Händlern überall in den Ländern des Nahen Ostens, wo es Altertümer gab, so sehr geschätzt wurde.

Frieda hatte Koutoulakis kennen gelernt, als sie gerade neu in Paris angekommen war und mit ihrem Studium der Ägyptologie an der Ecole du Louvre begann. Ihr Vater hatte Koutoulakis gebeten, ihr einige Geschenke aus dem Nahen Osten mitzubringen. Koutoulakis lieferte die Geschenke ab und lud Frieda in eines der angesagtesten Pariser Bistros ein, das Restaurant Ruc, wo er sie mit Austern und Champagner bewirtete. Danach lud er sie noch in ein Cabaret ein. Der Abend hinterließ bei Frieda einen unauslöschlichen Eindruck. „Er wollte mich begeistern“, meinte sie. „So ging er vor. Ich war damals gerade neunzehn Jahre alt.“

Später dann eröffnete Frieda ihre Galerie in Paris und wurde eine erfolgreiche Händlerin. Koutoulakis, mehr als dreißig Jahre älter, betrachtete sie bald als eine Rivalin und konnte nicht begreifen, wie eine junge, sehr attraktive griechische Frau zu einem ernsthaften Konkurrenten werden konnte. Der Unterschied zwischen ihnen lag auf der Hand: Sie sprach sechs Sprachen, Koutoulakis außer Griechisch mit einem Dörflerakzent

nur ein schlechtes Französisch und ein paar Brocken Englisch. In seine luxuriöse Villa in Genf lud er sie nie ein.

Koutoulakis war in den Antiquitätenhandel gekommen wie viele ungebildete junge Griechen. Er war der Verwandte eines Händlers namens Manolis Segredakis, der ein gleichnamiges Geschäft in einem der besten Pariser Stadtviertel besaß. Im Laden wurden allerlei Antiquitäten und Schnickschnack verkauft. Nicolas lernte bei seinem Onkel und erbt, als der ältere Mann kinderlos starb, dessen Geschäft.

Koutoulakis war ein kluger Händler und hatte schnell Erfolg. Er übernahm den Laden nicht nur, sondern konnte auch bald die auf ihm lastenden Schulden abzahlen. Das Segredakis war ein Laden mit einem großen, verstaubten Schaufenster. Im Innern war es dunkel. Stufen führten zu einem Mezzanin, zweitrangige Antiquitäten und unausgepackte Kisten versperrten die Diele. Nachdem er einigermaßen Erfolg gehabt hatte, zog Koutoulakis mit seiner Frau Mireille und den drei Kindern nach Genf. Dort arbeitete er von zu Hause aus. Seine Tochter Daphne eröffnete später in der Genfer Altstadt die Galerie Khnoum, benannt nach dem gleichnamigen ägyptischen Gott, der den Körper eines Menschen und den Kopf eines Widders hatte. Khnoum bewachte die Quellen des Nils und kontrollierte die jährliche Überflutung durch den Fluss.

Nicolas Koutoulakis war schlau, ein handfester Grieche mit Intuition und Verstand und einem Charme, der ihm zu erfolgreichen Geschäftsabschlüssen verhalf. Einmal im Jahr begab er sich auf Schatzsuche. Sein erster Aufenthalt war oft Italien, das immer noch eine fruchtbare Quelle für Antiquitäten darstellte. Anschließend durchquerte er Griechenland und Zypern, flog danach nach Syrien, legte vielleicht noch einen Aufenthalt in Teheran und Istanbul ein und kam schließlich nach Kairo. Mit einem Charme und einer Durchtriebenheit, die er für seine Geschäfte mit den gewitzten Händlern in Ägypten, der Türkei

und in Mesopotamien benötigte, verband er das Kennerauge eines Gelehrten mit dem Verhandlungsgeschick eines griechischen Schafhändlers.

Bestimmte Kairoer Händler nannten Koutoulakis auch *lou-chi*, den Schieler – natürlich nicht ins Gesicht. „Bei Geschäften mit ihm musste man vorsichtig sein“, erinnert sich einer. „Man wusste nie, wohin er guckte.“ Trotzdem baute Koutoulakis Dutzende von Kontakten zu kleineren Händlern auf- zu Leuten wie Hanna Asabil in Kairo –, zu Spähern und Kundschaftern, die stets bereit waren, mit ihm Geschäfte zu machen, und ihm so viele Artefakte zuführten, wie sie nur finden konnten.

Koutoulakis war unübertroffen in seiner Fähigkeit, Gewinn bringende Geschäfte zu machen. Seine Konkurrenten staunten nur, wie billig er kaufte und wie teuer er verkaufte. Ihm gelang es, ein Objekt in Kairo (oder auch in Syrien, der Türkei oder dem Iran) für ganze 200 ägyptische Pfund – damals weniger als 50 US-Dollar – zu erwerben und es für 3000 Dollar weiterzuverkaufen, mit einem Aufschlag von 6000 Prozent. Heute erreichen manche dieser Objekte bei Auktionen Preise von 500000 Dollar.

Nicolas Koutoulakis gehörte zu einem kleinen Zirkel, der den Handel mit nahöstlichen Antiquitäten in der Ära nach dem Zweiten Weltkrieg bestimmte und es lokalen Händlern in einer Reihe von Ländern ermöglichte, ihre Waren in den Westen zu verkaufen. Er verfügte über gute Kontakte in den Kapiteln Europas und Nordamerikas, wo die Kunstgüter, die er verkaufte, als sehr wertvoll galten, ebenso im Nahen Osten. In manchen Fällen erbte er Kontakte zu Einwohnern der Levante und Ägyptens, die schon Jahrhunderte zurückreichten. Koutoulakis war bei den arabischen Verkäufern wegen der guten Preise geschätzt, die er ihnen machte, aber auch, weil er in bar zahlte und keine Fragen stellte. Er mochte es nicht, Quittungen auszustellen oder anzunehmen. Einige Kollegen zitierten zu seiner

Art, seine Geschäfte zu treiben, das französische Sprichwort *Ni vu, ni connu* – mein Name ist Hase, ich weiß von nichts.

Die Kunsthändler der Nachkriegszeit, zu denen Koutoulakis gehörte, hatten einige Züge gemeinsam. Sie hatten meistens keine wirkliche Bildung. Sie besaßen eine Spürnase, mit der sie ein Artefakt aufspürten und ein gutes Geschäft witterten. Sie waren zähe Kämpfernaturen. Wie ein Beobachter sich ausdrückt: „Man war in jenen Jahren geschäftlich mit seinen Konkurrenten nicht gerade zimperlich.“

Ein Beispiel für die undurchsichtigen Methoden, mit denen die Antiquitätenhändler in jenen Jahren operierten, liefert der Sarg eines Pharaos der 18. Dynastie, der 1907 im Tal der Könige entdeckt worden war. Nach Auskunft der Zeitschrift *Archaeology* kam er in das Ägyptische Museum nach Kairo, aber irgendwann zwischen einer Restaurierung des Stücks im Jahr 1914 und einer Bestandsaufnahme im Museum im Jahr 1931 wurde der Hauptteil des Sarkophags, darunter die Goldbänder der unteren Hälfte, gestohlen. Nur der Sargdeckel war dem Kairoer Museum geblieben. Nach Berichten wurde das gestohlene Stück um 1950 von Koutoulakis erworben. Versuche, es in den 1970er Jahren zu verkaufen, blieben erfolglos; gegen 1980 kam es in das Museum für Ägyptische Kunst in München, um dort restauriert zu werden. Nach einem Artikel in der ägyptischen Wochenzeitung *Al Ahram* informierte der Chefkurator des Museums, Dietrich Wildung, die ägyptischen Behörden und bot an, es herauszugeben. Zur „Entschädigung“ schlug er vor, seinem Museum „Leihgaben aus dem Kairoer Museum“ zur Verfügung zu stellen. Im Jahr 1994 schenkte Koutoulakis' Tochter das Stück offiziell dem Staatlichen Museum für Ägyptische Kunst in München. Die Verhandlungen über das Objekt gingen weiter, schließlich fand es, unter Mithilfe der Familie Koutoulakis, seinen Weg zurück in das Ägyptische Museum in Kairo.

Später in seiner Laufbahn heuerte Koutoulakis einen aufge-

weckten jungen Mann an, um seinen Geschäften in Kairo Auftrieb zu geben, einen jungen Mann, der ihm in vielem glich. Tariq al Suwaysi war in Kairo aufgewachsen und kannte sich aus. Er war in einem der wichtigsten Läden Kairos angestellt, aber er wollte auf eigene Rechnung verdienen.

Tariq spielte eine Art Laufbursche. „Er fegte Koutoulakis den Fußboden“, erinnert sich ein Kollege – sein Job war es, Koutoulakis Informationen zu besorgen. Wenn irgendwo ein altes Stück zu haben war, dessen Ankauf sich lohnte, sollte Tariq das herausbekommen. Koutoulakis war bereit, für Tipps zu zahlen, und er erhielt sie, zu seinem Nutzen. Von einem Münzfernsprecher im Kairoer Postamt sollte Tariq Koutoulakis in Griechenland, Paris oder Genf anzurufen, wenn er Wind davon bekommen hatte, dass eine wertvolle Antiquität in Kairo die Runde machte.

„Tariq war alles andere als angenehm, hatte aber viel Persönlichkeit“, berichtet der Kollege. „Er war groß und distanziert. Er konnte sich gut ausdrücken. Er war gut gekleidet und wusste, wie man sich Verbindungen schafft. Später wurde er durch eigene Geschäfte reich und glaubte, er würde es bis zum Minister in der ägyptischen Regierung bringen.“ Tariq heiratete gut – weit über seinem Stand, denn seine Frau war die Schwester der Frau seines Arbeitgebers. Aus einem Dienstboten und Angestellten wurde er zu einem Partner.

In Ägypten wird immer eine Hand ausgestreckt, eine Lebens-tatsache im dortigen Geschäftsleben. Tariq verstand es, geschickt zu schmieren. Er besaß gute Verbindungen in die höchsten ägyptischen Kreise. „Tariq war schlau. Aber er war nicht schlau genug, den Ball flach zu halten, und später stieß er Leute vor den Kopf.“

Jahre später sollte Tariq, wie schon erwähnt, verhaftet und als einer von 31, in einen großen Antiquitätenschmugglerring verwickelten Personen vor Gericht gestellt werden. Dieser Ring

hat angeblich fast dreihundert pharaonische, koptische und islamische Artefakte aus Ägypten in die Schweiz geschmuggelt. Im Jahr 2003 wurde er zu 35 Jahren Gefängnis verurteilt, gegen das Urteil wurde Berufung eingelegt. Der allgemeine Eindruck war, dass er, obwohl ein Politiker mit weitreichenden Verbindungen innerhalb der ägyptischen Gesellschaft, es mit seinen Antiquitätengeschäften zu weit getrieben hatte.



Man muss all die Skandale im Antiquitätenhandel im größeren Zusammenhang sehen. Die Händler jener Ära standen zwischen zwei Parteien in einem sich abzeichnenden Krieg. Sie waren die Vermittler, das Bindeglied zwischen Käufern und Verkäufern – zwischen den Konsumenten in den Ländern des Westens und den Regierungen und Privatleuten in den Ländern, aus denen die Kunstwerke stammten. In den letzten zwanzig Jahren des 20. Jahrhunderts erhöhte sich der Druck auf die Händler, vornehmlich seitens der Herkunftsländer der Artefakte.

Der Handel selbst war nichts Neues, er war tatsächlich so alt wie die Zivilisation selbst. Robert Bianchi, ein Ägyptologe und Berater bedeutender Museen wie des Brooklyn Museum, des Metropolitan Museum of Art und des Bible Lands Museum in Jerusalem, sagt es so: „Alles war im Fluss auf dem Antiquitätenmarkt – wenigstens seit der Zeit der Griechen und Römer. Der Westen handelt seit der Zeit Napoleons aktiv mit Antiquitäten.“

Zu den alten Objekten, die schon in der Antike von Ort zu Ort versetzt wurden, gehören mindestens 15 Obelisken, die schon zur Zeit des Römischen Reiches aus Ägypten fortgebracht wurden. Diese Obelisken stehen noch heute in Rom.

Die Kreuzfahrer nahmen viele ägyptische und auch andere antike Objekte mit in ihre Heimat, weil sie glaubten, diese besäßen die Kraft, Krankheiten zu heilen. Oft arbeiteten die Behörden, die Ägypten beherrschten, aktiv mit. So erzählt Nevine El Aref, ein Journalist von *Al Ahrām*, der französische König Louis Philippe habe dem ägyptischen Vizekönig Mohammed Ali eine Uhr für seine Zitadelle gegeben und dafür den Obelisken erhalten, der heute auf der Place de la Concorde in Paris steht.

Die Mitnahme anderer wichtiger Antiquitäten aus ihren Heimatländern wirkt im Rückblick verblüffend. So fanden Soldaten der napoleonischen Armee 1799 in Ägypten den berühmten Stein von Rosetta. Napoleon wurde dann von den Briten besiegt, und der Stein wurde nach Unterzeichnung des Friedensvertrags von Alexandria im Jahr 1801 Eigentum der britischen Krone. Er wurde nach Großbritannien verbracht und thront praktisch seither ununterbrochen im Britischen Museum in London. Er ist eines der wertvollsten antiken Artefakte, so unermesslich wertvoll, dass man es in Zahlen gar nicht ausdrücken kann. Die ägyptische Regierung fordert seine Rückgabe, aber diese Forderung wird von der britischen Regierung und dem Britischen Museum hartnäckig zurückgewiesen.

Ein weiterer, atemberaubender Fall, der als „Plünderung“ betrachtet wurde, war die Entfernung des Elgin-Marmors vom Athener Parthenon. Thomas Bruce, der siebente Earl of Elgin, war britischer Botschafter in Konstantinopel. Er stellte ein Team aus Architekten und Malern zusammen und verschaffte sich, als das Osmanische Reich noch das östliche Mittelmeer und auch Griechenland beherrschte, vom Sultan in Konstantinopel die Erlaubnis, die Marmorfriese zu entfernen. Elgin führte aus der Ferne die Aufsicht über die Entfernung der Skulpturen und großer Mengen anderer antiker Objekte. „Mir fehlen die Worte, um ihren Wert zu beschreiben“, schrieb Giovanni Battista Lusieri, der vor Ort Verantwortliche, an Elgin. „Nichts

auf der Welt gleicht an Vollkommenheit diesen Stücken.“ Die systematische Operation zog sich über eine Reihe von Jahren hin, und die Objekte kamen, wie der Stein von Rosetta, in das angesehene Britische Museum. Die griechische Regierung fordert die Rückgabe der Marmorreliefs, wie sie vom Pariser Louvre, Frankreichs größtem Museum, die Rückgabe der berühmten Nike von Samothrake fordert, die von jener Insel entfernt worden war.

Ein drittes Beispiel für einen Entzug des kulturellen Erbes war die Mitnahme einer Inschrift aus der Zeit des Ersten Tempels, die im König-Hiskia-Tunnel in Jerusalem gefunden worden war. Erdarbeiter, die in einem Schacht des Tunnels arbeiteten, entdeckten eine alte hebräische Inschrift, die zum Gedächtnis des Zusammentreffens der Arbeiter eingemeißelt worden war, die den Tunnel in antiker Zeit von verschiedenen Enden ausgegraben hatten. Diese Inschrift wurde ausgeschlagen und in das Museum von Istanbul gebracht, wo dieses wertvolle Denkmal, das von besonderer Bedeutung für die jüdische Geschichte ist und mit der osmanischen Türkei nichts zu tun hat, sich heute noch befindet. Die Israelis haben den Wunsch geäußert, das Artefakt als nationales kulturelles Erbe zurückzu erhalten, sich aber der Einsicht beugen müssen, dass das „Besitzrecht“ bei der Regierung liegt, die die vielen archäologischen Schätze aus allen Provinzen des Osmanischen Reiches, die ihren Weg in die moderne Türkei fanden, geerbt hat.

Ein Beispiel für ein umstrittenes kulturelles Erbe stammt aus Südamerika, genauer, der Inkafestung Machu Picchu in den peruanischen Anden. 1911 entdeckte ein Historiker der Yale University, Hiram Bingham, geführt von Einheimischen, die antike Stadt. Er unternahm mit Unterstützung der National Geographic Society drei weitere Expeditionen dorthin und legte eine Reihe von Artefakten und Überresten frei. Die peruanische Regierung hat kürzlich Yale mit einer Klage gedroht, um

die Artefakte zurückzuerhalten, die während der Expedition entnommen wurden. Wie Danna Harman vom *Christian Science Monitor* berichtet, ist die Stätte „gut erhalten ... mit Palästen, Bädern, Tempeln, Grabmälern, Sonnenuhren und landwirtschaftlich bebauten Terrassen“, aber die „Gefäße, Werkzeuge, rituellen Objekte und weiteren Objekte wurden nach New Haven [in Connecticut, Sitz der Yale University] gebracht“. Professor Bingham behauptete, er habe mit der Billigung des peruanischen Präsidenten gehandelt, doch heute erklärt Peru, die Objekte wären ausdrücklich nur als Leihgaben herausgegeben worden. Yale antwortete in einem Brief vom Dezember 2005: „Das Zivilgesetzbuch von 1852, das zur Zeit von Bingham's Expeditionen gültig war, gab Yale das Besitzrecht an den Artefakten zum Zeitpunkt ihrer Ausgrabung und für alle Zeit danach“. National Geographic hat öffentlich erklärt, dass die Organisation davon ausgeht, dass die Objekte, die während der gemeinsamen Expedition von Yale und National Geographic entnommen wurden, als Leihgaben überlassen wurden, im Besitz von Peru verblieben und diesem Land zurückgegeben werden sollten. Die Anwälte der Yale University und der Republik Peru setzen ihre Gespräche fort.

Die Kampagnen zur Rückforderung des „kulturellen Besitzes“ der Länder begannen in den 1930er Jahren an Fahrt zu gewinnen. Der faschistische italienische Diktator Benito Mussolini war ein großer Verfechter der italienischen Kultur und Kunst. Als begeisterter Leser des großen italienischen Dichters Dante, aus dessen Werk er allmorgendlich ein paar Zeilen las, war er bedacht, den Ruhm der italienischen Kunstschatze aufrechtzuerhalten. Deshalb verfügte er, dass alles, was auf italienischem Boden befindlich wäre, dem italienischen Staat gehöre und der Staat eine juristische Person mit allumfassenden Rechten sei.

Die Regeln des Antiquitätenhandels wurden zunehmend

neu geschrieben, um zu bestimmen, was „legaler“ und was „illegaler“ Antiquitätenhandel sei. Doch eine verbindliche Richtlinie hat sich nicht herausgebildet, das Recht blieb weitgehend eine Sache des Standpunkts. Die Ursprungsländer hatten das Gefühl, betrogen worden zu sein, als die Kunstgüter aus ihrem Land geschafft worden waren, und dieses Gefühl verstärkte sich noch, als sie sahen, wie Museen und andere Institutionen im Westen Besucher zu Tausenden anlockten, sich lange Warteschlangen bildeten, die Museen mit Monumentalausstellungen von Kunstwerken, welche die Länder als ihr kulturelles Erbe betrachteten, Geld scheffelten. Diese Ursprungsländer wollten zumindest einen größeren Anteil am Kuchen.

Überall auf der Welt begannen die Herkunftsländer das zurückzufordern, was in den Händen anderer äußerst wertvoll geworden war. Diese Kunstschatze befanden sich manchmal im Besitz reicher Privatleute, meist aber im Besitz bedeutender, mit öffentlichen Geldern oder über Stiftungen finanzierte Institutionen wie etwa Universitäten oder Museen. Als Ironie der Geschichte waren es diese Institutionen selbst, die über die Jahre einen Markt für wertvolle Antiquitäten geschaffen hatten, und zwar dadurch, dass diese Antiquitäten *für sie* einen Wert hatten.

Ein wichtiger Grund für die Wertsteigerung war die wachsende Popularität der Museen – ob in New York, London oder Paris, überall strömten große Massen zusammen, um die Werke zu betrachten, die aus Ländern stammten, in denen antike Zivilisationen geblüht hatten, aus Israel, der Türkei, Griechenland, Italien, Peru und – vielleicht war hier der Zuspruch am ausgeprägtesten – aus Ägypten. Die Museen und anderen öffentlichen Institutionen des Westens wurden Opfer des eigenen Erfolgs. Auf dem Spiel stand nicht nur, wer den Strom der Antiquitäten kontrollieren, sondern auch, wer die Gewinne aus den Ausstellungen erhalten sollte, die in Amerika und anderen

westlichen Ländern die Massen anlockten. Der zunehmende Moralismus im Morast des Antiquitätengeschäfts bringt einem einen bissigen Ausspruch von Samuel Johnson ins Gedächtnis: „Der Patriotismus ist die letzte Zuflucht eines Schurken.“

Die Fragen rund um den Antiquitätenhandel wirbeln herum in einem Strudel häufig widersprüchlicher moderner Ansichten über das Recht der Staaten, das kulturelle Erbe, das Menschheitserbe und das gute, altmodische Recht auf Privateigentum. Gehören die Artefakte des antiken Rom nur den Italienern, der italienischen Regierung oder wem sonst? Was ist mit Objekten der griechischen oder hellenischen Kultur, die aus Orten stammen, wo Rom einst herrschte? Stehen diese wertvollen Artefakte eher dem italienischen Staat als Rechtsnachfolger des Römischen Reiches oder dem griechischen Staat als Erben und Verteidiger der griechischen und hellenischen Kultur zu? Oder gehören sie der beliebigen, häufig aus dem Ausland stammenden Privatperson, die diese archäologische Stätte vor vielen Jahren ausgrub und dann das betreffende antike Objekt an eine wichtige kulturelle Institution seines Heimatlandes verkaufte oder spendete?

Sind die arabischen Muslime, die Ägypten im 7. Jahrhundert eroberten und die heute den ägyptischen Staat dominieren, die wahren Erben von Objekten, die in den Tagen der antiken Pharaonen geschaffen wurden? Sollten die Kopten, die direkten Abkömmlinge der Ägypter der Pharaonenzeit, nicht auch einen Anteil erhalten? Und wenn ja, was für einen? Was ist mit Einzelpersonen, die Dinge in ihrem Hinterhof finden oder in deren Familien antike Objekte über Generationen weitergegeben wurden?

Das alles sind komplizierte Fragen. Die Antiquitätenhändler, die in einem zunehmend nicht legitimierten Geschäftszweig als Vermittler zwischen Käufer und Verkäufer auftreten, wurden zu einem leichten Ziel in diesem schwebenden Konflikt.

Konnte man sie beschuldigen, mit Fälschungen zu handeln, Fälschungen zu kaufen oder zu verkaufen, konnte das den gesamten Handel diskreditieren.

In einem in Italien stark beachteten, aktuellen Fall fordern die italienischen Behörden das J. Paul Getty Museum in Los Angeles heraus, indem sie Anklage gegen Dr. Marion True erhoben, die Kuratorin des Museums für klassische Altertümer und Nachfolgerin des umstrittenen Jiri Frel. Die Italiener lassen durchblicken, dass, wenn sie mit ihrer Klage gegen die Harvard-Absolventin True wegen illegalen Handels mit Altertümern Erfolg haben, weitere Schritte gegen andere Museen und Sammler folgen werden. Sie nannten einige Institutionen, die auf ihrer Liste stehen, darunter das Cleveland Museum of Art in Ohio, außerdem bestimmte wohlhabende Sammler in den Vereinigten Staaten. Zur selben Zeit nahmen die Italiener Verhandlungen mit dem Metropolitan Museum in New York auf, das ebenfalls auf der Liste steht. Das Ziel der Verhandlungen: eine Vereinbarung, mit der sich ein Prozess vermeiden lässt, aber in der Italiens Besitzrecht anerkannt wird.

„Wir wollen, dass dieser Fall abschreckend wirkt“, erklärte Capitano Massimiliano Quagliarella von der Einheit zur Verfolgung archäologischer Diebstähle der italienischen Carabinieri gegenüber der *Los Angeles Times*. „Es ist wichtig, das Phänomen der illegalen Ausgrabungen und des illegalen Exports dadurch zu unterbinden, dass man die Nachfrage eliminiert. Damit wird dann auch das Angebot ausgeschaltet.“

Restriktive Gesetze, die den Antiquitätenhandel einschränken, wurden in zahlreichen Ländern eingeführt und verbieten den Handel mit Antiquitäten über die Landesgrenzen hinweg. Die neue Antiquitäten-Gesetzgebung stellt die in der westlichen Welt geltenden Rechtsgrundsätze auf den Kopf. Um verkauft werden zu können, muss der Käufer vor Gericht oder, genauso wichtig, vor der öffentlichen Meinung die „Unschuld“

des Objekts beweisen. Nach den Normen, die sich zunehmend durchsetzen, müssten viele Objekte in westlichen Museen an die Herkunftsländer zurückgegeben werden. Bei einer strengen Auslegung der Regeln würde ein großer Teil der Ausstellungsstücke aus den Museen in St. Petersburg, Berlin, Paris, London, Madrid und aus den Museen der USA verschwinden. Denn, so Ägyptologe Robert Bianchi, „viele Objekte in den Museen der Welt haben keine Herkunftspapiere.“ Und seinerzeit galten andere Gesetze.



Zu Beginn des 21. Jahrhunderts wird der weltweite Handel mit Kunstgegenständen härter. Nach einer Schätzung beläuft sich der illegale Handel allein mit Antiquitäten des klassischen Ägypten und aus dem Vorderen Orient auf jährlich 200 bis 300 Millionen US-Dollar. Seit die Schrauben seitens der Herkunftsländer angezogen wurden, ist der Handel deutlich zurückgegangen, wenngleich der Druck wiederum den Preis von Einzelobjekten erhöhte, zumal wenn es für diese zumindest irgendeine Provenienz gab.

Kein Land hat in Verfolgung dessen, was es für seine „Rechte“ hält, größere Meisterschaft entwickelt als Ägypten, und kein Land versucht aggressiver, aus ausländischen Besuchern oder Ausstellungen im Ausland Kapital zu schlagen.

Ägypten besaß in den gesamten 1940er Jahren einen blühenden und als gesetzmäßig eingestuften Antiquitätenhandel. Ägyptische Papyri und Kunstobjekte wurden in den Museen der gesamten westlichen Welt ausgestellt. Der geschäftige Handel erbrachte ein attraktives Nebenprodukt: Er trug dazu bei, Ägypten zu einem wichtigen Reiseziel westlicher Touristen zu machen. Im beginnenden 21. Jahrhundert arbeiten nach

Schätzungen 10 Millionen Ägypter in der Tourismusindustrie, der Tourismus ist der größte Devisenbringer des Landes mit einem Gewinn von 4,5 Milliarden US-Dollar im Jahr 2001. Die Zahl der Touristen stieg von 1 Million im Jahr 1982 auf 2,5 Millionen im Jahr 1993, auf 5,5 Millionen im Jahr 2001 und überstieg im Jahr 2005 die 7-Millionen-Grenze.

Zahi Hawass, der ägyptische Direktor für Altertümer, erläuterte in einem Artikel in *Al Ahram*, wie sich das ägyptische Recht in der letzten Zeit verändert hat. Das mag erklären, wie die rechtliche Lage in Bezug auf die Entfernung des Judasevangeliums von ägyptischem Boden zu jener Zeit war.

„Die Regierung verkündete 1951 ein Gesetz, das die Ausgrabung von Altertümern und ihre Ausfuhr in Museen in aller Welt regulierte“, schrieb Hawass. „Nach diesem Gesetz war der Kauf und Verkauf von Antiquitäten noch erlaubt, und Kunstwerke wurden weiterhin verkauft und in alle Welt transportiert. Weitere Gesetze folgten. Zwei Dekrete vom März 1952 schufen ein System für den Verkauf von Antiquitäten und zählten auch die notwendigen Schritte für ihren Export auf.“

„Erst 1983“, so Hawass, „wurde ein Gesetz gegen den Verkauf und Export von Altertümern erlassen. Das Gesetz gab Antiquitätenhändlern sechs Monate Zeit, die Denkmäler [Kunstobjekte] in ihrem Besitz registrieren zu lassen, besagte aber eindeutig, dass keine Antiquitäten mehr verkauft oder exportiert werden durften.“

„Allerdings“, schloss Hawass seinen Artikel, „können wir nichts gegen den Verkauf von Antiquitäten in den Vereinigten Staaten und Europa unternehmen, solange wir nicht beweisen können, dass die Statuen, Reliefs und anderen Antiquitäten illegal einem Grab oder Lagerraum entnommen wurden. Haben wir dafür den Beweis, können wir den Verkauf unterbinden.“

Nevine El Aref, ein Journalist von *Al Ahram*, bemerkte, dass

die ägyptische Regierung selbst einige Jahrzehnte zuvor als Antiquitätenverkäufer aufgetreten war:

Nach Ende der Operation zur Rettung der nubischen Tempel bot die ägyptische Regierung anderen Ländern eine große Anzahl von Monumenten zum Ausgleich für ihre Bemühungen an. Den Tempel von Dabur erhielt beispielsweise die spanische Regierung, die ihn auf einem Hügel im Madrid Museum wiederaufbaute. Den kleinen Dendara-Tempel erhielt 1974 der US-Präsident Richard Nixon. Die ägyptische Regierung bot weiterhin Stücke des Erbes auf dem internationalen Markt an oder verkaufte sie, bis das Gesetz 117/1983 in Kraft trat, das alle solche Aktivitäten untersagte. Laut diesem Gesetz sind alle Antiquitäten in Ägypten Eigentum des Staates und ihre ungesetzliche Entfernung aus dem Land nach diesem Zeitpunkt ist Diebstahl.

Hawass richtete eine Abteilung zur Wiedererlangung „gestohlener“ Artefakte ein, die aufzuspüren versucht, was die Ägypter für Staatseigentum halten. In der Tat führte das neue Gesetz zu einem Rückstrom von aus Ägypten stammenden Kunstwerken in das Land am Nil, insbesondere seit die US-Gerichte stärker bereit sind, die Rechtmäßigkeit der ägyptischen Forderungen anzuerkennen.

Das ägyptische Gesetz richtet sich zwar auch gegen Ausländer, aber vor allem gegen Ägypter, denn der Handel in Ägypten wurde hauptsächlich von Ägyptern betrieben. Nach dem neuen Gesetz aber gehören alle Antiquitäten dem Staat, und alle Antiquitäten müssen den Behörden angezeigt werden.

Eine Anzahl wohlhabender ägyptischer Familien pflegten einen Teil ihres persönlichen Reichtums in antiken Kunstobjekten anzulegen, deren Besitz und Eigentümerschaft oft Jahr-

zehnte, wenn nicht Jahrhunderte zurückreicht. Es wird interessant sein zu sehen, wie die Gesetze auf Artefakte angewandt werden, die seit Generationen in Familienbesitz sind, und ob diese Schätze dem Staat ausgeliefert werden müssen. Vom Standpunkt jener Familien aus, die gezwungen sein könnten, ihre Artefakte entweder abzugeben oder vor den Behörden zu verstecken, wird dieses Vorgehen sicherlich als eine neue Form der Ausplünderung empfunden werden.

Bei den anstehenden Veränderungen im Antiquitätengeschäft hatten Händler wie Hanna Asabil gute Gründe zur Verschwiegenheit. Bei der ständig sich ändernden Rechtslage konnten selbst Veteranen in diesem Gewerbe leicht einem Regierungsbeamten in die Fänge geraten. Doch war am Ende Hanna Asabil nicht verantwortlich dafür, dass der Papyruskodex Ägypten verlassen hatte. Sein „Export“ war nach jedem Gesetz der Welt illegal, und es wäre an Hanna gewesen, sein Eigentum zurückzufordern.



Der Antiquitätenhandel ist ein spezialisiertes Gewerbe. Die Händler, die Experten genug sind, um zu wissen, was sie kaufen, sind vergleichsweise dünn gesät, es sind vielleicht nur ein paar Dutzend weltweit. In den 1980er Jahren war das keine Industrie, sondern eher ein Maßhandwerk. Die Kunden waren natürlich zahlreicher als die Händler, zu ihnen gehörten die großen Museen der Welt, einige bedeutende Universitäten sowie eine Anzahl von Privatleuten. Doch selbst die Kundenzahl war extrem begrenzt, jedenfalls wenn es um den Erwerb besonders teurer Stücke ging. „Es wäre übertrieben, wollte man behaupten, dass es mehr als tausend Interessenten für die wirklich erstklassigen Stücke gibt“, erklärt einer von denen, die mit

dem Verkauf zu tun haben. „Zählen Sie sie zusammen: die Museen. Die Einzelpersonen. Ich kann fast aus dem Gedächtnis eine Liste aller Käufer aufstellen.“

Einer der Händler, der mit Nicolas Koutoulakis in den 1980er Jahren Geschäfte machte, war Peter Sharrer, ein Experte für ägyptische Kunst. Ein amerikanischer Händler mit Sitz im Norden New Jerseys, war er ein eifriger Reisender und Händler auf den Märkten Europas und Vorderasiens. Viele Male mietete er sich nach der jährlichen Baseler Kunstmesse ein Auto und fuhr zusammen mit dem Edelsteinspezialisten Jack Ogden aus London über die Schweizer Autobahnen hinüber nach Genf.

Die Koutoulakis-Villa liegt in der Rue de Florissant in einem der besseren Stadtviertel von Genf. Das riesige Grundstück umfasst mehr als 4000 Quadratmeter, Sharrer beschrieb seinen Eindruck von dem Haus als „schweizerisch mit einem leicht mediterranen Flair, umgeben von einem wunderschönen Park“.

„Koutoulakis war ein erstaunlicher Mann“, erzählt Sharrer. „Er kam aus einer Bauernfamilie, liebte Frauen und Antiquitäten. Er handelte mit einigen der großartigsten Stücke unserer Zeit.“

Sharrer erinnert sich, dass der Eintritt in die Koutoulakis-Villa sehr eindrucksvoll verlief. Die Eingangshalle hatte eine 3,60 Meter hohe Decke. Die Küche ging zur rechten Seite ab, links befand sich eine Kombination aus Wohnzimmer und Büro, die mit wertvollen Objekten ausgestattet war. Ein Fenster in diesem Büro ging hinaus auf den Park, der nach hinten lag. „Besucher wie ich durften nur bestimmte Teile des Hauses sehen“, erinnert sich Sharrer.

„Wer man auch war, man wurde abgeschätzt“, erzählt Sharrer weiter. „Er hatte nur das eine Auge, und er wollte wissen, wer man war, was für ein Mensch man war, was für ein Kunde man sein könnte. Offen gesagt, es war immer interessant. Der Ausdruck seines Gesichts war äußerst vielfältig und lebendig.“

Sharrer suchte immer nach Objekten, die seinen finanziellen Möglichkeiten entsprachen. Doch zu Beginn jedes Treffens wurde gern mit Bluffs oder Täuschungen gearbeitet. „Ich war stets der Meinung, dass er eine große Anzahl von Fälschungen besaß. Was man hier lernen musste, war Ausdauer. Man sagte: ‚Nichts für mich.‘ Man wiederholte es. Man wollte geduldig bleiben.“ Nach Sharrers Einschätzung stellte Koutoulakis seine Besucher damit auf die Probe.

Schließlich war der Prolog vorbei und es folgte eine Unterbrechung, wenn Koutoulakis dicken griechischen Mokka – der viel stärker ist als italienischer Espresso – servierte und mit seinem Gast trank. Die Ankunft des Kaffees beendete das, was Sharrer die „Phase der schlechten Stücke“ nennt. Die eigentlichen Verhandlungen begannen nach dieser Unterbrechung. Koutoulakis griff nun in sein Repertoire. Sharrer erzählt: „Die sagenhaften Stücke kamen dann, als er begann, ein oder zwei der besseren Sachen zu zeigen. Ich besuchte ihn im Lauf der Jahre vielleicht zehn- bis fünfzehnmal. In all den Jahren, die ich ihn kannte, kaufte ich nur drei oder vier herausragende Objekte. Als das erste wirklich großartige Stück des Weges kam, stürzte ich mich darauf. Das verbesserte den Output, ich bekam nun Besseres zu sehen.“

„Er wollte einen abschätzen. Herausfinden, was man sich zu kaufen leisten könnte. Wie gut war der Geschmack des Besuchers? Ich blieb hartnäckig – und ich kaufte, wenn auch nicht für einen hohen Betrag. Vielleicht für 40000 oder 50000 Dollar. Zu jener Zeit war das immerhin eine beträchtliche Summe.“

Bei einem Treffen zeigte Koutoulakis Sharrer ein Artefakt, auf das er sich gleich stürzte. Es war eine wunderschöne Goldstatuette der ägyptischen Hauptgöttin Isis, die den Horusknaaben säugt. Isis trug ein eng anliegendes Gewand und über ihrer Perücke thronte eine gehörnte Scheibe. Eine Öse zum Aufhän-

gen war hinter ihrem Kopf befestigt. Die Statuette war handwerklich fein und präzise gearbeitet. Das war keine Fälschung, sondern ein erregender Fund, nach Sharrer „eines der schönsten Stücke überhaupt“.

Als Sharrer anbot, die Isis-Statuette zu kaufen, begann Koutoulakis zu schwanken. Obwohl er selbst das Stück herbeigeholt hatte, räusperte er sich nun und hüstelte. Er wirkte unentschieden, ob er nun verkaufen sollte oder nicht. Sharrer merkte, dass der Grieche ihn testen wollte. Schließlich sagte Koutoulakis: „Gut, ich denke darüber nach.“

Sharrer erinnert sich, dass Koutoulakis schließlich so weit ging, „mich als Käufer des Stücks in Erwägung zu ziehen“. Das war eine Art Versprechen, und neun Monate später hatte Sharrer seinen Erfolg: „Koutoulakis rief an und sagte: ‚Kommen Sie mich besuchen.‘“

Sharrer zahlte 50000 US-Dollar für das Stück. Das war ein hoher Preis zu jener Zeit, aber durchaus ein fairer. Der Verkauf fand, erinnert sich Sharrer, irgendwann im Jahr 1985 statt.

Wie sich herausstellte, bildet die goldene Isis, die Peter Sharrer erwarb, ein wesentliches Bindeglied in der Geschichte des Judasevangeliums. Sie war zuvor in Hanna Asabils Sammlung gewesen – und eines der Stücke, die bei einem Raubüberfall gestohlen wurden. Zu der Beute gehörte auch das Judasevangelium. Der Kodex erlangte Berühmtheit, aber nicht eine, wie sie für ein unschätzbares Zeugnis der Geschichte des Christentums angemessen gewesen wäre. Vielmehr wurde er zu einem Faustpfand in einem der scheußlichsten Raubüberfälle des Antiquitätenhandels.



KAPITEL FÜNF

DER EINBRUCH

*STÜCKE, DIE AUF DEM MARKT ERSCHEINEN WERDEN, ANGEBLICHES
HERKUNFTSLAND ÄGYPTEN:*

Goldene Halskette

Statuette aus schwarzem Granit, Mittleres Reich

Goldstatuette der Isis, den Horusknaben säugend

Papyrusmanuskript

Nichts kann die Jahrhunderte vollständig unversehrt überdauern. Die Manuskripte aus dem Grab im Jebel Qarara zerfielen. Diese Papyri befanden sich jetzt in Kairo, in den Händen eines Händlers, der nicht wusste, was in ihnen stand. Jemand hatte ihm gesagt, die Schrift könnte althebräisch sein. In dem, was man sehen konnte, waren gewiss einige griechische Worte auszumachen, aber Hanna Asabil konnte nicht griechisch lesen und auch keine koptischen Texte entziffern. Alles, was er wusste, war, dass die Papyri nicht in Arabisch geschrieben waren und auch nicht in einer Form der Hieroglyphenschrift, bei deren Auftreten das Manuskript noch aus der Zeit der Pharaonen hätte stammen müssen.

Hanna wusste immerhin genug, um die Papyrusblätter nicht zu berühren und nicht zu versuchen, sie zu öffnen. Er fürchtete, dabei Stücke abzureißen, was den Wert vermindern müsste. Er wusste jedoch nichts von modernen Klimaanlage oder kontrollierten Umweltbedingungen, die zur Erhaltung der, wie ihm klar war, wertvollen Materialien beitragen können.

Was auch immer das Papyrusbuch enthalten mochte, er fühlte kein Verlangen, es zu lesen. Schließlich konnte sich der Inhalt auch als eine große Enttäuschung erweisen. So war es gewissermaßen besser, weiter nichts über den Inhalt zu wissen.

Er hätte ohnehin keine Zeit mehr gehabt, das herauszufinden, ehe sie gestohlen wurden.

Der Raub von Hannas wertvollsten Schätzen lässt auf sorgfältige Planung schließen. Keiner der Täter wurde gefasst, und da die Tat schon über ein Vierteljahrhundert zurückliegt, ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass die Täter noch ermittelt werden. Der Einbruchdiebstahl wurde niemals gerichtlich untersucht, und inzwischen ist auch die Verjährungsfrist abgelaufen. Jene, die in die Affäre verwickelt waren, können sich nur noch dunkel erinnern.

Doch wie die Sache im Einzelnen auch verlaufen sein mag, die Papyrusmanuskripte wurden im Rahmen eines klug eingefädelten und ausgeführten Einbruchs gestohlen. Die Täter besaßen Insider-Informationen. Sie machten sich nicht zufällig über irgendeine obskure Wohnung im Kairoer Stadtteil Heliopolis her. Sie mussten die Objekte nicht nur stehlen, sondern auch einen Weg kennen, sie sicher außer Landes zu schaffen. Das schränkt die Zahl der Verdächtigen notwendigerweise ein. Dennoch gibt es zu vielem, was geschah, keine Beweise, sondern nur Indizien. Die Quellen fürchten Bloßstellung und Untersuchungen, deshalb muss die Geschichte des Einbruchs aus unterschiedlichen Darstellungen der Ereignisse seitens der Personen rekonstruiert werden, die etwas über die Ereignisse wussten. Die ganze Wahrheit wird wahrscheinlich niemals ans Tageslicht kommen.

Doch über viele Tatsachen im Umkreis des Raubes sind sich die Quellen im Wesentlichen einig. Sie können auf eine Reihe von Geschehnissen deuten, die zu dem Einbruch führten. Sie wissen auch, mit ziemlicher Klarheit, Bescheid über das, was

auf den Raub folgte, und über den ganzen Prozess der Rückerstattung, als einer der größten Antiquitätenhändler des 20. Jahrhunderts, Nicolas Koutoulakis, persönlich eingriff, um die Entschädigung durchzusetzen. Die Quellen stimmen über die Geschäfte und Opfer überein, die erforderlich waren, um die antiken Papyrusdokumente wiederzuerlangen und sie an ihren ursprünglichen Eigentümer zurückzugeben. Worüber sie nicht übereinstimmen, ist die Frage, wer das Verbrechen verübte und aus welchem Grund. Der Raub, der vor einer Generation stattgefunden hatte, war entweder einfach eine Tat aus Habgier, verübt von Tätern, die sich bereichern wollten, geblendet vom Glanz des Goldes und des gewaltigen, vor ihnen ausgebreiteten Reichtums, oder der Täter stammte aus dem Umkreis von Hanna, möglicherweise war es sogar ein Familienangehöriger, der seinen Verwandten bestehlen wollte, um es ihm heimzuzahlen oder selbst reich zu werden. Es besteht auch die Möglichkeit, dass die Tat nicht einfach aus Profitgier geschah, sondern dass es dabei um Rache ging. Als Anstrengung zur Rückgewinnung verlorener Ehre hätte sie dann nicht nur das Ziel gehabt, das Opfer seiner Schätze, sondern auch seiner Würde zu berauben.



Der allseits bekannte, in Genf ansässige Händler Nicolas Koutoulakis kam häufig nach Kairo, begleitet von zwei Frauen, seinen üblichen Reisegefährtinnen. Eine war eine rothaarige Schönheit, die zweite eine groß gewachsene Brünette. Der Rot-schopf war eine Frau, die manchmal Mia, zu anderen Zeiten Effie genannt wurde und einigen Ägyptern wiederum als Fifi bekannt war. Man ging davon aus, dass sie und Koutoulakis eine sehr enge Beziehung hatten. Obwohl Griechin, kam sie

ursprünglich aus Kairo und wurde von der Familie Koutoulakis für eine gebürtige Kairoerin gehalten. Sie sprach fließend Arabisch, und Koutoulakis benutzte sie bei seinen Geschäften mit Hanna und anderen Ägyptern als Dolmetscherin. Nach Aussage derjenigen, die sich an sie erinnern, waren die beiden Frauen enge Freundinnen, und sie pflegten gemeinsam von Athen nach Kairo zu fliegen, um Koutoulakis zu treffen. Andere Händler argwöhnten, dass Koutoulakis die Frauen auch dazu benutzte, das eine oder andere Stück in ihrem Gepäck nach Griechenland, Genf oder wohin sonst sie gerade fliegen mochten, zu schmuggeln. „Koutoulakis verband das Angenehme mit dem Nützlichen“, meinte einer von ihnen.

Bei einer dieser Reisen, die angeblich irgendwann in den Monaten vor dem Raub stattfand, nahm Hanna, ohne Wissen des griechischen Händlers, Mia beiseite. Er sprach mit ihr Arabisch und bat sie, ihm beim Verkauf seiner Waren, auch der Papyrusmanuskripte, zu helfen. Er bot ihr eine gute Kommission, falls sie ihm Kunden zuführen wollte. Hanna versicherte ihr wahrscheinlich, Koutoulakis würde über diese Vereinbarung nichts erfahren.

Nach Aussage von Boutros, dem Kollegen eines Verwandten Hannas, wurde Hanna einige Tage, nachdem dieser sie angesprochen hatte, von Mia kontaktiert. Sie erklärte ihm, sie hätte einen reichen Kunden, der nach Ägypten gekommen sei; seine Jacht liege in Alexandria vor Anker.

Hanna fragte, welche Art von Objekten diesen potenziellen Käufer interessierte. Sie antwortete ihm, er wäre an vielerlei Artefakten interessiert: Münzen, Skulpturen, Glas, auch Manuskripten. Schließlich sagte sie: „Wir wollen uns alles anschauen, was Sie verkaufen wollen.“

Eine Verabredung wurde ausgemacht. Aufgeregt von der Aussicht auf einen großen Verkauf holte Hanna sein gesamtes Inventar aus den verschiedenen Wohnungen von Verwandten

und Freunden im Kairoer Stadtgebiet. In jener Nacht im März 1980 befanden sich zum ersten Mal all seine Schätze vereint in der Wohnung in Heliopolis.

Zum vereinbarten Zeitpunkt kamen die prospektiven Käufer, unter ihnen Mia, in die Wohnung. Sie ließen durchblicken, dass sie über viel Geld verfügten und daran interessiert wären, alles zu kaufen, was Hanna hätte. Er zeigte ihnen alles. Sie untersuchten Hannas Lagerbestand: goldene Stücke, eine Anzahl von Statuen, einige Textilien, Schmuck und andere bunte Ware. Zu den Objekten gehörten zahlreiche irdene Fayenceamulette, Glaseinlegearbeiten aus ptolemäischer Zeit, Statuen, Textilien und teure Gold- und Silbermünzen griechischer, römischer und byzantinischer Herkunft.

Zwei besonders eindrucksvolle Stücke ragten aus dem Übrigen heraus. Das eine war eine kleine Statuette aus purem Gold, ungefähr 5 Zentimeter hoch, die Isis darstellte, den Horusknaben säugend – dieselbe Statuette, die Peter Sharrer fünf Jahre später von Koutoulakis kaufen sollte. Die Statuette hatte offenbar einen „fürchterlichen Schlag“ auf den Rücken bekommen. Sie war vollständig verbogen, sodass der obere Teil der Figur sich nach hinten krümmte, „als sei ein Stein von der Decke einer Grabkammer auf das Amulett gefallen“.

Das zweite war ein gewundenes Halsband mit römischen Goldmünzen, die als Anhänger montiert waren.

Ebenfalls im Angebot waren die Papyrusmanuskripte mit dem noch unübersetzten und unbekanntem Evangelium des Judas.

„Ich zeigte dem Mann ein Stück und nannte meinen Preis“, erzählte Hanna einem Händlerkollegen. „Er nickte mit dem Kopf und sagte ja. Er sagte zu allem Ja, was ich ihm zeigte. Abgesehen davon blieb er stumm. Er sagte sonst kein Wort. Er feilschte nicht.“

Boutros berichtete genau dasselbe, wie auch eine weitere,

Hanna nahe stehende Person. Die Preise waren fantastisch, der Traum eines jeden Kairoer Händlers, auch wenn Boutros' Angaben sicherlich übertrieben sind, denn nach ihm beliefen sie sich auf insgesamt weit über zehn Millionen US-Dollar.

Die Besucher fragten zu jedem Stück: „Wie viel?“ Sie akzeptierten bei jedem Stück den Preis, den Hanna forderte. Sie schrieben alles auf, sodass sie ein genaues Verzeichnis von Hannas Inventar hatten. Schließlich war man sich einig. Hanna würde ihnen alles verkaufen.

Der Preis erreichte astronomische Höhen.

„Einverstanden“, sagte Hanna, der an sein Glück gar nicht glauben konnte, „zu dem Preis verkaufe ich.“

Das Geld, sagten die Besucher, befände sich auf der Jacht in Alexandria. „Wir fahren sofort nach Alexandria und holen es“, versprachen sie.



Irgendwann am nächsten Tag, so erinnert sich Hanna und hat es einem Kollegen erzählt, wurde die Wohnung ausgeplündert. Am Abend des Einbruchs, kurz nachdem dieser verübt worden war, fand ein Nachbar, ebenfalls ein Verwandter, die Tür sperrangelweit offen. Alle Schätze waren fort. Hannas kleinen Safe – mit seinem persönlichen Gold, der äußerst wertvollen Halskette mit den ornamentalen Goldfassungen und den Papyrusmanuskripten – hatten die Diebe als Ganzes mitgenommen. Weil Hanna in der Hoffnung auf einen großen Verkauf sein übliches Verfahren, die Stücke an verschiedenen Orten zu verstecken, außer Acht gelassen hatte, hatte er nun alles verloren.

Alles deutet darauf hin, dass, wer immer den Einbruch verübte, eine Menge über die Wohnung wusste. Eine Darstellung lässt vermuten, dass die Diebe Schlüssel oder andere Werkzeu-

ge hatten, um in die Wohnung hineinzukommen, denn die Polizei entdeckte keine Spuren eines gewaltsamen Einbruchs. Die Wohnung selbst war in keiner Weise verwüstet. Später fand die Polizei den Safe, offen, leer und verlassen, in einer Kairoer Straße. Die Darstellung einer anderen, Hanna nahe stehenden Person widerspricht dieser Version. Nach Aussage dieser Person war das Schloss der Wohnungstür aufgebrochen worden.

Die Einbrecher, erklären Leute, die mit der ägyptischen Szene vertraut sind, können nicht nur Ausländer gewesen sein. Ägypter müssen beteiligt gewesen sein, die das Land kannten und wussten, wie sich gestohlene Güter aus Ägypten herauschaffen ließen.

Im Jahr 1993 gab einer der bekannteren Antiquitätenhändler Ägyptens, ein Mann, der in seiner Jugend mit Koutoulakis verbunden gewesen war, gegenüber einem Kollegen zu, eine der zentralen Figuren bei diesem Raub gewesen zu sein. Er hätte unten mit einem Auto gewartet, um das Diebesgut fortzuschaffen. Ob seine Erzählung angeberische Prahlerei oder tatsächlich eine glaubwürdige Aussage war, ist im Nachhinein schwer zu beurteilen.

Hannas Verwandte reichten, nach einem Bericht, eine *Shaqwa* oder *Mahdar*, also eine Anzeige bei der örtlichen Kairoer Polizei ein. Aber keines der Stücke war registriert worden. Es gab keine Ankaufsquittungen.

Hanna war wie von Sinnen. Er hatte alles verloren. „Er wurde vollkommen verrückt“, so ein Familienangehöriger. Er zog sich sogar sechs Tage in ein koptisches Kloster zurück, um sein seelisches Gleichgewicht wiederzufinden.

Hanna war überzeugt, dass der Raub von jemandem aus seinem Umkreis verübt worden waren. Er hatte drei Theorien, von denen keine je bewiesen wurde. Zunächst glaubte er, der Dieb sei ein Verwandter, jemand, der Zugang zu seiner Wohnung hatte. Eine zweite Theorie lautete, dass ein in Heliopolis

stationierter Polizist, einer von denen, die die Untersuchung des Einbruchs durchführten, an der Tat beteiligt war. Nur ein Polizist, so Hannas Überlegung, würde die Fähigkeit haben, eine so große Beute verschwinden zu lassen. Dann erinnerte er sich, dass am Tag vor dem Einbruch die Arabisch sprechende Griechin, die Mia oder Effie genannt wurde, zusammen mit einem männlichen Ausländer, den er für einen Griechen hielt oder für jemanden, der Griechisch sprach, die Stücke in seiner Wohnung besichtigt hatte.

Wochenlang weinte sich Hanna bei den Leuten aus, ein verlorener Mann, wie man ihn nur je in den Straßen Kairos gesehen hatte. Er wolle Rache, brüllte er. Er stopfte sich eine kleine Pistole in seine Jacke, die er Bekannten gelegentlich einmal zeigte. Er wusste nicht, wer in diesen verhängnisvollen Diebstahl verwickelt war, aber die Pistole ließ erkennen, was er mit dem Dieb machen wollte, wenn er ihn nur zu fassen kriegte.

Sein Wüten half Hanna aber nicht, seine gestohlenen Wertgegenstände zurückzubekommen. Einer, der sich an ihn zu jener Zeit erinnert, ist Manolis Koutoulakis. „Hanna war vollständig gebrochen. Er war wegen des Diebstahls ganz geknickt. Er war ein netter Mann. Wir kamen immer gut mit ihm zurecht. Wir wollten ihm helfen.“

Hanna verbrachte zwei Jahre in tiefer Pein. Während die Tage und Wochen dahingingen, hoffte er, dass er durch irgendein Wunder wieder zu seinem gestohlenen Vermögen kommen würde. Er brauchte Hilfe und suchte sie innerhalb seiner koptischen Gemeinschaft. Er verschwendete Geld für Wahrsager und Straßenmagier und suchte koptische Priester auf, um wunderbare Heilung zu finden.

Die Priester, Wahrsager und Zauberer hatten zahlreiche Zaubersprüche und Beschwörungen zu bieten. Diese Sprüche sind durch die Zeitalter überliefert und dokumentiert in dem Buch: *Ancient Christian Magic: Coptic Texts of Ritual Power*. Viele

erinnern im Ton an die magischen Gesänge im antiken ägyptischen Totenbuch: „Flieh, verhasster Geist, Christus verfolgt dich, der Sohn Gottes und der Heilige Geist haben dich überwunden“, so lautet eine dieser Beschwörungsformeln. Diese rituellen Praktiken sind immer noch ein Teil des koptischen Lebens in Ägypten, und Hanna klammerte sich verzweifelt an jede Möglichkeit, das wiederzuerlangen, was ihm seiner Meinung nach völlig rechtmäßig gehörte.

In späteren Jahren begann sich Hanna in sein Schicksal zu fügen. Er war ein frommer Mann und, in seinen eigenen Augen, auch durchaus stark. Jahre nach dem Diebstahl meinte er zu einem Freund, der Diebstahl sei „Gottes Wille“ gewesen und Gott wäre mit ihm.

Mitsamt den übrigen Antiquitäten waren auch die Papyrusmanuskripte bei dem dreisten Diebstahl verschwunden. Sie hatten einen weiteren Schritt aus ihrem trockenen, sicheren Grab hin in eine unheilvolle Zukunft getan. Noch hatte sie niemand gelesen. Niemand wusste um ihren unschätzbaren Wert.



Hanna legte sich bald auf Mia, jene Griechin, die häufig Koutoulakis begleitete, als Hauptverdächtige des Raubes fest. Er bezeichnete sie später als *el mara el uescha*, „dreckige Schlampe“. Als er sein seelisches Gleichgewicht einigermaßen wiedergefunden hatte, entschloss er sich, praktische Schritte zu unternehmen, um seine Sachen zurückzubekommen. Hanna glaubte, Mia gehörte zu denen, die für den Diebstahl verantwortlich waren. Und diese Einschätzung war auch fast sicher richtig, denn laut Manolis' Aussage verschaffte man sich später Hannas gestohlene Sachen indirekt von ihr.

Wenn man sich bei Hannas Familie erkundigt, erfährt man

allerdings, dass es zu jener Zeit Spannungen zwischen Hanna und Koutoulakis gab. Diese hingen mit einer Statue zusammen, die Amenemhet IV. darstellte, einen Pharao des Mittleren Reiches, Sohn von Sesostri I., der Ägypten 38 Jahre lang beherrscht hatte. Hanna hatte das Objekt an Nicolas Koutoulakis verkauft, der dafür wahrscheinlich eine beträchtliche Summe zahlte. Nach Aussage eines der Partner Hannas war die Statue von jemand, den sie konsultiert hatten, auf 500000 ägyptische Pfund taxiert worden, was zu jener Zeit mehr als 150000 US-Dollar entsprach und nach ägyptischen Maßstäben ein Vermögen war. Nach einer Untersuchung, vielleicht auch einer Beschwerde von Koutoulakis, stand die Möglichkeit im Raum, dass es sich um eine Fälschung handelte. Falls die Aussage eines Zeugen glaubwürdig ist, glaubte Koutoulakis jedenfalls, einer Fälschung aufgesessen zu sein. Er wollte das Stück zurückgeben und sein Geld zurückhaben. Hanna weigerte sich, er hielt die Statue weiterhin für echt.

Manolis Koutoulakis, der Sohn des Händlers, der diesen manchmal auf seinen Reisen durch den Mittleren Osten begleitete, räumt ein, dass sein Vater tatsächlich von der Statue wusste und sie später in seinem Besitz gehabt hätte, der Ankauf hätte aber nicht in Ägypten stattgefunden. Koutoulakis ließ die Authentizität der Statue von seinem üblichen Berater prüfen, Dietrich Wildung, dem Kurator für Altertümer des Münchner Museums, der später Direktor des Ägyptischen Museums in Berlin wurde. Wildung erklärt, dass er das Stück seinerzeit für authentisch hielt. Manolis Koutoulakis fügt hinzu, dass zu jener Zeit keine Fälschungen aus Ägypten kamen. Wenn es sich um eine Fälschung gehandelt hätte, dann hätte diese höchstwahrscheinlich in Syrien oder dem Libanon hergestellt worden sein müssen. Und es gäbe überhaupt keinen Grund, eine solche Fälschung nach Ägypten, zu Hanna, zu schaffen, um sie dann von dort aus zu exportieren.

Wie auch immer, ägyptische Händler nehmen in der Regel Fälschungen nicht zurück. Der Händler, der ein antikes Stück kauft, nimmt das Risiko einer Fälschung auf sich. So etwas wie Kundenkredite gibt es in dem Geschäft nicht. Normalerweise „schluckt“ der Käufer die Fälschung und behält sich das Wissen darum vor, um nicht seiner eigenen Reputation als gewiefter Käufer zu schaden. Er wird also durchaus wieder zu dem Verkäufer gehen, so tun, als sei nichts gewesen, und eine Sache von ähnlichem Wert erwerben. Er nimmt das neue Stück mit und sagt, er werde das Geld in Kürze senden. Nach angemessener Zeit teilt er dem Verkäufer mit, die Statue, die er zuerst gekauft habe, habe sich als Fälschung erwiesen und er akzeptiere das neue Stück als Entschädigung.

Diese Form der Reaktion wird von beiden Seiten als korrekt betrachtet. Der Verlust ist ausgeglichen, und die Handelsbeziehung setzt sich störungsfrei fort.

Manolis Koutoulakis fasst es zusammen: „Wissen Sie, wenn wir eine Fälschung gekauft haben, vergessen wir das. So arbeiten wir in dem Geschäft. Aber das heißt nicht, dass damit die Sache beigelegt wäre. Es kann sein, dass sich die Gelegenheit zu einer neuen Sache ergibt.“

Hanna glaubte, dass die Amenemhet-Statue echt war, er war ein dickköpfiger Mann und wollte nichts davon hören, dass sie eine Fälschung wäre. Nach Aussage eines Kollegen Hannas weigerte sich der Ägypter, das Geld zurückzugeben oder Koutoulakis etwas zu geben, was dieser als ausreichende Entschädigung akzeptiert hätte. Da die Statue nicht mehr in Ägypten war, hatte Koutoulakis auch keine Möglichkeit, sie ihm direkt zurückzugeben.

Selbst wenn die Statue eine Fälschung gewesen sein sollte, ließ Koutoulakis den Verlust nicht auf sich sitzen. Er verkaufte das Werk später weiter, wie sein Sohn Manolis bestätigt. Der Käufer war ein wohlbekannter reicher griechischer Reeder, The-

odore Halkedis, der in einem eleganten Apartment in der Park Avenue in New York lebte. Halkedis insistierte, wie Hanna, später darauf, die Statue – die von herausragender Qualität war, selbst wenn es sich um eine moderne Kopie handeln sollte – wäre echt. Als ein Ägyptologe Halkedis in dessen New Yorker Wohnung sagte, das Werk sei eine Fälschung, wollte Halkedis davon nichts hören, sondern ließ den Mann, so heißt es, hinauswerfen. Als Halkedis und seine Frau Aristeia rund zweihundert Stücke in einer Sonderausstellung im Michael C. Carlos Museum der Emory University in Atlanta zwischen April 2001 und Januar 2002 öffentlich ausstellten, war auch diese Statue dabei. Es war das einzige Mal, dass sie öffentlich gezeigt wurde.

Hanna tat dann etwas, was als eine zweite Beleidigung des mächtigen griechischen Händlers verstanden werden konnte. Wie Hanna gegenüber jemandem erzählte, mit dem er Geschäfte machte, trat er, wie schon oben dargestellt, an Mia heran, damit sie mit ihm zusammenarbeiten sollte.

Koutoulakis war ein Händler mit einer beträchtlichen Kontrolle über den Markt. Ein Kollege erklärt: „Jeder Händler, der auf diesem Niveau Geschäfte macht, will sicher sein, dass die Person, mit der er handelt, ihn respektiert. Wenn einer der kleineren Händler ein wichtiges Objekt hat oder bekommt, dann will er sicher sein, dass es ihm als Erstem angeboten wird. Gibt es Probleme, dann muss er dem kleineren Händler eine Lektion erteilen.“

Falls Koutoulakis tatsächlich von Hannas Versuch, ihn zu übergehen, erfahren hat, dann muss er getobt haben. Hanna war nicht nur nicht bereit, auf Koutoulakis' Forderung nach Ausgleich für die Statue einzugehen, er fügte dem Schaden jetzt noch die Beleidigung hinzu, indem er versuchte, Koutoulakis' Begleiterin zur Ausweitung seines eigenen Kundenkreises zu benutzen. Ein solches Verhalten war nach den ethischen Maßstäben in diesem Geschäftszweig unverzeihlich.

Niemand weiß jedoch, was Koutoulakis wirklich von dem allen wusste und welchen Standpunkt er einnahm. Er ist inzwischen gestorben und kann daher über mögliche Spannungen mit Hanna Asabil zu jener Zeit nichts mehr sagen. Der mächtige Händler hinterließ keinen Bericht aus seiner Sicht über die Ereignisse, die sich um Hanna Asabil abspielten – Koutoulakis, der mündliche Vereinbarungen schriftlichen vorzog, hinterließ ohnehin nicht viele Spuren. Trotz der vorhandenen Spannungen leugnet Manolis Koutoulakis jede Beteiligung seines Vaters an dem Einbruchdiebstahl und betont, dass der ältere Koutoulakis zu jener Zeit gar nicht in Ägypten war. Klar ist, dass Koutoulakis eine beeindruckende Gestalt im Antiquitätenhandel war. Er war ein Mann von mächtiger Physis, erinnerte an Alexis Sorbas, die Figur von Nikos Kazantzakis, der, wie Koutoulakis, ebenfalls von der Insel der minoischen Heroen, Kreta, stammte. Und er war ein Mann, der stets darauf bedacht war, seine Reputation als ein Mann zu wahren, der sein Wort hielt.



Ungefähr anderthalb Jahre nach dem Raub wandte sich Hanna an eine dritte Seite um Hilfe. Hier wird die Geschichte in ihren Konturen viel deutlicher. Yannis Perdios war ein angenehmer, gescheiter und kultivierter Mann, der in Athen lebte, aber Jahre in Kairo verbracht hatte, wo er in der Tourismusindustrie arbeitete. Perdios liebte die Suche nach außergewöhnlichen Stücken, kaufte und handelte gelegentlich mit Antiquitäten, die sein Interesse fanden. Perdios' Sammlerspezialität waren Artefakte des 19. Jahrhunderts, die das Leben der Griechen unter türkischer Herrschaft dokumentierten. Er führte seine Geschäfte diskret, wählte die Art von Kontakten und Vereinbarungen, die niemand, schon gar nicht ihn selbst, in Schwierigkeiten

bringen konnten. Perdios' Muttersprache war Griechisch, aber er sprach auch ausgezeichnet Englisch und fließendes Französisch. Während seiner Jahre in Kairo hatte er sich außerdem auch das Arabische angeeignet.

Perdios kehrte regelmäßig nach Kairo zurück, schon allein deshalb, weil die ägyptische Regierung darauf bestand, dass Ausländer ihre Aufenthaltsberechtigung in regelmäßigen Abständen erneuerten. Perdios wollte diese Berechtigung zumindest so lange behalten, bis es ihm gelungen war, die Wohnung, die ihm im Kairoer Stadtteil Zamalek gehörte, zu verkaufen. Bei einem dieser Besuche in Kairo wurde Perdios von Hanna aufgesucht, der ihn um Hilfe bat. Perdios konnte sich in der größeren Welt problemlos verständigen, gleichzeitig kannte man ihn als diskret. Wichtiger war noch, dass Hanna ihn für vertrauenswürdig hielt und dass er mit Nicolas Koutoulakis auf vertrautem Fuß stand. Nachdem er die Geschichte des Einbruchs erfahren hatte, erklärte Perdios sich bereit, zugunsten seines Freundes Hanna mit Koutoulakis Kontakt aufzunehmen. Einer der Kollegen Hannas und ebenso Manolis Koutoulakis äußerten sich mit großer Hochachtung über diesen griechischen Mittelsmann, der von allen Seiten als fairer Spieler betrachtet wurde. Hannas Kollege sagte: „Er war ein Gentleman und mit beiden Seiten befreundet.“

Wieder daheim in Athen, rief Perdios Koutoulakis in Genf an, ob dieser wisse, wo Mia steckte. Als Perdios sich nach dem Einbruch erkundigte, meinte auch Koutoulakis, Mia könnte die Drahtzieherin gewesen sein. Koutoulakis bestritt ausdrücklich, irgendetwas mit dieser Sache zu tun zu haben. Er sei völlig unschuldig.

Perdios warnte ihn trotzdem: „Es wäre dennoch besser, die Angelegenheit mit Hanna zu klären, denn du könntest ernsthafte Probleme bekommen, wenn du nach Ägypten kommst“, sagte er. „Hilf ihm, das Problem zu klären. Finde die Frau.“

Perdios fügte eine Warnung hinzu, die deutlich genug war: Wenn Koutoulakis den Fall nicht aufklärte, könnte es für ihn lebensgefährlich sein, nach Ägypten zu reisen. „Denk daran, Hanna läuft mit einer Pistole in seiner Jacke herum.“

Ob Koutoulakis diese Aussage glaubte, weiß man nicht. Was auch immer er von Perdios' Warnungen hielt, nach einigen weiteren Telefonaten willigte er in ein Treffen ein. Perdios sollte nach Kairo fliegen, um sich dort mit Hanna und Koutoulakis zu treffen, der zusehen wollte, die als Mia bekannte Frau mitzubringen.

Es stimmt genau mit den bekannten Fakten überein, wenn mehrere unterschiedliche Zeugen erklären, Koutoulakis habe großes Mitleid und Mitgefühl für Hanna gehabt und tun wollen, was er konnte, um ihm zu helfen. „Mein Vater war derjenige, an den sich Hanna wandte, weil Perdios und Hanna glaubten, er sei der Mann, der Hanna helfen könnte, seine Sachen wiederzubekommen“, erzählt Manolis Koutoulakis.

Koutoulakis überzeugte Mia, wie ist unbekannt, ihn zu dem Treffen zu begleiten, das in Kairo stattfand. Seltsamerweise, behauptet einer der beiden bei dem Treffen anwesenden Ägypter, habe Mia ihre 12-jährige Tochter zu dem Treffen mitgebracht, was von den Ägyptern als Zeichen verstanden wurde, dass sie Mitleid, Vergebung und Versöhnung suchte.

Hannas Position war nicht besonders stark. Er wusste, dass er selbst um Mitleid und Schadensersatz bitten musste. Nur die vage Drohung mit Gewalt untermauerte ein wenig seine Verhandlungsposition.

Das erste Treffen fand in Perdios' geschmackvoll ausgestatteter Wohnung im Stadtteil Zamalek statt. Hinter dem ruhigen Äußeren kochte es: Alle Beteiligten suchten nach einem Weg, aus der für jeden von ihnen verfänglichen Lage herauszukommen.

Die Sitzung war kurz und sachorientiert. Koutoulakis und

auch Mia bestritten jede Beteiligung an dem Raub. „Wir sind es nicht gewesen“, behaupteten sie gemeinsam und jeder für sich allein.

Doch obwohl sie leugneten, an dem Raub beteiligt gewesen zu sein, versprachen sowohl Koutoulakis als auch Mia, Hanna bei der Wiederbeschaffung seines Besitzes zu helfen. Hanna erklärte, er wolle nicht nur die wertvollen Papyrusmanuskripte, sondern alles, was ihm gestohlen worden war, wiederhaben.

An einem Punkt, als einer der Beteiligten und Koutoulakis nicht im Zimmer waren, erzählte Mia Hannas Kollegen, der mit ihm zu dem Treffen gekommen war, dass ihr zweites Kind, ein Sohn, schwer krank wäre, Krebs oder ein Hirntumor. Sie war nervös und hatte Angst.

Das Treffen endete, ohne dass Entscheidungen getroffen worden wären.



Die nächsten Schritte erfolgten in den nächsten Monaten und bei einer Reihe von Telefonaten, die zwischen Athen und Genf geführt wurden. Die Kommunikation mit Kairo wurde auf ein Minimum beschränkt.

Verschiedene Objekte aus Hannas Sammlung waren auf den Märkten Europas aufgetaucht. Einige Zeichen legten nahe, dass Athen ein Zentrum der Aktivitäten war. Später gab es Spekulationen, dass das Diebesgut zuerst über die Schweiz eingeschleust und irgendwie erst einmal dorthin gelangt sei. Um zurückgegeben werden zu können, mussten die einzelnen Stücke zunächst aufgespürt, in Besitz gebracht, gesammelt und an einem zentralen Ort gelagert werden.

Zu denen, die Koutoulakis bei dem Versuch, die Güter zurückzuholen, anrief, gehörte Dr. Jack Ogden, der angesehene

Londoner Edelsteinexperte, der, obwohl erst Mitte dreißig, zu den weltweit führenden Spezialisten für Gold und wertvolle Juwelen gezählt wurde. Ogdens Buch *Ancient Jewellery* wurde gerade bei der University of California Press und der British Museum Press publiziert. Zu jener Zeit hatte Ogden seinen eigenen Juwelierladen an der Ecke Duke Street und St. James mitten in London. Sein Ruf war der beste: Er galt als ehrlich, vollkommen gesetzestreu und äußerst diskret. Dank diesem Ruf wurde er später Exekutivdirektor der International Jewellery Confederation und Vorsitzender der britischen National Association of Goldsmiths.

„Gegen 1979 kamen ein paar Goldobjekte aus Ägypten auf den europäischen Markt. Diese Stücke gelangten nach Athen und von dort zu verschiedenen Orten in Europa“, erinnerte sich Ogden. Der Zustrom des Goldes aus Ägypten gemahnte nach Ogden an eine ähnliche Welle in den 1920er und 1930er Jahren, als ebenfalls plötzlich wertvolle Goldobjekte aus Ägypten auf den Weltmarkt kamen. Damals waren die Alexandriner Griechen einer der sporadischen Verfolgungen durch die Regierungsbehörden ausgesetzt gewesen, und viele schickten ihre wertvollsten und kostbarsten Besitztümer außer Landes oder verließen selbst Ägypten.

Im Jahr 1982 rief Koutoulakis Ogden an und sagte, er wisse, dieser besäße eine wunderschöne goldene Halskette und eine Reihe weiterer Stücke, darunter eine goldene Isis-Statuette.

Ogden war verblüfft, denn er hatte die Objekte erst vor einigen Wochen auf Kommission erhalten. Nun wusste Koutoulakis, dass Ogden die Objekte hatte, bevor dieser selbst noch dazu gekommen war, sie richtig zu bewerten oder gar auszustellen. „Wie zum Teufel konnte Koutoulakis das wissen?“, fragte sich Ogden. „Koutoulakis' Anruf war eine große Überraschung, da ich die Stücke erst so kurze Zeit hatte. Die Halskette hatte ich aus Athen. Koutoulakis wusste das. Er behauptete, er mache

sich meinetwegen Sorgen, ich könnte in Schwierigkeiten kommen.“ Wer auch immer Koutoulakis mit Informationen versorgt haben mochte, der Grieche wusste genau, dass die Objekte an Ogden gelangt waren, Ogden sie kürzlich in Empfang genommen hatte und sich die beiden fraglichen Artefakte in seinem Londoner Geschäft befanden.

Ogden kannte Koutoulakis ziemlich gut. Er hatte ihn öfter in seiner Genfer Villa besucht, zusammen mit Peter Sharrer, aber auch allein. „Er sagte, die Objekte wären in Ägypten gestohlen worden. Er erklärte, ich müsse sie aushändigen oder die Polizei werde eingeschaltet. Irgendwie war auch von einer Pistole die Rede. Ich erinnere mich nicht mehr an die Einzelheiten. Das war keine einfache Lage.“

Die Person, die Ogden die Halskette übersandt hatte, war nach Aussagen von Ogden ein Rotschopf namens Effie. Sie wäre mehrmals nach London gekommen, um ihm kleinere Stücke wie Ohrringe oder einen winzigen Ring zu bringen, die Ogden in Kommission nahm. Er hatte immer angenommen, so erklärte er, dass Effie einige der Stücke in den Kairoer Souks gekauft hätte.

War die Effie, die Ogden aufsuchte, die gleiche Effie oder Mia, mit der Koutoulakis gereist war? Das leuchtet ein, da nach einer Quelle der erste Vorname Effies eigentlich Efthimia lautete, was auf Griechisch „Freude“ heißt. Die griechische Koseform des Namens lautet Effie – oder Mia. Was den Namen angeht, so können also Effie und Mia ein und dieselbe Person sein. Ogden erinnert sich, dass Effie rothaarig war. Manolis Koutoulakis, damals 29 Jahre alt, erklärt, dass die Effie, die sein Vater kannte, ebenfalls rothaarig war. Es liegt also nahe, ist aber nicht absolut sicher, dass die Frau, die Jack Ogden die Objekte schickte, die gleiche war, die aus Athen geflogen kam, um Koutoulakis bei seinen Reisen in Ägypten als Dolmetscherin und Assistentin zu unterstützen.

Ogden war jedenfalls überrascht, dass Koutoulakis so aggressiv an die Sache heranging. Ogden wollte keinen Ärger haben. Obgleich er die Stücke nur in Kommission hatte, wollte er nichts mit ihnen zu tun haben, falls sie gestohlen sein sollten. Er war bereit, sie jedem rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben. Er kann sich nicht mehr erinnern, ob er mit Effie Kontakt aufnahm, danach jedenfalls hat er nie wieder von ihr gehört.

Um die Halskette und die Statuette zurückzuerhalten, nahm Koutoulakis mit Perdios Kontakt auf. Auf Griechisch erklärte er seinem Landsmann, der solle nach Paris fliegen, dort Koutoulakis' Sohn Manolis treffen und mit diesem gemeinsam nach London Weiterreisen. Dort würden sie Ogden treffen.

Der Besuch verlief kurz, denn Ogden war sehr daran interessiert, die Dinge loszuwerden. Manolis und Perdios sagten ihm, was er wissen musste, dass die Halskette und weitere Objekte wiedergefunden und dem rechtmäßigen Eigentümer zurückgegeben werden müssten. „Wir erklärten Jack, die Dinge wären gestohlen. Das reichte ihm. Ogden reagierte vollkommen normal. Meine Aufgabe war es, die Dinge zu identifizieren, die wir aus Ägypten kannten, zu bestätigen, dass es die gleichen Stücke waren, die wir dort gesehen hatten“, erklärt Manolis.

Ogden, der um seinen guten Ruf besorgt war, war sehr daran interessiert, die Stücke loszuwerden. Dass die Dinge ursprünglich aus einer Wohnung in Heliopolis kamen, wurde ihm nicht mitgeteilt. Ohne weitere Diskussionen gab Ogden die goldene Halskette und die Statuette, die er von jener Effie auf Kommissionsbasis erhalten hatte, an seine Besucher heraus.

„Ogden war besorgt. Er wollte mit der ganzen Sache nichts zu tun haben“, erzählte Perdios einem Mittelsmann. Perdios tätigte bei der Gelegenheit einen Ankauf: Er erwarb einen kleinen römischen Marmorkasten, eine Urne, für 500 Pfund, erinnert sich Ogden. Perdios deklarierte das Stück bei der Einfuhr beim griechischen Zoll, das Jahr auf der Zollquittung ist 1982.

Trotz des verstörenden Vorfalls blieb Ogden weiterhin in gutem Kontakt mit der Familie Koutoulakis. Seine Frau ist eine anerkannte Wissenschaftlerin und Museumskuratorin griechischer Herkunft. Daphne Koutoulakis, Nicolas' Tochter, wurde nicht nur eine enge Freundin, sondern sogar die Patentante einer der Töchter Ogdens.

Mit Perdios als Vermittler waren Hanna und Koutoulakis nun zu einem abschließenden Treffen bereit, das auch die Rückgabe der Papyrusmanuskripte an Hanna einschließen sollte.



Antiquitätenhändler scheiden sich in drei Hauptkategorien: Einige sind auf antike Kunst spezialisiert, andere auf Münzen und wieder andere – allerdings nur wenige – auf den Glanz und die Verlockungen alter Manuskripte, wobei dieser Zweig allgemein als weniger lukrativ gilt als die beiden anderen.

Koutoulakis reizte antike Kunst. Er hatte auch eine Neigung zur Numismatik, weshalb er sich gelegentlich auch mit Münzen abgab, doch war das nur eine Nebenbeschäftigung, die weit weniger einbrachte als antike Kunst. Alte Manuskripte hingegen mochte er nicht. Er konnte sich nicht nur mit Papyrustexten nicht aus, er traute ihnen nicht. Ihr Wert lag nicht in ihrem Material und auch nicht in der künstlerischen Verarbeitung, also in Eigenschaften, die für das menschliche Auge ohne weiteres sichtbar sind. Ihr Wert lag einzig in den Worten, die auf das Pergament oder den Papyrus geschrieben worden waren.

Ein besonderes Problem antiker Manuskripte ist ihre Fragilität. Sie können bei bloßer Berührung zerfallen. Wie viele andere Antiquitätenhändler, die sich auf Kunstobjekte spezialisie-

ren, verachtete Koutoulakis den Umstand, dass ein Streichholz eine Investition in Papyrus oder Pergament in Asche verwandeln konnte. Wasser konnte Papyrus auflösen und vernichten. Er zog handfeste Objekte vor, die den Elementen und widrigen Umständen trotzten.

Das nächste Treffen mit Hanna fand im Sommer 1982 statt, obwohl die noch lebenden Hauptpersonen sich an das genaue Datum nicht erinnern. Hanna hatte zwar einige Bedenken, Ägypten zu verlassen und sich auf Koutoulakis' Heimatboden in der Schweiz mit ihm zu treffen, flog aber schließlich doch mit einem ägyptischen Kollegen nach Genf. Wie verabredet trafen sie Perdios vor Koutoulakis' Villa am Ende der Rue de Florissant.

Hanna war von Koutoulakis und seinem Anwesen tief beeindruckt. Das Anwesen war riesig, erinnert er sich, in nichts zu vergleichen mit Kairo und seinen vollen Straßen. Nur Könige und Präsidenten lebten wie Koutoulakis. Ihn schüchterten die überall vorhandenen „Augen“ ein – womit er die strategisch verteilten Überwachungskameras meinte. Außerdem hielt Koutoulakis Hunde auf dem Grundstück, die erst an die Kette gelegt werden mussten, ehe sich ein Besucher auf das Grundstück wagen konnte.

Koutoulakis ließ die Besucher nicht in sein Haus. Stattdessen empfing er den Griechen und den Kopten draußen in seinem Park. Mia war nicht anwesend. Manolis erklärt, auch er wäre nicht dabei gewesen.

Das Treffen verlief so kurz wie das erste. Der ältere Koutoulakis blieb völlig kühl und überreizte sein Blatt nicht. Ihm wäre es gelungen, die kostbaren Manuskripte wiederzuerlangen, teilte er Hanna mit und meinte zudem, es seien wohl alte hebräische.

Hanna verhielt sich nicht so zurückhaltend. Er war über den Raub empört, und das Gespräch wurde schnell hitzig. Nach

einem Bericht soll er so weit gegangen sein, damit zu drohen, Manolis könnte etwas passieren, bevor Perdios eingriff. Manolis Koutoulakis erklärt, das stimme nicht: „Ich wurde nie bedroht. Hanna war niedergeschlagen, ziemlich durcheinander. Aber er war kein Mann, der irgendjemand bedrohte. Er war im Grunde ein friedfertiger Mensch.“

Während sich der ägyptische Händler beruhigte, diskutierten die beiden Griechen die Situation in ihrer Sprache.

Der Bericht über das, was nun geschah, stammt von dem zweiten Ägypter, Hannas Kollegen, der mit Hanna bei dem Treffen zugegen war und jede Bewegung beobachtete. Er erinnert sich, dass nun alles ganz schnell ging. Er, Perdios und Hanna fuhren mit einem Taxi zu einem weißhaarigen Mann, den sie seinerzeit für einen Verwandten von Koutoulakis hielten, um die Papyri in Empfang zu nehmen. Nach Manolis war dieser weißhaarige Mann wahrscheinlich Koutoulakis' Makler für Kundengeschäfte, der tatsächlich weißhaarig war, aber keineswegs ein Verwandter.

Irgendwie war es Koutoulakis gelungen, die Manuskripte wiederzuerlangen. Sein Sohn sagt: „Mein Vater war der Einzige, der Hanna helfen konnte. Niemand wollte die Polizei einschalten. Deshalb wurden ihm die Sachen ausgeliefert. Nur er konnte das durchsetzen.“

Wie immer es gelungen sein mochte, dank Koutoulakis' Bemühungen gelangte Hanna schließlich wieder in den Genuss seines wertvollen Besitzes. Doch hatte das seinen Preis. Es gab eine klare Absprache zwischen den Parteien, dass Koutoulakis Hanna die Papyrusmanuskripte zurückerstatten würde, mehr nicht. Das war eine geschäftliche Vereinbarung. Jemand anderer – wer auch immer – würde die sonstigen Objekte, darunter die Halskette und die goldene Statuette der den Horusknaben säugenden Isis behalten. Diese Objekte würde Hanna nicht zurückbekommen. Das war auch ein Teil der Vereinbarung

zwischen den Parteien. „Das bereinigte das Problem“, bestätigt Hannas Kollege, ein persönlicher Augenzeuge des ganzen Vorgangs, sodass mit der Übergabe der Papyrusmanuskripte der Fall beigelegt war.

Manolis stimmt dieser Deutung der Ereignisse im Großen und Ganzen zu. „Für Hanna waren die Bücher das Wichtigste. Uns gelang es, die zwei Objekte in London aufzuspüren, aber das gehörte zu dem Geschäft dazu. Mein Vater hat nie etwas gestohlen. Wir taten alles im Einverständnis mit Hanna.“

Da Hanna den Wert der Manuskripte auf 3 Millionen US-Dollar ansetzte und der Wert der Halskette und der Statuette auf jeweils 50000 US-Dollar geschätzt wurde, konnte man die beiden Stücke als Vermittlungsgebühr für die Rückerstattung des Eigentums an Hanna ansehen.

„Wir halten unser Wort“, erklärt Manolis. „Mein Vater wollte ehrlich mit Hanna umgehen und ihn ehrlich behandeln. Was er erhielt, erhielt er aufgrund einer geschäftlichen Vereinbarung, aufgrund des Geldes, das bezahlt wurde. Das war ein Teil des Preises.“

Er erklärt, sein „Vater war eine Legende im Handel – nicht wegen seines Reichtums, so viel, wie die Leute behaupten, besitzen wir gar nicht, sondern wegen seiner Kenntnisse, seines Geschäftssinns und seiner Kühnheit – vor allem aber, weil er sein Wort hielt.“

Koutoulakis hatte nach seiner eigenen Ansicht Wort gehalten: nämlich die kostbaren Papyri ihrem rechtmäßigen Eigentümer zurückgebracht. Er hatte Hanna „gesund gemacht“.

Manolis zufolge brach Koutoulakis unmittelbar nach den Ereignissen seine Beziehungen zu Effie ab. Als Koutoulakis im Januar 1996 starb, rief Effie an, um ihr Beileid auszudrücken. In den dazwischenliegenden Jahren hatte es laut Manolis wenig oder keinen Kontakt zwischen ihr und der Familie Koutoulakis gegeben, und überhaupt keinen mehr seit seines Vaters

Tod. Effies genauer Aufenthaltsort ist nicht bekannt, Versuche, mit ihr Kontakt aufzunehmen, blieben erfolglos.



Als das Treffen beendet war, fuhren Hanna, Perdios und der zweite Ägypter mit den Papyrusmanuskripten in die Innenstadt von Genf. Hanna hatte „das Buch“ wieder. Auf Perdios' Vorschlag wollten sie die Manuskripte in das ihrer Meinung nach sicherste Versteck bringen: in den Tresor einer Schweizer Bank. Perdios übersetzte für Hanna die Formulare und half ihm, sie auszufüllen. Perdios eröffnete das Konto auf Hannas Namen mit Hanna als Zeichnungsberechtigtem. Der Kodex wurde dann in den Tresor gebracht – das erste, aber nicht das einzige Mal, dass das Judasevangelium in einem Banksafe landete.

Perdios gab Hanna die Schlüssel zu dem Schließfach und sie trennten sich. Während Hanna nach Kairo zurückflog, machte Perdios einen weiteren Besuch in der Schweiz, bevor er nach Griechenland zurückflog. Er besuchte Frieda Tchacos Nussberger in ihrer Zürcher Galerie. Er erzählte ihr nicht, was gerade vorgefallen war, und auch nichts über die Art der Papyrusmanuskripte, die gerade ihrem Eigentümer zurückgegeben worden waren. Perdios fragte Frieda lediglich, ob sie einen Kunden für einige wertvolle Texte wüsste, und gab ihr einige Fotografien, die früher angefertigt worden waren. So erfuhr Frieda von den Texten.

Frieda fragte bei mehreren Leuten an, aber da sie den potenziellen Kunden nur Fotografien zeigen konnte, ergab sich nichts. Sie ließ die Angelegenheit bald wieder fallen.

Einige Jahre später besuchte Sharrer Koutoulakis in dessen Genfer Anwesen, wobei ihm die goldene Isisstatuette gezeigt wurde. Wie oben geschildert, war der Grieche vorsichtig und

ließ sie Sharrer zwar sehen, war aber noch nicht bereit zu verkaufen. Eine Erklärung für sein Verhalten könnte sein, dass er klären wollte, ob das Stück auf der Interpol-Fahndungsliste stand. Rund neun Monate später konnte Sharrer das kostbare Stück dann erwerben.

Was die Papyrusmanuskripte betrifft, so hatten sie nun Ägypten rechtmäßig verlassen. Hanna konnte nun wieder versuchen, seine Ware zu verkaufen, aber seine Kunden wurden seltener. Um seine Forderung von 3 Millionen US-Dollar berechtigt erscheinen zu lassen, würde er Wissenschaftler einladen müssen, um die Manuskripte, wenn auch nur kurz, zu prüfen. Zum ersten Mal sollten nun Experten den Kodex zu Gesicht bekommen, die den Text lesen und seine Bedeutung entziffern konnten.

KAPITEL SECHS

UNTER DEM VERGRÖßERUNGSGLAS



Meinem Eindruck nach war der Mann sehr ungebildet und interessierte sich nur für Geld. Von seinem Standpunkt aus hätte es ausreichen sollen, dass er den Schuhkarton aufmachte und sagte: Ja, das ist Papyrus, nun wollen wir über den Preis reden."

STEPHEN EMMEL

Yannis Perdios und Hanna Asabil mussten Leute finden, die daran interessiert waren, die kostbaren Manuskripte zu kaufen, und einer der Ersten, der ihnen in den Sinn kam, war der berühmte „Koenig“ – Ludwig Koenen, der so genannte König der Papyrologen, dessen Interesse an Papyri Kairoer Händlern häufig geholfen hatte, den Wert antiker Papyrusfragmente und -texte zu erkennen. Perdios nahm Ende 1982 Kontakt mit ihm auf und sandte ihm danach eine Reihe von Fotografien vergleichbar jenen, die er Frieda Tchacos Nussberger im vorherigen Sommer gegeben hatte.

Koenen überzeugten die Fotos von der Echtheit des Fundes. Er kannte Hanna aus Kairo und hielt ihn für einen glaubwürdigen Händler. Er begriff, dass mehrere der Manuskripte biblischen Inhalt hatten, in der alten koptischen Sprache geschrie-

ben waren und Verbindungen zu den Entdeckungen von Nag Hammadi haben konnten. Wenn dem so war, würde der Fund tatsächlich sehr wertvoll sein. Um sich mehr Klarheit zu verschaffen, würde Koenen ein Expertenteam zusammenstellen müssen, das die Authentizität, das Alter und den Inhalt der Papyri bestimmen könnte.



Koenens Team kam in Genf am Morgen des 14. Mai 1983 zusammen. Der Gruppe der Wissenschaftler gehörten einige der angesehensten Forscher der jeweiligen Fachgebiete an. Sie kamen in der Absicht, einen Gegenstand zu untersuchen, von dem sie hofften, dass es ein bedeutsames antikes Manuskript sein würde, und waren gewillt, es zu kaufen, wenn sich das bestätigen sollte.

Drei der vier Wissenschaftler waren Angehörige der University of Michigan in Ann Arbor, deren Bibliothek nach allgemeiner Ansicht die bedeutendste Papyrussammlung in den Vereinigten Staaten besitzt. Der Leiter der Gruppe war Koenen, dessen Spezialgebiet die Papyrologie war. In Deutschland geboren, hatte er an der Kölner Universität promoviert, war 1975 ordentlicher Professor an der University of Michigan geworden und hatte den Ehrgeiz, die herausragende Papyrussammlung seiner Universität weiter auszubauen.

Mit ihm kam ein Kollege, Professor David Noel Freedman, ein sehr angesehener Mann in seinem Fach, nach Aussage eines Studenten auf dem Weg, „der große alte Mann der amerikanischen Bibelwissenschaft“ zu werden. Unter anderem war Freedman der Herausgeber des hoch angesehenen *Anchor Bible Dictionary*. Sein Spezialgebiet war das Alte Testament.

Er brachte eine seiner Forschungsassistentinnen mit, Astrid

Beck, eine junge Frau, die in Ann Arbor an ihrer Dissertation arbeitete. Von Haus aus Mediävistin, lehrte sie vergleichende Religions- und Literaturwissenschaft und wurde später, unter dem Herausgeber Freedman, Chefredakteurin des *Anchor Bible Dictionary* und des *Eerdmans Dictionary of the Bible*.

Als viertes Teammitglied brauchte man einen Koptologen. Koenen hatte mit James M. Robinson Kontakt aufgenommen, der in diesem Forschungsgebiet als Herausgeber der Bibliothek von Nag Hammadi und als Sekretär des Nag-Hammadi-Gesamtprojekts bekannt geworden war. Robinson glaubte, gestützt auf die Informationen, die er von Koenen erhalten hatte, ebenfalls an die Echtheit des Fundes.

Die Bibliothek von Nag Hammadi umfasste Material aus dreizehn Kodizes – gebundenen Handschriftenbänden, im Unterschied zu den gebräuchlicheren Papyrusrollen früherer Jahrhunderte. Die Koptologen, die an dem Nag-Hammadi-Projekt mitarbeiteten, glaubten aufgrund vieler Hinweise in der Forschung, dass wenigstens eines und möglicherweise noch mehr Manuskripte existierten. Einige Koptologen, die mit Robinson zusammenarbeiteten, vermuteten, es könnte noch einen anderen Kodex geben, der zur Bibliothek von Nag Hammadi gehörte, der aus irgendeinem Grund von dem Fund getrennt worden und deswegen noch unbekannt war. Robinson hoffte, die neuen Manuskripte könnten die verbliebenen Rätsel um Nag Hammadi lösen, den vorhandenen Textkorpus vermehren und ein weiterer Meilenstein in seiner Wissenschaftlerlaufbahn werden.

Als seinen Vertreter schickte Robinson den jungen Wissenschaftler Stephen Emmel. Emmel, geboren in Rochester im Bundesstaat New York, sollte später seinen Doktor in Yale machen. Damals arbeitete er in Rom bei Italiens angesehenstem Koptologen, Tito Orlando, und forschte über Scheute, den bedeutendsten koptischen Autoren des 5. Jahrhunderts, der dem

Weißes Kloster als Abt vorgestanden hatte. Scheute und den Handschriften aus seinem Kloster galt Emmels inzwischen hoch geschätzte Dissertation. Emmel hatte in den 1970er Jahren in Kairo an den Nag-Hammadi-Papyrustexten gearbeitet und stand Robinson nahe.

Damit war das Team vollständig.



Astrid Beck hatte ihre Reise nach Europa in Ann Arbor begonnen und war dann zum Newark International Airport geflogen, wo sie mit Dr. Freedman zusammentraf, der aus Nantucket gekommen war. Dann flogen sie gemeinsam nach Genf. Auf dem Genfer Flughafen wurden sie von Koenen und seiner Frau in Empfang genommen. „Freedman und Koenen waren gute Freunde, beruflich und privat“, erinnert sich Beck an das Wochenende in Genf. „Ludwig war begeistert von der Möglichkeit, diese wertvollen Manuskripte zu erwerben.“

Freedman, weniger erfahren im Ankauf von Papyrusmanuskripten, aber sehr interessiert, jeden biblischen Text zu untersuchen, der in der Sammlung zu finden sein mochte, war reservierter. „Mein Anteil an dem Unternehmen bestand in der Verbindung mit Dr. Koenen“, erklärt Freedman. „Wir repräsentierten die University of Michigan.“

Die Koenens und ihre vom Jetlag geplagten Gäste fuhren in dem Mietwagen der Koenens durch den feuchten Morgen vom Flughafen in die Genfer Innenstadt. Ihr Ziel war das Hôtel de l'Union an der Rue de la Servette. Emmel kam etwas später aus Rom hinzu.

Koenen hatte eine Reihe von Monaten gebraucht, um das Treffen in Genf zu arrangieren. Als Perdios endlich Koenens Telefonnummer und Adresse herausgefunden hatte und mit

ihm von Athen aus in Verbindung getreten war, sagte er diesem, er glaube, die antiken Manuskripte hätten historischen Wert. „Es brauchte schon [einen solchen Hinweis] und vielleicht noch etwas mehr, um mich aus meiner Studierstube hervorzulocken“, bemerkte Koenen später. Koenen kannte Hanna; nach dem, was er aus den Fotografien ersah, war er geneigt, den Fund für authentisch zu halten, obwohl die Berechtigung des geforderten Ankaufspreises und der wissenschaftliche Wert der Manuskripte damit noch keineswegs geklärt waren.

Die meisten Wissenschaftler sind keine Museumskuratoren, die es gewohnt sind, Kunstwerke und Artefakte anzukaufen, und sie sind auch nicht notwendigerweise geschickt in Kaufverhandlungen. Wie Koenen mögen sie darauf aus sein, den Bestand der Sammlungen ihrer jeweiligen Universitäten zu vermehren, doch oft fehlen ihnen dafür die finanziellen Mittel. Häufiger empfehlen sie deshalb andere wertvolle Artefakte und dienen Museen oder Privatsammlern als Berater, wenn sie nicht versuchen, spezielle Stiftungsgelder für den Ankauf wertvoller Stücke aufzutreiben.

Nach Angaben Freedman waren die finanziellen Mittel, die die Wissenschaftler in der kurzen Zeit hatten auftreiben können, relativ begrenzt.

Koenen „war bereit, etwa zwischen 50000 und 100000 Dollar zu bieten“, sagt er, während ihm selbst „bis zu etwa 50000 Dollar für biblische Manuskripte, die zu der Sammlung gehören konnten, zugesagt worden waren“. Die gesamte Kriegskasse der University of Michigan zum Ankauf der Manuskripte belief sich also lediglich auf etwa 150000 Dollar. Von der Summe, die Hanna Asabil vorschwebte, wussten sie zu diesem Zeitpunkt noch nichts.

Dr. Becks Erinnerungen weichen nur wenig ab. Sie erinnert sich, dass hinter dem Team aus Michigan die Dorot Foundati-

on stand, eine der wichtigsten finanziellen Stützen der Papyrussammlung der University of Michigan wie auch des Israel Museum mit dessen Vorzeigeprojekt, dem „Schrein des Buches“ in Jerusalem, wo sich die berühmten Qumran-Rollen befinden. Die treibende Kraft hinter der Dorot Foundation war Joy Ungerleider, später Joy Ungerleider Mayerson, eine Frau, die ihr Vermögen von ihrem Vater Samuel Gottesman geerbt hatte. Der Familie und ihrer Stiftung sind einige der bedeutendsten Schenkungen des 20. Jahrhunderts im Bereich der Archäologie und biblischen Geschichte zu verdanken. Ungerleider interessierte sich allerdings nur für biblische Texte. An christlichen Apokryphen – Texten, die nicht in den Kanon des Neuen Testaments aufgenommen wurden, als die frühe Kirche ihn zusammenstellte -war sie weniger interessiert. Beck erinnert sich an sie als „eine eindrucksvolle Persönlichkeit, eine großartige Förderin, eine Frau mit viel Weisheit, die sehr gemocht wurde“.

Auch die koptologische Seite hatte Unterstützung bekommen. Robinson wandte sich an einen seiner langjährigen Kollegen, Harry Attridge, Professor für neutestamentliche Studien an der Southern Methodist University (SMU) in Dallas. Die Koptologen mussten erst einmal feststellen, worum es sich bei den Manuskripten eigentlich handelte, aber Attridge war bereit, das Unternehmen zu unterstützen, und bekam Hilfe von der Bridwell Library der Perkins School of Theology an der SMU, die eine Rara-Abteilung besitzt. Diese stellte eine Summe von 50000 Dollar für den Ankauf bereit. Robinson war sicher, die Mittel würden für den Ankauf ausreichen, falls sich die Manuskripte als echt und wichtig erweisen würden.



Das Treffen war für den 15. Mai kurz nach 12 Uhr im Hôtel de l'Union anberaumt. In vorauseilendem Gehorsam gegenüber arabischen oder muslimischen Vorurteilen der Verkäufer teilten die beiden Professoren der University of Michigan ihrer jüngeren Kollegin, der einzigen Frau im Team, mit, sie werde an dem Treffen nicht teilnehmen. Beck, die der gesammelten Weisheit ihrer akademischen Vorgesetzten nichts entgegensetzen konnte, nahm ihren Abgang. „Ich war sehr enttäuscht und verärgert, von den Treffen ausgeschlossen zu werden“, erinnert sie sich, „aber man sagte mir, die Verkäufer wären Araber, und das sei bei denen nun mal so. Und natürlich wollte ich die Verhandlungen nicht gefährden.“

Wie es sich herausstellte, war keiner der beiden Anbieter ein Muslim. Hanna war ein koptischer Christ, Perdios ein gebildeter griechischer Weltmann und selbst ein Sammler, der fließend mehrere Sprachen beherrschte.

Der ägyptische Händler und sein griechischer Dolmetscher kamen ins Hotel, luden die Wissenschaftler ein und fuhren mit ihnen in ein anderes Genfer Hotel. Die vereinbarten Regeln waren sehr restriktiv: „Wir würden die Erlaubnis haben, die Papyri ein paar Minuten lang zu untersuchen“, erinnert sich Emmel. „Fotos durften nicht gemacht werden, und wir durften nichts niederschreiben. Man sagte uns, wir dürften keinerlei Notizen machen, kein Papier und kein Schreibzeug dabei haben.“ Sarkastisch schließt er: „Aber sonst gab es keinerlei Einschränkungen.“

Von den beiden Verhandlungspartnern war Hanna als der Eigentümer der dominierende Faktor. Er war es, der das Fotografieren und Notizenmachen verbot, sodass die Wissenschaftler das später aus dem Gedächtnis nachholen mussten. Perdios, der wusste, was für angesehene Personen die Amerikaner waren, wollte es ihnen erleichtern, die Manuskripte zu bestimmen und zu einem Preisangebot zu kommen, das der

Wichtigkeit des Fundes entsprach. Für Hanna aber, so war der Eindruck des Teams, zählte einzig das Geld.

Während Perdios fließend Griechisch, Französisch, Englisch und Arabisch sprach, war Hanna ein Mann vom Dorf. Deswegen waren die Möglichkeiten des sprachlichen Austauschs sehr beschränkt. „Der Grieche sprach Arabisch – wohl auch Französisch“, erinnert sich Koenen. „Die Gespräche fanden in einer Mischung aus Englisch und rudimentärem Arabisch statt.“

Schauplatz der Untersuchung war ein Hotelzimmer. Drei schuhkartonartige Behältnisse lagen auf dem Bett. „Man sagte uns, darin seien die Papyri“, erzählt Emmel. Die Amerikaner waren entsetzt zu sehen, wie die Manuskripte verwahrt, transportiert und behandelt wurden.

Emmels Notizen von dem Treffen, die er zwei Wochen später seinen akademischen Kollegen am SMU und Robinson vorlegte, geben keinen Hinweis über das volle Ausmaß des Erschreckens über den Zustand der Manuskripte und die Art des Umgangs mit ihnen. „Das Material“, schrieb Emmel, „wird in drei mit Zeitungspapier ausgelegten Kartons verwahrt.“ Allerdings warnte er vor der zukünftigen Entwicklung: „Es besteht die große Gefahr eines weiteren Verfalls der Manuskripte, solange sie in den Händen des gegenwärtigen Eigentümers verbleiben.“

Ein erster Blick auf die Papyrusmanuskripte reichte aus, alle Anwesenden von ihrer Echtheit zu überzeugen. „Ich selbst bin vollständig überzeugt, und war das von dem Moment an, als ich sie das erste Mal sah, dass dieses Manuskript ein echter antiker Papyruskodex ist“, erklärt Emmel. „Die Frage, ob jemand in modernen Zeiten fähig ist, ein Objekt dieser Art zu fabrizieren, besteht für mich nicht. Das ist vollkommen ausgeschlossen.“ Er erklärt, warum ein solcher Betrug unmöglich ist: „Man bräuchte nicht nur echtes Material, Papyrus – und nicht irgendeinen, sondern antiken Papyrus, alten Papyrus, der zwei-

felsfrei viele Jahrhunderte alt ist –, man müsste außerdem noch in der Lage sein, koptische Schrift einer sehr frühen Periode nachzuahmen. Die Zahl der Koptologen, die ausreichende Kenntnisse dafür besitzen, ist weltweit sehr klein. Zudem müsste man auch noch fähig sein, einen Text in koptischer Sprache zu verfassen, der grammatisch korrekt und überzeugend ist. Die Zahl der Leute, die dazu in der Lage sind, ist noch kleiner als die Anzahl derjenigen, die koptisch lesen können.“

Spätere Tests sollten denn auch bestätigen, dass die Papyri echt sind. „Sie waren in keinem guten Zustand, aber es war aufregend, sie zu sehen und zu berühren“, sagt Emmel.

Über die Herkunft der Manuskripte äußerte sich Hanna den drei Wissenschaftlern gegenüber sehr bestimmt. „Nach Angabe des Eigentümers wurden alle vier Manuskripte der Sammlung nahe dem Dorf Beni Masar, etwa acht Kilometer südlich von Oxyrhynchus (dem heutigen Behnasa) gefunden“, schrieb Emmel. Er ergänzte vorsichtig: „Es ist schwer einzuschätzen, wie ernst man diese Aussage nehmen sollte.“

Die drei Wissenschaftler machten sich an die Arbeit. Eine Schachtel wurde auf das Bett gelegt, die zweite auf den Schreibtisch, die dritte auf die Kommode in dem Hotelzimmer. „Ich war sehr aufgeregt“, erinnerte sich Emmel später. Auf der Grundlage der Fotografien, die Koenen in Michigan erhalten hatte, war ein Blatt in koptischer Sprache bereits als kanonisches Werk der alten gnostischen Literatur identifiziert worden. „Ich hatte einfach nicht genug Zeit, um eine so gründliche erste Inspektion vorzunehmen, wie ich gewollt hätte“, klagte Emmel später.

Sie waren von der Vielfältigkeit des Materials überrascht. Die Sammlung enthielt sowohl koptische als auch griechische Manuskripte, vier insgesamt, zwei in jeder Sprache, obwohl Hanna und Perdios angenommen hatten, es wären nur drei Manuskripte (zwei in griechischer und eins in koptischer Sprache).

Die Gelehrten kamen überein, dass Emmel die koptischen und Koenen die griechischen Dokumente prüfen sollte.

„Ein System der Nummerierung und Bezeichnung wurde mit dem Eigentümer und seinem Mittelsmann vereinbart, um die vier Manuskripte zu unterscheiden“, notierte Emmel. Sein Bericht verzeichnet genau, was die Experten sahen und wie das Material sich zusammensetzte. Die griechischen Dokumente umfassten ein biblisches Manuskript und ein metrologisches Fragment – eines mathematischen Traktats zur Metrologie, der Wissenschaft von Maßen und Gewichten. Die koptischen Texte bestanden aus einigen paulinischen Briefen sowie einem, wie Emmel formulierte, „koptisch-apokalyptischen Kodex“, um nicht preiszugeben, dass der Besitzer in der Tat eine Rarität sein Eigen nannte, einen gnostischen Kodex.

In der ihnen zur Verfügung stehenden begrenzten Zeit mühten sich die Wissenschaftler um eine so gründliche Analyse wie nur möglich. Koenen machte eine hastig geschriebene Übersetzung einiger Seiten des mathematischen Traktats. Dieser „metrologische Traktat“ war zehn Seiten lang. Er wurde später als ein Dokument identifiziert, das lehren sollte, Probleme mit Hilfe der Mathematik zu lösen, und bot praktische Fallbeispiele. Das Dokument, entstanden wahrscheinlich zur Zeit der griechischen Herrschaft in Ägypten, behandelt hauptsächlich geometrische Probleme, die nichts mit Religion zu tun haben. Seine Aufnahme in die Textgruppe legte aber den Schluss nahe, dass – wenn denn die Gruppe der Manuskripte gemeinsam gefunden worden sein sollte – derjenige, dem die Papyri vor langer Zeit gehört hatten, ein gelehrter Mensch mit breiten Interessen gewesen sein musste.

Bei der Untersuchung der koptischen Texte gelangte Emmel schnell zu einigen, wenn auch vorläufigen, Schlüssen: „Ich sah sofort, dass es sich wahrscheinlich nicht um einen neutestamentlichen Text handelte, also nicht um einen kanonischen Text. Ich

glaubte, er könnte alttestamentarisch sein, obgleich das nicht wahrscheinlich war. Es bestand die Möglichkeit, dass die Texte nicht nur koptisch, sondern auch griechisch waren.“ Er beschrieb den koptischen, „apokalyptischen“ Kodex als „die Perle der gesamten Sammlung von vier Manuskripten ... [Es handelt sich] um einen Papyruskodex aus dem 4. Jahrhundert n., ungefähr 30 Zentimeter hoch und 15 Zentimeter breit, mit gnostischen Texten.“

Emmel hatte eine kleine Pinzette mitgebracht, wie sie Briefmarkensammler benutzen, „das beste Werkzeug zum Umgang mit brüchigen Papyri“. Mit ihnen hob er die erste Seite etwas an und warf einen kurzen Blick auf die Seite darunter. „Da ich nichts aus der Schachtel nehmen wollte, um nichts zu beschädigen, benutzte ich meine Pinzette, um hineinzuschauen, an dieser und jener Stelle.“ Emmel versuchte so, „einen Einblick zu nehmen, Seiten zu finden, auf denen ich etwas vom Text lesen konnte, um zu ermitteln, um was für eine Textgattung es sich handelte, oder vielleicht auch den Titel zu finden. Ich suchte nach Seitenzahlen, um festzustellen, ob wir den Anfang des Buchs, seine Mitte oder seinen Schluss vor uns hatten, wie viel von dem Buch es war und so fort. Aber ich betrachtete nicht jede Seite und ich wendete keine Seiten um, und ich nahm auch nichts aus dem Schuhkarton, weil ich das Material so weit wie möglich schonen wollte.“

Emmel zählte ungefähr zwischen 54 und 56 Seiten, und er glaubte, einige Seiten könnten fehlen. „Zu der Zeit, als der Kodex entdeckt wurde, war er wahrscheinlich in gutem Zustand, mit einem Ledereinband, und alle vier Ränder der Blätter waren wohl intakt“, schrieb er später.

Der Kodex ist jedoch schlecht behandelt worden; nur die Hälfte des Ledereinbands (wahrscheinlich der Vorderdeckel) ist noch erhalten und von den Blättern ist einiges abgebrochen. Das Fehlen der Hälfte des Einbands und

die Tatsache, dass die Seitenzahlen nur bis in die fünfzig gehen, lässt mich vermuten, dass möglicherweise die hintere Hälfte des Kodex fehlt; nur nähere Untersuchung vermöchte zu klären, ob diese Vermutung zutrifft. Die Texte sind in einer nicht üblichen Form des sahidischen Dialekts verfasst.

Emmel hoffte, dass eine weitere Untersuchung des erhaltenen Einbanddeckels mehr Informationen über die Herkunft liefern könnten.

Eines der wesentlichen analytischen Hilfsmittel bei der Erforschung derartiger Papyri besteht in der Untersuchung des Aufbaus des Buches. Emmel glaubte anfangs, es handle sich um einen einlagigen Kodex, aber spätere Untersuchungen zeigten, dass er mehrere Lagen hatte. Eine Lage besteht aus einem oder mehreren gefalteten Bögen aus Papier oder Papyrus, und jeder dieser Bögen enthält, wenn er gefaltet wird, vier Seiten Text. Die Benutzung von Lagen in der frühchristlichen Literatur bedeutete einen bemerkenswerten technologischen Unterschied gegenüber den Schriftrollen, die in der jüdischen Religion benutzt wurden und heute noch werden. Torahrollen werden aufgerollt, gelesen und wieder zugerollt. Bögen sind anders, etwa wie ein heutiges Buch, wo ein großes Blatt Papier beispielsweise die ersten und die letzten Seiten eines Teils ergibt. Diese Seiten werden nummeriert, also etwa als Seite 1, 2 und 15 und 16. Ein weiterer Bogen wird eingelegt, der die Seiten 3, 4 und 13 und 14 ergibt, und so weiter.

Innerhalb der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit ergab Emmels detektivische Arbeit eine recht brauchbare Analyse. Die Manuskripte waren zweifellos bedeutend. Sein Herz pochte, als er Einzelheiten dessen entdeckte, was vor ihm lag. Er ging durch die Jahrhunderte, berührte die Schriften eines Schreibers, der vor vielen Jahrhunderten gelebt hatte. Emmel

erinnerte sich später: „Durch reines Glück geriet ich an eine Stelle auf einer Seite, wo ein Titel zu finden war. Und der koptische Titel lautete übersetzt ‚Der Brief des Petrus an Philippus‘. Das ist ein Teil eines gnostischen Textes, den wir aus einem der Kodizes von Nag Hammadi kennen. Und ich erkannte etwas vom Text der Schlusspassage. Es ist ein kurzes Werk.“

„Ich kannte den Inhalt des Textes und wusste also, dass dies ein weiteres Exemplar des Petrusbriefs an Philippus war, der sich im Kodex VIII von Nag Hammadi findet. So hatten wir hier also zwei bekannte Werke gnostischer Literatur, doch bei weiterem Suchen konnte ich genug lesen, um festzustellen, dass da noch ein anderes Werk war, das zumindest mir nicht bekannt war, obwohl die Textgattung vertraut war.“

In seinem Bericht gab er eine genauere Bestimmung:

Der Kodex enthält mindestens drei verschiedene Texte: (1) „Die erste Apokalypse des Jakobus“, bereits in einer anderen Fassung bekannt aus dem Nag Hammadi Codex (NHC) V; (2) „Der Brief des Petrus an Philippus“, bereits bekannt aus NHC VIII.

Emmel versuchte, den dritten Teil des Kodex zu bestimmen, dessen Text ihm unbekannt war. Es handele sich, schrieb er,

um einen Dialog zwischen Jesus und seinen Jüngern (zumindest „Judas“ ... ist beteiligt), ähnlich in der Gattung dem „Dialog des Erlösers“ (NHC III) und der „Weisheit Jesu Christi“ (NHC III) sowie dem Berliner gnostischen Kodex [PB 8502].

Doch in gnostischen Texten bezieht sich „Judas“ in der Regel auf Judas Thomas Jesus' angeblichen Bruder. Emmels Ausgangsvermutung richtete sich daher auf diesen Bruder, und ihm

entging die dramatischste Erkenntnis dessen, was da in der Schachtel vor ihm lag. „Ich vermutete, es handelte sich um einen bislang wahrscheinlich unbekanntem gnostischen Dialog zwischen Jesus und seinen Jüngern. Ich nahm an, Judas wäre Judas Didymus Thomas, die gleiche Figur, die beispielsweise im Thomasevangelium oder dem Thomasbuch erscheint. Es hätte auch die Möglichkeit bestanden, dass es sich um Judas Iskarioth, den Verräter, handelte, aber das war weniger wahrscheinlich aufgrund dessen, was für gnostische Literatur typisch ist.“

Später bedauerte er die falsche Identifikation. Er hatte einfach nicht genug Zeit gehabt, und ihm fehlten in dem kleinen Hotelzimmer auch die Mittel, um festzustellen, um welchen Judas es sich tatsächlich handelte.

Außerdem war die Idee, dass der Judas, dessen Name im Kodex genannt wird, Judas Iskarioth wäre, auch zu radikal, um in Erwägung gezogen zu werden. Es war unwahrscheinlich, dass jemand über den Verräter Judas schreiben, in frühchristlicher Zeit sich daranmachen würde, dessen Seite der Geschichte zu erzählen.



Koenen war in dem Glauben gekommen, Hanna würde auf ein vernünftiges Angebot eingehen. „Vernünftig“ ist natürlich ein höchst subjektiver Ausdruck – besonders im Umgang mit ägyptischen Antiquitätenhändlern. Verhandlungen beginnen in Ägypten in der Regel mit einem langen, sehr allgemeinen Gespräch bei einem Glas heißem, süßem Tee oder türkischem Mokka, wie Koenen wusste. Solche Gespräche drehten sich immer um die ewige Jagd nach Schätzen: Wer kaufte was, wer bot wem was an, wie hoch war der Preis, welche neuen Nachrichten über Entdeckungen gab es, und dergleichen mehr.

Auf diese ausgiebige Eröffnung folgte schließlich eine oft sehr kurze Verhandlung, in der das Geschäft abgeschlossen wurde oder auch nicht. Ein Händler fasst den Vorgang zusammen: „Der Käufer bietet – wenn er mutig ist – sagen wir, die Hälfte, und bietet dann mehr, wobei er erklärt, warum er mit der Forderung nicht zufrieden ist.“

Vom Beginn der Verhandlung an bewegte sich das Wissenschaftlerteam um Koenen nicht auf der gleichen Preisebene wie die Verkäufer. Als Eröffnung forderte Hanna kurz 3 Millionen US-Dollar. Die Amerikaner waren platt. Sie hatten ein Anfangsgebot in der Höhe zwischen 50000 und 100000 Dollar erwartet. Die Summe von 3 Millionen Dollar für ein derartiges Buch war zu jener Zeit unerhört.

Freedman war wütend: Kein Papyrusmanuskript könne so viel wert sein. Hier war jeder Wirklichkeitssinn abhanden gekommen. Niemand hatte so viel Geld.

„Wie ernst es [Hanna] war, weiß ich nicht. Es gab sicherlich kein ernsthaftes Gegenangebot“, meinte Professor Koenen später.

Die amerikanische Seite war außerhalb des Rahmens ihrer Möglichkeiten. Auch wenn man die Budgets der SMU und der Michigan-Sponsoren zusammennahm, war man weit von 3 Millionen Dollar entfernt.

Freedman ergriff nun seinerseits die Initiative, obwohl er keinerlei Erfahrung im Geschäftemachen mit nahöstlichen Händlern hatte. Er machte auf der Stelle ein Gegenangebot, strich eine Null weg und bot 300000 US-Dollar.

Hanna betrachtete dieses Gegenangebot als eine Beleidigung, die für ihn die Verhandlungen beenden sollte. „Als Hanna hörte, was die Amerikaner als Antwort auf seine Forderung von 3 Millionen boten, sprang er wütend und empört auf, erzählt Perdios. „Er sagte auf Arabisch ‚*Yialla, yialla*‘, lass uns gehen. Diese Leute meinen es nicht ernst. Sie verschwenden unsere Zeit.“

Perdios riet ihm zu warten. Der Grieche war während der Untersuchung weit geduldiger geblieben, hatte einige Fragen gestellt und Interesse am Inhalt gezeigt, während Hanna nervös hin- und hergelaufen war. Laut Emmel schien der Grieche „einiges Interesse daran zu haben, was wir herausfinden würden. Aber wir verrieten nicht viel. Wir wollten nicht, dass sie glaubten, die Manuskripte wären noch wertvoller, als sie ohnehin schon meinten.“

Emmel, der weit jünger und weniger von unmöglichen Summen einzuschüchtern war, wenn ernsthafte Forschung auf dem Spiel stand, fasste die Situation in seinem Bericht zwei Wochen später zusammen:

Der Eigentümer forderte 3000000 Dollar für die gesamte Sammlung. Er weigerte sich, die Summe auf einen vernünftigen Rahmen hinunterzubringen, behauptete, er hätte seine Forderung bereits nach Verhandlungen mit einem früheren prospektiven Käufer von 10000000 Dollar herabgesetzt. Er weigerte sich auch, über die Preise der vier Stücke einzeln zu verhandeln. Er wollte alle vier Stücke zusammen verkaufen, wird sie aber, wenn nötig, wahrscheinlich auch einzeln verkaufen.

Emmel meinte, der Fund habe unschätzbaren Wert als ein geschichtliches Zeugnis. Sein Bericht schloss mit der Empfehlung:

Ich empfehle dringend den Ankauf des gnostischen Kodex. Er ist von höchstem Wert für die Wissenschaft, in jeder Hinsicht mit einem der Kodizes von Nag Hammadi zu vergleichen. Wie sie ist er eines der ältesten Beispiele eines Buches in Kodexform: Die Tatsache, dass ein Teil des Einbands erhalten ist, ist ein seltener Glücksfall ... Es besteht die große Gefahr eines weiteren Verfalls des Ma-

nuskripts, solange es in den Händen des gegenwärtigen Eigentümers verbleibt. Dieses einzigartige Stück muss so schnell wie möglich in die Hände einer Bibliothek oder eines Museums, wo es restauriert, publiziert und konservatorisch betreut werden kann.



Obwohl er sichtlich enttäuscht, wenn nicht angewidert war, machte Hanna all die Gesten, die die Etikette erfordert, um das Treffen in guter Ordnung zu Ende zu bringen. Man ging gemeinsam zum Mittagessen, wobei Perdios und Hanna die Gastgeber spielten und die Rechnung bezahlten. Trotz des gescheiterten Geschäfts gaben sie sich großzügig und gastfreundlich.

Während des Mittagessens entschlüpfte Emmel auf die Toilette, nahm einen Stift und Papier und schrieb schnell „alles auf, was ich mir über den Zustand der beiden koptischen Manuskripte fest zu merken vorgenommen hatte“. Es gelang ihm, die ungefähren Maße der Seiten, den Titel des Petrusbriefs an Philipp auf Koptisch, seinen Eindruck von Schriftstil und Dialekt und die höchste koptische Seitenzahl, die er gesehen hatte, zu notieren.

Nach dem Mittagessen brachte Hanna die Manuskripte in den Schweizer Banktresor zurück und kehrte dann nach Kairo zurück. Perdios flog heim nach Athen. Beide waren entschlossen, bald in die USA zu fliegen, das Land der Hoffnung und der günstigen Gelegenheiten, wo sie die Manuskripte glaubten verkaufen zu können.

Was die Wissenschaftler angeht, so war Koenen traurig und frustriert, Freedman hingegen immer noch über die Preisforderung aufgebracht. „Enttäuschung herrschte vor ... Aber die Leute blieben immer noch herzlich“, erinnert sich Astrid Beck. „Al-

le hatten den Eindruck, der Preis stünde in keinem Verhältnis zu dem, was verkauft werden sollte, und außerdem war einfach auch nicht mehr Geld aufzutreiben. Die Differenz war einfach zu groß.“ Die Gruppe empfand außerdem eine zu große Diskrepanz zwischen der Forderung von 3 Millionen Dollar und der sorglosen, für einen Wissenschaftler abstoßenden Art, wie mit den Manuskripten umgegangen wurde.

Die Gruppe trennte sich, alle gingen ihres Weges. Freedman und Beck fuhren weiter nach Tübingen zu Professor Hans Küng, da Küng im Herbst 1983 als Gastprofessor für Religionsphilosophie an der University of Michigan lehren sollte und dazu noch Vereinbarungen getroffen werden mussten. Beck sollte seine Assistentin sein. Emmel machte sich an den Abschluss seiner Doktorarbeit. Koenen und seine Frau fuhren zu einem Papyrologenkongress nach Neapel. Beck fasst zusammen: „Es gab noch andere Reisezwecke in Verbindung mit dem Genfer Treffen, was vielleicht die Enttäuschung etwas erträglicher machte. Wir sind nicht einfach so dorthin gefahren, um ein paar Schriftrollen zu kaufen.“

Überraschenderweise wusste Jahre später niemand aus der Gruppe, was mit den Manuskripten geschehen war. Keiner der Beteiligten von der University of Michigan folgte ihrer Spur. Soweit es sie betraf, waren die Papyrusmanuskripte mit dem immer noch unentdeckten Judasevangelium wieder in das Dunkel entschwunden, aus dem sie aufgetaucht waren. Sie wussten nicht, dass die Manuskripte nun auf dem Weg nach Amerika waren, wo eine weitere scheiternde Verkaufsrunde folgen sollte. Zu dieser Zeit war schon klar, dass der jahrhundertalte Fluch, der auf Judas lastete, nichts von seiner Kraft eingeüßt hatte. Das einzige existierende Dokument, worin er selbst sprach, sollte schon bald wieder in einem anderen Bankschließfach landen, wo es, wortwörtlich, dem Verfall überlassen blieb.

KAPITEL SIEBEN

DIE WUNDER VON NAG HAMMADI

Jesus antwortete und sprach: „Du wirst der Dreizehnte sein und du wirst verflucht sein von den anderen Geschlechtern, und du wirst zur Herrschaft über sie kommen.“

DAS EVANGELIUM DES JUDAS

Wie alle oberägyptischen Städte des Niltals liegt auch Nag Hammadi am Rande der brennenden Wüste, wo die Temperaturen an den wenigen vorhandenen schattigen Stellen im Sommer 43 Grad übersteigen. Weniger als achtzig Kilometer entfernt liegen die pharaonischen Ruinen von Luxor, dessen Tempel, Statuen und Grabmäler aus der Zeit des Neuen Reiches schon seit langem eine Hauptattraktion für ausländische Besucher sind. Der Tempel von Karnak besitzt hohe Säulentore und pfeilerumstandene Höfe, die von aufeinander folgenden Pharaonen errichtet wurden, die sich alle der Götter würdig erweisen wollten. Am Westufer des Nils liegt das berühmte Tal der Könige, in dem sich einst prächtige Grabmäler befinden. Wie prächtig, das zeigte sich 1923, als Howard Carter zufällig auf das Grab des Tutanchamun stieß, das den antiken Grabräubern entgangen war. Mehrere der Pharaonen, die das religiöse Zentrum von Theben erbauten, lebten zur Zeit jener Ereignisse, die das biblische Buch Exodus beschreibt. Die Papyrusdokumente, die in Nag Hammadi gefunden wurden,

stammten freilich aus weit jüngerer Zeit, der Ära des Römischen Reiches.

Der historische Fund von 1945 stammt aus der Nähe von Nag Hammadi und eröffnete der Wissenschaft mit einem Schlag ein neues Forschungsgebiet. Die Manuskripte wurden wahrscheinlich nahe dem Kloster des heiligen Pachomius in Chenoboskion, ungefähr sechzehn Kilometer abseits der Stadt und, von der antiken griechisch-römischen Siedlung Diospolis Parva aus betrachtet, auf der anderen Uferseite entdeckt. Sie erweiterten erheblich unser Wissen über das frühe Christentum und warfen ein neues Licht auf mehrere wichtige Strömungen der neuen Religion im 2., 3. und 4. Jahrhundert nach dem Leben Jesu. Die Manuskripte von Nag Hammadi werden allgemein zu den bedeutendsten archäologischen Entdeckungen des 20. Jahrhunderts gezählt, sie folgen an Bedeutung gleich den berühmten Qumran-Rollen vom Toten Meer. Sie wurden anderthalb Jahre vor diesen Schriftrollen gefunden, die man in den Höhlen bei Qumran in der jüdischen Wüste entdeckte.

Die Bibliothek von Nag Hammadi besteht aus dreizehn Kodizes, die alle in koptischer Sprache geschrieben sind. Ein Kodex – ein von Hand geschriebenes, gebundenes Buch im Gegensatz zu einer Schriftrolle – birgt üblicherweise Schriften der Bibel oder ein Werk der klassischen Literatur. Die frühen Christen übernahmen diese Form, weil sich in einem Kodex viel mehr Text aufzeichnen lässt als in einer Schriftrolle und weil die Benutzung einfacher ist.

Man vermutet, dass die Texte von Nag Hammadi Kopien von Übersetzungen aus dem Griechischen sind – der Sprache, in der das Neue Testament ursprünglich geschrieben wurde. Die Forscher sind sich relativ sicher, dass einige der griechischen Originale der koptischen Dokumente aus Nag Hammadi irgendwann während des 2. Jahrhunderts, vielleicht auch schon am Ende des 1. Jahrhunderts verfasst wurden. Mit ande-

ren Worten, einige der griechischen Originale wurden nicht viel später verfasst als die neutestamentlichen Evangelien.

Die Kodizes von Nag Hammadi enthalten Texte, die von der Gnosis inspiriert sind. In *The Gnostic Bible* (2003) beschreibt Marvin Meyer, Professor für neutestamentarische Studien am Chapman College in Kalifornien, die Gnostiker als „religiöse Mystiker, die Gnosis, Wissen, als den Weg der Erlösung verkündeten. Sich selbst wahrhaft zu erkennen erlaubte gnostischen Männern und Frauen, Gott direkt zu erkennen, ohne dass es der Vermittlung durch Rabbiner, Priester, Bischöfe, Imame oder andere religiöse Würdenträger bedurfte.“ In einem weiteren Buch *The Gnostic Discoveries* (2005) führt Meyer aus, dass mit der Entdeckung der Bibliothek von Nag Hammadi „die Erforschung der gnostischen Religion und ihrer Wirkung auf die antike und moderne Religion fundamental verändert wurde“.

Die meisten der Manuskripte sind entschieden christlich, insoweit, dass sie sich zentral mit dem Leben Jesu und der Bedeutung seiner Botschaft auseinandersetzen. Viele von ihnen gehen jedoch über seine Lehren hinaus, wobei sie eine mystische Symbolik verwenden, zu deren Verständnis ein ausgiebiges Studium erforderlich ist. Die Gnostiker konstruierten komplizierte Ansichten über den Himmel, die Erde und biblische Persönlichkeiten und Ereignisse, die häufig den üblichen Ansichten, wie sie sich im anwachsenden Korpus der christlichen Literatur und des Alten Testaments vorfinden, widersprachen. Jedenfalls kündigt diese Literatur von hochintelligenten, philosophisch gebildeten Verfassern. Obwohl die Texte von Teufeln und Engeln sprechen, die im menschlichen Körper wohnen, behandeln sie auch die Geheimnisse im Innern der menschlichen Seele.

Wissenschaftler glauben, dass die Kodizes von Nag Hammadi zu Hunderten, vielleicht Tausenden Dokumenten gehö-

ren, die in der frühchristlichen Zeit kursierten. Relativ wenige haben jedoch die Zeiten überdauert. In einigen Fällen ordneten die Führer der orthodoxen Christenheit die Vernichtung dieser kostbaren Texte an, denn in dieser frühen Zeit gab es viele religiöse Sekten, die sich an eigene Evangelien hielten. Die Nag-Hammadi-Kodizes erwiesen sich als eine Schatztruhe anderslautender Evangelien, die nicht in das Neue Testament aufgenommen wurden.

Viele der gnostischen Schriften von Nag Hammadi waren seit dem 4. Jahrhundert nicht mehr gelesen worden. Die meisten waren der modernen Welt vollständig unbekannt. Vor der Entdeckung der Schriften stammte das Wissen über die Gnostiker hauptsächlich von ihren Kritikern, die der Wissenschaftler Bart Ehrman als „proto-orthodox“ bezeichnet, von jenen also, die schließlich als Sieger aus den rivalisierenden Versionen des Christentums hervorgehen und die rechtgläubige christliche Kirche bilden sollten – Männer wie Irenäus, der Bischof von Lyon, der ein Buch *Gegen die Häresien* verfasste, worin er die Gnostiker und das, was er als ihre blasphemischen Lehren betrachtete, geißelte.

Zu der Sammlung gehörten neue Evangelien, deren Existenz zuvor unbekannt gewesen war. Indem sie die Nuancen ihres Glaubens aufzeigen, liefern die Dokumente aus Nag Hammadi einen Einblick in die Gedanken, Hoffnungen und Träume der Gnostiker. Sie eröffnen ein Fenster in eine Vergangenheit, die immer noch weiter enthüllt wird.

Das in Al Minya gefundene Judasevangelium war beispielsweise in einen Kodex gebunden, der mehrere gnostische Texte enthielt, die bereits aus Nag Hammadi bekannt waren. Mit seiner abweichenden Ansicht über die Bedeutung von Jesu Zeit auf Erden gehört auch das Judasevangelium in den weiteren Rahmen der gnostischen Tradition.

Elaine Pagels, die für ihr grundlegendes Buch *The Gnostic*

Gospels (1979) den National Book Award gewann, fasst die Auswirkung der Entdeckungen von Nag Hammadi folgendermaßen zusammen:

All die alten Fragen – die ursprünglichen Fragen, die zu Anfang des Christentums heftig debattiert wurden – werden aufs Neue gestellt. Wie ist die Auferstehung zu verstehen? Wie steht es um die Beteiligung von Frauen am Priester- und Bischofsamt? Wer war der Christus, und in welchem Verhältnis steht er zu den Gläubigen? Welche Ähnlichkeiten gibt es zwischen dem Christentum und anderen Weltreligionen?



Das Gebiet der Koptologie ist ein Paradiesvogel unter den akademischen Fächern. Es behandelt nicht nur die inzwischen ausgestorbene Sprache Koptisch, sondern die gesamte koptische Kultur Ägyptens, insbesondere in den ersten sechs Jahrhunderten nach Christus. Die Koptologie erstreckt sich dabei über eine Reihe von Fachgebieten: politische Geschichte, Archäologie, christliche Theologie, biblische Philologie, Klosterwesen, Ägyptologie und die Geschichte des Römischen Reiches. Koptologen untersuchen aufgrund der Gegebenheiten ihres Fachs Bereiche der Altertumskunde, die historisch durch eine Spärlichkeit an Material gekennzeichnet sind. Während eines großen Teils des 20. Jahrhunderts hatte das Studium der Kopten und ihrer Kultur wenig direkte Bezüge zur modernen Welt.

Zu den führenden Köpfen dieses Fachs gehört James M. Robinson, ein Professor an der Claremont Graduate University in Südkalifornien. Robinson, in der gesamten Koptologenwelt

kurz „Jim“ genannt, ist energisch, angenehm im Umgang, begeisterungsfähig und großmütig, wenn auch gelegentlichen Temperamentsausbrüchen nicht abgeneigt. Er wurde der Sekretär des von der Bildungs-, Forschungs- und Kultureinrichtung der UNO, kurz UNESCO, eingerichteten Komitees für die Nag-Hammadi-Kodizes, und kein Einzelner trägt eine so große Verantwortung für die Veröffentlichung und Verbreitung jener Texte wie er. Robinson wurde auch Herausgeber der englischen Übersetzung der Bibliothek von Nag Hammadi. Ihm wurde das Verfassen der Einleitungen zu den Erstpublikationen der Bände übertragen und außerdem die Darstellung der Geschichte der Entdeckung der Bibliothek.

Robinson geriet 1966 fast durch Zufall als Teilnehmer an einem Kongress in Italien auf dieses Forschungsgebiet. Obwohl seine Kollegen seine wissenschaftliche Qualifikation als gut beurteilten, galt er in erster Linie als Theologe, nicht als Koptologe, was er selbst als Erster bereitwillig zugibt: „Ich war kein Spezialist für koptische Studien. Zu Beginn war der Bereich sehr umkämpft. Ich wollte die engen Grenzen überwinden.“

In den späten 1960er Jahren betrat Robinson die Welt der Entdeckungen von Nag Hammadi. Dieses Forschungsgebiet befand sich in heller Aufregung. Insbesondere lagen sich französische und deutsche Forscher in den Haaren. Robinson erinnert sich: „Die Franzosen und die Deutschen führten sich auf, als sei der Dritte Weltkrieg ausgebrochen. Sie stritten sich die ganze Zeit.“

Robinson, der praktische Verwalter, wurde zu einer wichtigen Figur. Die Zusammenstöße waren teils auf persönliche, teils auf kulturelle Differenzen zurückzuführen, und Robinson verstand es zu vermitteln. Bald übernahm er die gesamte administrative und organisatorische Arbeit im Zusammenhang der Veröffentlichung der Nag-Hammadi-Dokumente. „Ich war

der Pragmatiker. Man fürchtete mich nicht. Ich war der Handlanger, der dafür sorgte, dass die Dinge getan wurden“, erklärt er.

Wenn das Projekt auf irgendeine Sandbank lief, ergriff Robinson die Initiative, um es wieder flott zu machen. Ob es um akademische Streitigkeiten oder einfach um fehlende Gelder ging, Robinson löste das Problem. Er sorgte dafür, größere finanzielle Mittel für das Nag-Hammadi-Projekt aufzutreiben, darunter beträchtliche Unterstützung durch die UNESCO.

Ein allgemeines Plenarkomitee wurde gebildet, ebenso wie ein Unterkomitee zur Rekonstruktion und Restaurierung der Textfragmente. Neben dem schwierigen textlichen Gehalt des Materials standen die Wissenschaftler und Konservatoren vor beträchtlichen Herausforderungen schon bei der bloßen Zusammenfügung der brüchigen, zerfallenen Papyrusfragmente, die wieder einen ganzen Text ergeben sollten. Das Unterkomitee, das die eigentliche Arbeit überwachte, bestand aus vier Mitgliedern: Robinson, Martin Krause, einem herausragenden Koptologen der Universität Münster, der mit Robinson überkreuz lag, Professor Rodolphe Kasser, einem weiteren angesehenen Koptologen, sowie Søren Giversen, einem Dänen („ein großer, furchtsamer Mensch, über den wir weiter nichts sagen wollen“, schrieb Kasser später).

Anfänglich wurde ein großer Teil der Arbeit im Kairoer Koptischen Museum verrichtet, wo die meisten Texte aus Nag Hammadi aufbewahrt wurden. Es war in den frühen 1970er Jahren, wenige Jahre nach dem Sechstagekrieg von 1967. Ägypten und Israel befanden sich inmitten des „Zermübungskriegs“, fast täglich wurden von beiden Seiten aus Artilleriegranaten über den Suezkanal geschossen. In Kairo herrschte oft Verdunkelung. „Wenn wir nicht da waren, wurden alle Fragmente in ein sicheres Versteck geschafft wegen des Krieges“, erinnert sich Robinson.

Die Arbeit zog sich über mehrere Jahre hin, eine Zeit, an die sich Robinson wehmütig zurückerinnert. Ihn machte schließ-

lich der langsame Fortschritt der Arbeit ungeduldig, das Kommen und Gehen der Wissenschaftler, die auf ihre Lehrstühle in den jeweiligen Ländern zurückkehrten. Robinson beschloss schließlich, sieben Monate hintereinander zu bleiben, gemeinsam mit zwei Forschungsassistenten, die er aus Claremont mitbrachte. „Wir platzierten dann die Fragmente und setzten sie zusammen. Das war sehr schwierig. Die horizontalen und vertikalen Fasern mussten übereinstimmen.“

Die Verantwortliche im Koptischen Museum war Madame Samiha. Der Zugang war beschränkt, und eingeschränkt auch die Zahl der Stunden, an denen man an den Texten arbeiten konnte. „Ihr Verzeichnis der vorhandenen Fragmente war entscheidend. Schrittweise gewannen wir ihr Vertrauen.“

Robinson erinnert sich: „Sie pflegte spät zu kommen und früh zu gehen. Ich wollte, dass sie früher kam und später ging. Ob ich ihr ein Taxi zahlen könne, fragte ich. ‚Nein‘, war die Antwort der Direktorin, ‚aber Sie können das Geld dem Taxifahrer in die Hand geben.‘ Das habe ich dann auch getan. Schließlich erhielt ein kleines Reinemachemädchen den Schlüssel, und wir hatten etwas freieren Zugang.“

Robinson überwachte die Arbeit und beteiligte sich auch selbst daran. Am Ende dieser intensiven Arbeitsphase waren die meisten Fragmente platziert. Als er schließlich heimfuhr, blieb einer der Studenten, der bereits seit mehreren Jahren in Kairo an den Kodizes gearbeitet hatte, vor Ort zurück, um die Arbeit zu beenden. Das war Stephen Emmel, damals noch ein sehr junger Mann. „Er blieb drei Jahre und leistete wunderbare Arbeit“, sagt Robinson. „Steve bekam 100 US-Dollar pro Monat für seine Tätigkeit. Von diesem Geld musste er seinen gesamten Lebensunterhalt in Kairo bestreiten.“

Viele der Probleme, die sich Robinson stellten, waren praktischer Art. „Die UNESCO bezahlte vier oder fünf Reisen des technischen Unterkomitees nach Kairo. Die Abteilung für Al-

tertümer brachte uns im Shepherds Hotel unter, wenn das gesamte Komitee zusammenkam. Wenn wir, das technische Unterkomitee, allein kamen, übernachteten wir im Garden City House Hotel. Die Komiteemitglieder mussten ihre Rechnung selbst bezahlen.

Dann wollten die drei Europäer nicht kommen, wenn ihnen nicht die UNESCO die Reisekosten erstattete. So beschaffte ich denn einen Zuschuss von der Smithsonian Institution. Dieser wurde dem American Research Center in Ägypten ausgezahlt, das wiederum die Projektkosten damit bezahlte."

Damit war ein Problem gelöst. Ein weiteres war das durchsichtige Plastikmaterial, in das die Seiten des antiken Textes eingerahmt waren. „Krause kopierte die Materialien wie verrückt, aber das Problem war, dass die Rücken [der Manuskriptseiten] zu brechen begannen.“ Ein Teil des Problems war die falsche Größe: „Das Format des Plexiglasses, das wir [ursprünglich] bekamen, entsprach der Größe eines Blatts, nicht zweier Blätter.“ Robinson ergriff die Initiative, flog schnell nach Zürich und kaufte dort die richtigen Rahmen.

Robinson ließ sich als Nächstes auf etwas ein, was, wie sein Freund und langjähriger Kollege Harry Attridge, heute Dekan der Yale Divinity School, sagt, „für Jim eine wichtige Prinzipienfrage“ war. Wenn er sich umblickte, sah er, dass die europäischen Wissenschaftler häufig frenetisch an privaten Texten arbeiteten, für diese exklusive Publikationsrechte forderten, während sie Robinsons Meinung nach der gesamten Welt gehörten, nicht diesen einzelnen Wissenschaftlern. Gegen das, was man als eine „Selbstbedienungsmentalität“ betrachten könnte, nahm Robinson den Standpunkt ein, die Textmaterialien sollten in der Originalsprache durch das UNESCO-Komitee des Projekts veröffentlicht werden, dessen Sekretär er war. Er beschloss, die „akademischen Pfründe und Monopole“ anzugreifen und allen Gelehrten, nicht bloß jenen, die an be-

stimmten Abschnitten arbeiteten, das Recht zu geben, die Texte zu inspizieren und zu übersetzen.

In der Welt der europäischen Wissenschaftler haben die Gelehrten, die mit dem Recht betraut wurden, einen Text zu übersetzen, üblicherweise das Recht, diese Arbeit innerhalb einer angemessenen Frist abzuschließen und zu publizieren. Die Europäer wussten entweder nichts von Robinsons Initiative oder glaubten nicht, dass er es damit ernst meinte.

Die unvermeidliche Krise kam zu Beginn des Jahres 1972. Robinson gelang es, angemessene Fotografien der Texte und Fragmente zu erhalten und eine Faksimileausgabe des koptischen Textes zu publizieren, gleichzeitig mit der ersten englischen Übersetzung der Materialien von Nag Hammadi.

Robinson, seine Kollegen und die Verleger stellten das Werk Ende 1977 in San Francisco vor. „Das war ein Schock für die Europäer. Ich war nicht so harmlos, wie ich schien“, bemerkt Robinson und fügt kryptisch hinzu, „die *editio princeps* [Erstausgabe] ist der Anspruch auf Ruhm. Wenn man die nicht machen kann, sollte man es gleich lassen.“

Mit einem Schlag waren die Koptologen und ihr unbekanntes Arbeitsgebiet ins Licht der Öffentlichkeit geraten. Diese Wissenschaft wurde plötzlich als ein Schlüssel angesehen, der die Tür zur christlichen Vergangenheit öffnen könnte. Die Kenntnisse und das Wissen, die in den koptologischen Studien gewonnen wurden, gewannen eine zuvor ungeahnte Bedeutung.



Die nächste Aufgabe, die sich Robinson stellte, lautete herauszufinden, wie und wo die Nag-Hammadi-Dokumente tatsächlich gefunden worden waren. Dabei stellte er die Untersu-

chungsergebnisse des bekannten französischen Gelehrten Jean Doresse in Frage, der im Januar 1950, fünf Jahre nach der Entdeckung, im Gebiet von Nag Hammadi Untersuchungen angestellt hatte.

Doresse war kein Koptologe im strengen Sinne, sondern ein Spezialist für griechische Papyri und Ägyptologe, der Leiter der angesehenen Forschungsabteilung in Frankreichs wichtigster wissenschaftlicher Einrichtung, dem Centre National de Recherche Scientifique. Laut dem Koptologen Rodolphe Kasser kannte Doresse „die Region gut, er war vertraut mit den Sitten und dem Charakter der Einheimischen“.

Doresse veröffentlichte seine Schlussfolgerungen im Jahre 1960 in dem grundlegenden Werk *The Discovery of the Nag Hammadi Texts: A Firsthand Account of the Expedition That Shook the Foundations of Christianity*. Doresse fasste sein Ziel folgendermaßen zusammen:

Zwei Hauptfragen beschäftigten uns: Wie sah der genaue Fundort aus – war es ein heidnisches oder christliches Grab, die Ruine eines Wohnhauses oder Klosters und aus welcher Zeit? Und weiter, unter welchen Umständen waren die Dokumente vergraben worden?

Doresse stöberte, laut Kasser, eine kleine Zahl von Zeugen auf, die wussten, was sich ereignet hatte. Diese Zeugen wurden nur fünf Jahre nach dem Entdeckungszeitpunkt befragt, und ihre Zeugenaussagen waren, laut Kasser, „glaubhaft“.

Doresse betonte, wie Kasser später, die Papyrusdokumente von Nag Hammadi seien für die an der Entdeckung beteiligten Bauern Handelsware gewesen. Da sie überwiegend Analphabeten waren, konnten sie keine modernen, geschweige denn antike Texte lesen. Die wertvollen Waren – die Papyrusdokumente – drohten ihnen in ihren „schwierigen“ Händen zu zerfallen,

daher wollten sie sie loswerden und so schnell wie möglich aus ihnen Profit ziehen.

„Die Bauern, die uns begleiteten, ohne das wirkliche Ziel unserer Suche zu kennen (wir hatten vorgegeben, die Pharaonengräber besichtigen zu wollen), leiteten uns, aus eigener Initiative, zum südlichen Teil des Gräberfelds und zeigten uns eine Reihe formloser Höhlungen“, schrieb Doresse.

Es sei noch nicht lange her, erzählten sie, dass einige Bauern aus Hamra-Dum und Dabba auf der Suche nach Dung hier ein großes *Zir* – das heißt, einen Krug – gefunden hätten, der mit Papyrusblättern gefüllt gewesen sei, die wie Bücher gebunden waren. Der Krug sei zerbrochen und nichts von ihm übrig geblieben; die Manuskripte seien nach Kairo gebracht worden und niemand wisse, was weiter mit ihnen geschehen sei. Was den genauen Fundort betraf, so gingen die Meinungen um einige Meter auseinander; doch alle waren sich sicher, dass er ungefähr hier gewesen sein musste. Aus dem Boden selbst werden wir nichts mehr erfahren; er liefert nichts außer zerfallenen Gebeinen, uninteressanten Stofffetzen und einigen Tonscherben.

Die Nag-Hammadi-Kodizes waren schließlich in der Hauptstadt Kairo angelangt und an einen Antiquitätenhändler verkauft worden, der versuchte, sie für einen guten Preis weiterzuverkaufen. Die ägyptischen Behörden erfuhren davon und beschlagnahmten sie. Nach und nach erfuhr die wissenschaftliche Welt von dem Fund. Doresse fasst zusammen:

Wir sind jetzt sicher, dass die berühmte Bibliothek nicht in den Ruinen eines Gebäudes, eines Klosters oder sonstigen Bauwerks entdeckt wurde, sondern dass sie in ei-

nem Grab weit entfernt von allen Klöstern der Umgegend, in einem Gräberfeld, auf dem die Christen, so scheint es, keine Bestattungen mehr vornahmen, vergraben wurde. Es ist nichts Überraschendes daran, dass diese Schriften in einem Krug verschlossen wurden. In solchen Behältern, die weit billiger waren als Schränke oder Truhen in diesem Land, wo Holz rar ist, verwahrten die Menschen üblicherweise ihre Bücher und viele andere Dinge.

Vielen antiken Manuskripten fehle der genaue Herkunftsnachweis, schließt Doresse:

So lohnte sich durchaus die Mühe, auf einem heidnischen Gräberfeld einige Kilometer von Chenoboskion den genauen Ort eines der umfangreichsten Funde antiker Literatur zu ermitteln, um damit diese Bibliothek etwas genauer in den geschichtlichen Zusammenhang stellen zu können, in den sie gehört, und dadurch auch, aufgrund passender Einzelheiten, die Hypothesen zu stützen, die über ihr Alter aufgestellt worden sind.



Robinson hielt nicht viel von Doresses Buch: „Es ist schlecht. Er war ein Abenteurer. Er wusste mit den Dorfbewohnern zu reden. Aber als Wissenschaftler im technischen Sinne war er nutzlos.“ Deswegen unternahm Robinson seine eigene Untersuchung, die mehr als zwei Jahrzehnte später in den frühen 1970er Jahren begann. Seine These war, dass der Fund Teil einer gnostischen Bibliothek aus dem Kloster des heiligen Pachomius in Chenoboskion war.

Robinson fragte bei den ägyptischen *Fellahin* im Gebiet von

Nag Hammadi herum. Er fand Zeugen, die ihm oft sagten, er möchte bald zurückkommen, dann würden sie ihm die Geschichte verraten. Robinson kam, wie verlangt, wieder und brachte die angemessenen Lockmittel mit: „Wenn ich kam, brachte ich den Dorfbewohnern eine Flasche Whiskey und eine 10-Pfund-Note mit. Das war damals viel Geld. Das war der Preis, den ich zahlen musste, um der Spur nachzugehen. Ich bin kein Feldarchäologe. Ich ging von einem Gerücht zum nächsten, von Dorf zu Dorf.“

Die Geschichte, die sich Robinson nach einer Reihe von Besuchen in Oberägypten und Monaten harter Arbeit enthüllte, war voller Intrigen, Fehden und sogar Morde.

Wie Bart Ehrman in *Lost Christianities* (2003) sie zusammenfasst, begann die moderne Geschichte der Kodizes von Nag Hammadi, als „vier beduinische Landarbeiter in der Nähe eines Felsabhangs nach *Sabakh*, einem nitratreichen Dünger, gruben“. Führer der Gruppe war ein gewisser Mohammed Ali. Sein jüngerer Bruder „machte den Fund, er stieß zufällig unter dem Dreck auf etwas Hartes“. Das erwies sich als ein menschliches Skelett. Bei dem Skelett entdeckte er ein großes irdenes Gefäß, ungefähr 60 Zentimeter hoch, mit einer Schale als Deckel, der mit Bitumen versiegelt war.

Obwohl sie zuerst zögerten, das Gefäß zu öffnen, zerbrachen sie es schließlich, zweifellos weil sie hofften, drinnen Gold oder etwas in der Art zu finden. Stattdessen entdeckten sie ein Bündel in Leder gebundener Bücher.

Die Handlung wurde dichter, nachdem die Bücher aus dem Erdboden gekommen waren. Mohammeds Familie und Stamm lebten in Blutfehde mit einer Gruppe aus einem nahe gelegenen Dorf. Alis Vater hatte auf einen Eindringling geschossen und diesen getötet und war im Gegenzug von der Familie des Eindringlings getötet worden. Deswegen deponierten die Brüder die Handschrift bei einem ortsansässigen koptischen Pries-

ter. Der Schwager des Priesters brachte die Bücher schließlich nach Kairo, wo sie von den Behörden konfisziert wurden.

Schließlich wurde jedoch dem aus Oberägypten stammenden Verkäufer erlaubt, eines der wertvollen Dokumente zu einem moderaten Preis an das Koptische Museum zu verkaufen – nicht genug, um ihn reich zu machen, aber genug, um ihn ruhig zu stellen.

Die Erzählung, die Robinson zusammenbrachte, war detailreich. Sie war auch farbig, voller Action und voll von Leidenschaften und Täuschungen – kurz: ganz der Stoff für einen Hollywood-Thriller.

Robinson bereitete die Veröffentlichung seines Berichts über die Entdeckung vor. Er sollte als Teil der Einleitung der *Facsimile Edition of the Nag Hammadi Codices*, dem letzten Band der Reihe, sowie in verschiedenen anderen Publikationen erscheinen. Als er begann, seine Untersuchung bekannt zu machen, regte sich fast sofort Widerstand bei den beiden angesehenen europäischen Gelehrten aus Robinsons eigenem Unterkomitee. Die eigentliche Differenz betraf dabei die Frage, was eine „wissenschaftliche Untersuchung“ ist – was ist glaubwürdig, was nicht, wenn man die Ursprünge von Dokumenten sucht, die zu den größten Schätzen der Menschheit gehören –, hatte aber auch mit Robinsons eigenem Prinzip der allgemeinen Zugangsmöglichkeit zu seltenen Forschungsdokumenten zu tun.

Die Professoren Kasser und Krause, die zu Europas bekanntesten Koptologen gehören, schossen eine Breitseite auf Robinsons angebliche Entdeckungen und vertieften damit den Konflikt, der schon seit Mitte der 1970er Jahre zwischen den beiden Europäern und dem Amerikaner schwelte.

„Robinson ging hin [in das Gebiet von Nag Hammadi] mit allem Pomp in Begleitung ägyptischer Würdenträger und versprach seinen Informanten Entschädigung für ihre Mühe. Für

sie [die ägyptischen Fellachen] war das ein unverhoffter Glücksfall“, schrieb Kasser spöttisch. Er fährt fort:

Nach mehreren Monaten hatte [Robinson] seine Geschichte zusammen, einen richtigen Roman, gestützt auf zahlreiche präzise und detailreiche Zeugenaussagen (oft widersprüchliche, das stimmt schon, aber man weiß ja die Spreu vom Weizen zu sondern), die nicht nur das genaue Datum und den genauen Ort der Entdeckung nennen, sondern auch die Namen der Bauern, die die Manuskripte entdeckten (die inzwischen verstorben sind), dann alle Einzelheiten des Verkaufs und Weiterverkaufs (mit genauen Preisangaben) und die Familienfehden der Clans unserer Helden. Eine Mordgeschichte läuft durch die ganze Handlung, willkommene Unterstützung liefern Dokumente der örtlichen Justiz, man erfährt das ganze Hin und Her der Verhandlungen und verschiedenen Manöver, um dem Verdacht der Polizei zu entgehen. Kurz, nach all diesen Enthüllungen, die Robinson nach und nach in verschiedenen Zeitschriften publizierte, sie jedes Mal verbesserte und erweiterte, hat er uns nun eine Einführung von nahezu 500 Seiten beschert.

Kasser war verärgert. „Krause und ich, die wir Ägypten und die Erfindungskraft der von der Aussicht auf Gewinn verlockten ägyptischen Fellachen gut kennen, missbilligten das und forderten Robinson auf, sich auf das Minimum an Präsentation zu beschränken, das von unserem Komitee 1970 vorgesehen worden war. Oder, zumindest ... wäre es nicht objektiver, Seite um Seite zwei Hypothesen gegenüberzustellen – die Version der Fakten, wie sie Doresse, und jene, wie sie Robinson zusammengestellt hatte?“

Robinsons Erkenntnisse seien weit weniger schlüssig, als er

behauptete, meinten sie. Man müsse sich fragen, notierte Kasser, „ob ein kleines Ereignis von so geringfügiger Bedeutung für die örtliche Bevölkerung so viele Jahre nach dem Geschehen noch so detailreich erinnert werden könnte“. Er fragte, ob die Zeugenaussagen, die Robinson und seine Interviewer gesammelt hätten, nicht einfach in Antwort auf das starke Verlangen der Frager, die Fakten zu ermitteln, gegeben worden seien:

Ich habe lange auf dem ägyptischen Land unter diesen großzügigen und ehrenwerten Menschen gearbeitet, die jedoch eine naive, etwas kindliche Mentalität besitzen, und da ich ihre Psychologie kenne, [begreife ich leicht], dass Geschichten von Entdeckungen vor allem aus dem Wunsch entstehen, dem Zuhörer eine Freude zu machen. Die öffentlichen Erzählungen der Zeugen, ihre enthusiastischen und anrührenden Erklärungen machen sie in den Augen zahlreicher Hörer, die mit dem ägyptischen Landleben vertraut sind, besonders verdächtig.

Von Robinsons Standpunkt aus waren die Europäer die „Bösewichte“, was er sagte, ohne dabei anzudeuten, er wisse, dass er übertreibe. Sie waren daran interessiert, ihre Pfründe zu wahren. Kasser hatte einen der Kodizes in seinem Besitz, der der Zürcher Jung Foundation gehörte, und er wollte ihn übersetzen. Robinson schoss nun seinerseits eine Breitseite auf Kasser mit seinem Artikel *The Jung Codex: The Rise and Fall of a Monopoly*.

„Ich weiß, dass Kasser mich wegen des Aufsatzes über den Jung Codex hasst“, sagte Robinson später.

Die akademische Rivalität, die aus den Entdeckungen von Nag Hammadi entsprang, wurde von der Zeit nicht geheilt. Als die Wissenschaftler erst einmal gewahr wurden, dass ein aufregender neuer Fund von Papyrusdokumenten vorlag, entbrann-

te die Schlacht aufs Neue. Robinson und Kasser spielten beide eine Rolle in dem Kampf, die akademische Herrschaft über das Judasevangelium zu erlangen.



Die Entdeckungen von Nag Hammadi aus dem Jahr 1945 brachten eine Welle neuer wissenschaftlicher Veröffentlichungen über das frühe Christentum hervor, darunter anregende akademische Arbeiten wie Bart Ehrmans *Lost Christianities*, Marvin Meyers *Gnostic Discoveries* oder Elaine Pagels *Beyond Belief* (2003). Als interessanter Seitenzweig lieferten sie sogar eine der Grundlagen für Dan Browns Thriller-Bestseller *Sakrileg* (2003).

Die Wissenschaftler fanden ein fruchtbares Arbeitsfeld, denn der neue Textkorpus enthielt originale gnostische Texte, die man bis dahin nicht gekannt hatte: das Thomasevangelium, das Evangelium der Wahrheit, das Geheime Buch des Johannes, das Philippusevangelium, die Erste Jakobusapokalypse, den Brief des Petrus an Philippus.

Die Aufgabe, diese Texte zu restaurieren, sie richtig zusammenzustellen, zu lesen und ihre Bedeutung zu verstehen, hat mehrere Jahrzehnte in Anspruch genommen. Viele der Dokumente waren nicht gut erhalten und sind daher nur fragmentarisch in Übersetzung lesbar. Restauratoren, Konservatoren und Übersetzer mühten sich mit dem Einsatz aller ihnen zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Mittel, vorhandene Lücken zu schließen.

Es gibt einen weiteren Grund, warum viele gnostische Dokumente schwer verständlich sind: Trotz des Wortes „Evangelium“ erzählen sie keine Geschichte. Die meisten gleichen nicht den Erzählungen, wie sie sich im Alten und Neuen Testament

finden, besitzen keinen Erzählfaden wie etwa bei der Geschichte von Jesu letzten Tagen, wo Verrat, Kreuzigung und Auferstehung aufeinander folgen. Stattdessen bestehen eine Reihe von ihnen aus einem Dialog, gelegentlich zwischen dem bereits auferstandenen Jesus und seinen Jüngern. Das gilt, wie Meyer schrieb, beispielsweise für das Thomasevangelium:

Das Thomasevangelium enthält fast keine Erzählung. Jesus tut in diesem Buch keine physischen Wunder, er offenbart keine Erfüllung einer Prophezeiung, verkündet kein apokalyptisches Reich, das bald die Weltordnung aufstören wird, stirbt nicht für die Sünden der Menschen und ersteht nicht am Ostersonntag von den Toten. Seine Bedeutung besteht vielmehr in seinen rätselhaften Aussprüchen, die voll Möglichkeiten und Macht sind.

Das war eine ganz andere Evangelientradition als die jener leichter verständlichen Erzählungen, die bis zum Ende des 4. Jahrhunderts zu den akzeptierten, „kanonischen“ Evangelien der rechtgläubigen Kirche geworden waren.

Auf heutige Christen wirken die gnostischen Dokumente radikal. Für die Gnostiker war die Wichtigkeit von Jesu Kreuzestod und Auferstehung am dritten Tage entweder marginal oder gar irrelevant. Pagels erklärt in *The Gnostic Gospels*:

Einige Gnostiker nannten die wortwörtliche Ansicht von der Auferstehung den „Glauben der Narren“. Die Auferstehung, so erklärten sie beharrlich, war kein einmaliges Ereignis der Vergangenheit, sondern sie symbolisierte, wie die Präsenz Christi in der Gegenwart erfahren werden könnte. Nicht das Sehen im wörtlichen Sinn zählte, sondern die spirituelle Vision.

Die neu entdeckte gnostische Literatur beschrieb auch eine ganz andere Kosmologie. Sie bietet den komplexen Rahmen einer antiken Symbolik, die zu erlernen ein uneingeweihter Neuling Jahre brauchen konnte. Wie die Originale enthalten auch die Übersetzungen griechische Fachbegriffe wie *Pleroma* (die Fülle des Lebens oder Seins) und Äonen, zur Bezeichnung aller Arten himmlischer Kräfte.

Es gibt eine Reihe von Schlüsselwörtern für herausragende Figuren oder halb göttliche Wesen, von denen man glaubte, dass sie den Kosmos bewohnten – zum Beispiel Seth, Harmathoth, Galila, Yobel oder Adonaios, die über die so genannte Unterwelt herrschten; Engel wie Saldas, Hormos oder Nebro, auch Yaldabaoth genannt; Lichtwesen in den Himmeln mit Namen wie Harmozel, Ooraiel, Daveithe und Eleleth; dann der große, unsichtbare Geist Barbelo, auch Youel oder Plesithea; Dämonen wie Nubruel. Es braucht beträchtliches Wissen, um die vielen scheinbar irrelevanten Symbole und Gedankenmuster zu verstehen. In ihnen finden sich komplizierte philosophische Überlegungen, die mit den Schwierigkeiten des jüdischen Talmudismus verglichen werden könnten.

Die Dokumente von Nag Hammadi sind vielfältig und behandeln unterschiedliche Themen auf verschiedene Art. Wie Ehrman erklärt:

Obwohl die Texte wahrscheinlich alle von einer Gemeinschaft benutzt wurden, die sie auf christliche Art interpretierte, sind sie unter einer Reihe von Umständen von Verfassern mit unterschiedlichen philosophischen und theologischen Überzeugungen geschrieben worden. Einige der Autoren waren beispielsweise auf keinen Fall Christen. Es ist interessant festzustellen, dass Beweise vorliegen, dass einige der nichtchristlichen Texte von späteren Herausgebern „christianisiert“ wurden. Die Bücher dieser Samm-

lung sind jedenfalls nicht monolithisch. Sie repräsentieren ein weites Spektrum religiöser Überzeugungen, von gnostischer und anderer Glaubenspraxis.

Zu den interessanteren Aspekten gehört, dass die Gnosis auch eine feministische Seite hatte. Frauen spielten eine wichtige Rolle bei frühen christlichen Gnostikern. Pagels stellt fest, dass im Philippusevangelium „Jesus Taten und Aussprüche zugeschrieben werden, die sich deutlich von jenen im Neuen Testament unterscheiden“. Eine Passage nennt Maria Magdalena die Gefährtin des Erlösers und sagt, dass Christus sie „mehr [liebte] als [alle] seine Jünger und sie [häufig] auf [den Mund] küsste“. Pagels weist weiter darauf hin, dass das Evangelium der Maria (im Berliner gnostischen Codex 8502, kein Bestandteil der Nag-Hammadi-Schriften) „Überlieferungen aufgreift, die bei Markus und Johannes vorkommen, dass Maria Magdalena als Erste den auferstandenen Christus sah. Johannes sagt, dass Maria Jesus am Morgen seiner Auferstehung erblickte und dass er den anderen Jüngern erst später, am Abend desselben Tages, erschien.“

Eines der herausragenden Lichtwesen der Gnosis ist die Sophia. Sie ist das weibliche Gegenstück Jesu, das Weiblich-Göttliche wie Jesus das Männlich-Göttliche. Meyer schreibt über sie:

Zu den Äonen und Manifestationen des Göttlichen gehört häufig eine Figur, die das Göttliche in der Welt repräsentiert, das aus dem oberen Licht herabgefallen, doch als das Licht Gottes bei uns und in uns präsent ist. In vielen gnostischen Texten ist diese Figur die Sophia oder Weisheit.

Das Konzept der Sophia als der verlorenen Gottheit der Weisheit entstammt der griechischen Philosophie. Die Philosophen

glaubten an weibliche und männliche Götter. Das Wort „Philosophie“, dessen Einführung Pythagoras zugeschrieben wird, heißt wörtlich „Liebhaber der Sophia“.

Wenn die Hochschätzung des Weiblichen und die Heiligkeit des weiblichen Geistes ein Aspekt der Gnosis war, so war ein anderer – im Widerspruch sowohl zum Judentum wie zum „proto-orthodoxen“ Christentum – der Glaube an zwei göttliche Aspekte. Meyer führt aus, dass die christlichen Gnostiker unterschieden „zwischen der transzendenten, spirituellen Gottheit, die von Äonen umgeben und ganz Weisheit und Licht ist, und dem Schöpfer der Welt, der besten falls unfähig und schlimmstenfalls böswillig ist“. Den Punkt unterstreicht auch Ehrman, wenn er über die christlichen Gnostiker ausführt:

Viele scheinen geglaubt zu haben, dass die materielle Welt, in der wir leben, bestenfalls schlimm und schlimmstenfalls böse ist, entstanden als Teil einer kosmischen Katastrophe, und dass die spirituellen Wesen, die in ihr leben (d. h. die Geister der Menschen) hier gefangen und gefesselt sind.

Doch die neuen, in Nag Hammadi und anderswo gefundenen Texte boten auch positive Momente. Meyer führt aus: „Im Evangelium der Wahrheit ist die Frucht des Wissens eine Entdeckung, die Freude bringt. Sie [besagt], dass man Gott in sich selbst findet, dass der Nebel des Irrtums und des Schreckens zergangen und dass an die Stelle des Albtraums der Dunkelheit ein ewiger, himmlischer Tag getreten ist.“



Die neuen Texte, die drei Jahrzehnte nach dem Fund von Nag Hammadi in der Provinz Al Minya entdeckt und nur kurz in einem Genfer Hotelzimmer geprüft worden waren, enthielten ein Evangelium, das eine ganz neue Dimension der Offenbarung anklingen ließ. Es war in koptischer Sprache, voll gnostischer Formulierungen, und erregte beim ersten Lesen ungläubiges Staunen. Rodolphe Kasser, der später mit der Restaurierung und Übersetzung betraut wurde, beschreibt seine Gefühle bei der ersten Begegnung: „Es war fast unglaublich. Wir hatten niemals zu hoffen gewagt, einen Text zu finden, der bis dato vollständig verschollen war. Ich war ergriffen.“

„In meinem Beruf wissen wir, dass wir viele Dinge wissen und doch nichts wissen. Wir finden Sachen, entwickeln die ganze Zeit Theorien und Erklärungen, und dann stoßen wir auf einen Text, der unsere vorherigen Konzepte völlig übersteigt. Wir müssen bereit sein, unsere vorgefassten Meinungen über das Manuskript zu ändern. Das Manuskript muss die Situation beherrschen.“

Von der ersten ehrfürchtigen Begegnung mit dem Text an entdeckte Kasser in ihm eine dramatische Bedeutung, die die Vielfältigkeit des Christentums noch eine ganze Stufe weiter über das hinaustreibt, was in Nag Hammadi entdeckt worden war. „Die Wichtigkeit dieses Textes besteht darin, dass er nicht nur ein neues Manuskript ist, sondern eine ganz neue Art von Dokument. Die gnostischen Texte sind interessant, aber sie sind einander ähnlich und bringen die gleichen Argumente in immer der gleichen Art vor.“

„Zum ersten Mal haben wir hier einen antiken Autor, der für die Christen seiner Tage ein Skandal war, und wir haben *ipsisima verba*, seine eigenen Worte. Wir können also nicht einfach sagen, er irrte sich oder er wollte uns täuschen. Wir können seinen Text analysieren.“

„Es ist unglaublich, ähnlich dem, was bei der Entdeckung

der Nag-Hammadi-Texte geschah. Wir hatten vorher nur das, was die Kirchenväter über die Gnostiker sagten, aber kaum die Texte der Gnostiker selbst. Nun können wir die Nuancen der Äußerungen der Kirchenväter begreifen, wenn sie die gnostischen Texte anführten. Wir können nicht einfach mehr sagen, sie irrten sich. Wir haben jetzt ein vollständigeres Bild."

„Die Gnostiker schockierten die katholischen Christen, weil sie, entgegen dem, was in der Bibel stand, den Gott des Alten Testaments als den Teufel darstellten. Hier, im Fall des Judas-evangeliums, ist es das Neue Testament, welches in einem wichtigen Punkt bestritten wird von einem Dokument, das ungefähr aus der gleichen Zeit stammt – einem etwas jüngeren Dokument zwar, aber nicht viel jüngeren. Jemand hat sich entschieden, Judas zu verteidigen.“

Für Kasser war das eine Enthüllung, die beruflich wichtiger war als alles, was ihm während seiner Arbeit als führendes Mitglied des wissenschaftlichen Kernteams bei der Erschließung der Bibliothek von Nag Hammadi begegnet war. „Es ist wie bei der Reise in ein fremdes Land“, bemerkt er. „Bei Menschen, die unbekannte Länder erforschen, besteht ein Teil des Vergnügens darin, Länder zu sehen, die niemand zuvor gesehen hat, und Dinge zu verstehen, die man erst verstehen kann, wenn man sie gesehen hat. Ähnliches erlebt man mit einem neuen Text. Er wird zu einer neuen Welt, einer neuen Denkweise.“



KAPITEL ACHT

FEGEFEUER

„Die Seele, die am meisten leidet“, erklärte mein Führer, „ist Judas Iskarioth, der seine Beine an das feurige Kinn schlägt und den Kopf drinnen hat.“

DANTE ALIGHIERI, LA DIVINA COMMEDIA

Hanna Asabil kam 1984 in die USA und versuchte, den antiken Kodex für einen Preis zu verkaufen, von dem er meinte, dass er ihn wert war. Schließlich ist Amerika das Land, wo Millionen ihr Vermögen gemacht haben. Auch Hanna hoffte, sein Glück zu machen, obgleich er kein Englisch sprach und nicht lange im Land bleiben wollte.

Hanna nahm die Papyrusdokumente mit, in seinem Handgepäck, eingewickelt in alte ägyptische Zeitungen. Ein ägyptischer Kollege begleitete ihn. Am John F. Kennedy International Airport in New York zeigte Hanna dem US-Grenzer seinen ägyptischen Pass mit dem amerikanischen Visum vor. Der Beamte stempelte das Visum und winkte ihn durch. So betrat Hanna das Land der angeblich unbegrenzten Möglichkeiten. Er drückte sein Handgepäck fest an sich, um die kostbaren Papyri zu schützen, von denen er meinte, dass sie ihm ein großes Vermögen einbringen würden.

Der zerfallende antike Kodex hatte erfolgreich den Atlantik überquert und war auf einem dritten Kontinent angelangt.

Ein Kairoer Kontakt hatte Hanna dabei geholfen, die besten

Wege ausfindig zu machen, um in Amerika ein großes Geschäft zu machen. Der Kontaktmann war ein örtlicher Kairoer Arzt und Mitglied der koptischen Gemeinde. Dieser Herr hatte Hanna zuweilen dadurch geholfen, dass er antike Münzen polierte oder mit Zahnarztutensilien Stücke aus Hannas Inventar, insbesondere Münzen, gerade bog, ausbesserte und reinigte, damit sie einen höheren Preis erzielten.

Hannas ursprünglicher Plan war, die Dokumente über Kontakte in der koptischen Gemeinde der USA zu verkaufen. Der Staat New Jersey ist ein größeres Zentrum der Kopten, deren Zahl hier ungefähr 30000 beträgt; viele waren im Rahmen einer koptischen Einwanderungswelle gekommen, die in den 1960er Jahren eingesetzt hatte. Jersey City ist Sitz der American Coptic Association und besitzt eine Anzahl großer, aktiver Kirchen. Nach Angaben von Kirchenvertretern gibt es allein in New Jersey ungefähr fünfzehn koptische Kirchen. Die eine halbe Autostunde entfernte Stadt Cedar Grove ist Sitz der Erzdiözese der koptischen Kirche, die alle religiösen Aktivitäten in der Region überwacht.

Mit Hilfe der Kontakte und Empfehlungsschreiben, die er sich in Kairo besorgt hatte, nahm Hanna Verbindung mit der koptisch-orthodoxen Markuskirche in der West Side Avenue in Jersey City auf. Der Priester der Markuskirche war Vater Gabriel Abdel Sayed, der von Joseph Labib, einem seiner Gemeindemitglieder, als „sehr vornehm“ und als ein wahrer Führer beschrieben wird. Dank Vater Gabriels Begeisterung und Tatkraft war das imposante Kirchengebäude zu einem Zentrum des Gebets und zu einem blühenden Gemeindezentrum für die beträchtliche koptische Gemeinde in dem Viertel geworden. Die Markuskirche enthält zwei große Gebetssäle, die beide bis zu fünfhundert Personen fassen, einen für Gottesdienste in arabischer, den anderen für Gottesdienste in englischer Sprache. Junge Kopten, die in den USA geboren sind, besuchen in der

Regel die englischen Gottesdienste, die Neuankömmlinge aus Ägypten oder anderen Ländern des Nahen Ostens bevorzugten die arabische Liturgie. Später, als Vater Gabriel gestorben war, benannte die Stadt Jersey City ihm zu Ehren die Querstraße neben seiner Kirche in Father Gabriel Street um.

Selbst ein frommer Kopte, entwickelte Hanna herzliche Beziehungen zu seinen Glaubensbrüdern in New Jersey. Er wurde Vater Gabriel vorgestellt und dieser war, laut Hanna, bereit ihm zu helfen. Der gute Priester forschte anfangs selbst nach Verkaufsmöglichkeiten und vereinbarte schließlich ein Treffen mit einem Mann, der als einer der besten Händler mit seltenen Büchern und Manuskripten in den USA bekannt war, Hans P. Kraus.

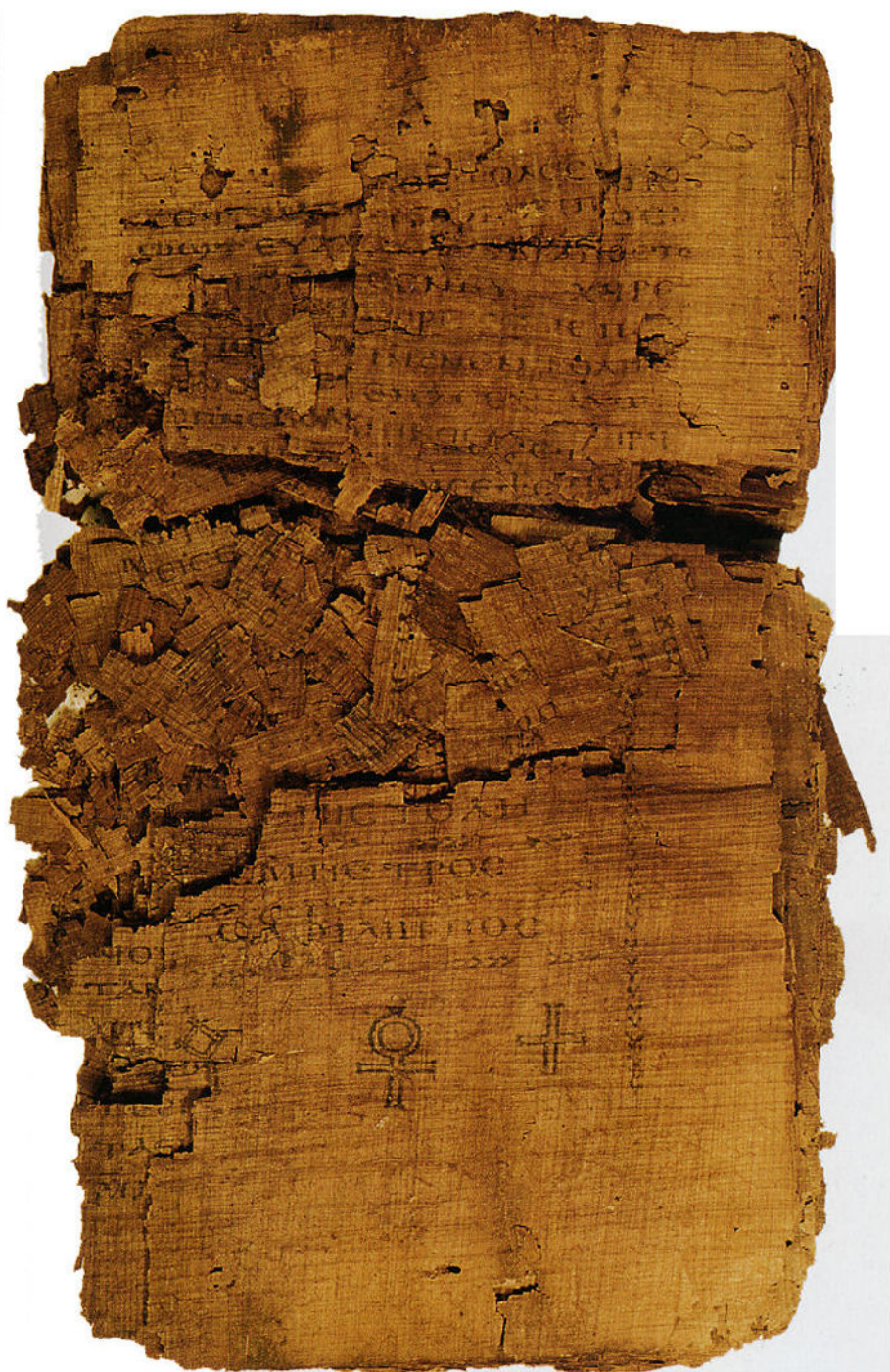
Im Antiquitätengewerbe informell unter dem Kürzel „HPK“ bekannt, war Kraus ein lebhafter, amüsanter, kluger und äußerst engagierter Händler seltener Bücher in Manhattan Midtown. Es war schon eine genaue Kenntnis des Manuskript- und Rarahandels in den USA nötig, um einen Mann wie Kraus zu finden. Hanna erfuhr von Kraus wahrscheinlich nicht nur über den koptischen Priester, sondern auch über Yannis Perdios in Athen, der ein langjähriger Kunde des Raritätenbuchhändlers war, hauptsächlich weil ihm daran gelegen war, seine Privatsammlung von Artefakten und Manuskripten aus dem Griechenland des 19. Jahrhunderts auszubauen. Kraus' Tochter Maryann Folter, die mit ihrem Vater zusammen in dem Geschäft arbeitete, bestätigt, dass über eine Reihe von Jahren eine Käufer-Verkäufer-Beziehung zu „John“ – englisch für Yannis – Perdios bestanden hat.

Kraus war ein jüdischer Österreicher, der bereits mit seltenen Büchern handelte, als Österreich durch Hitlers Annexion 1938 unter Nazi Herrschaft kam. Kraus wurde mit einer Reihe anderer Menschen jüdischer Abstammung, Dissidenten und Sinti oder Roma gefangen gesetzt und musste einige Zeit in

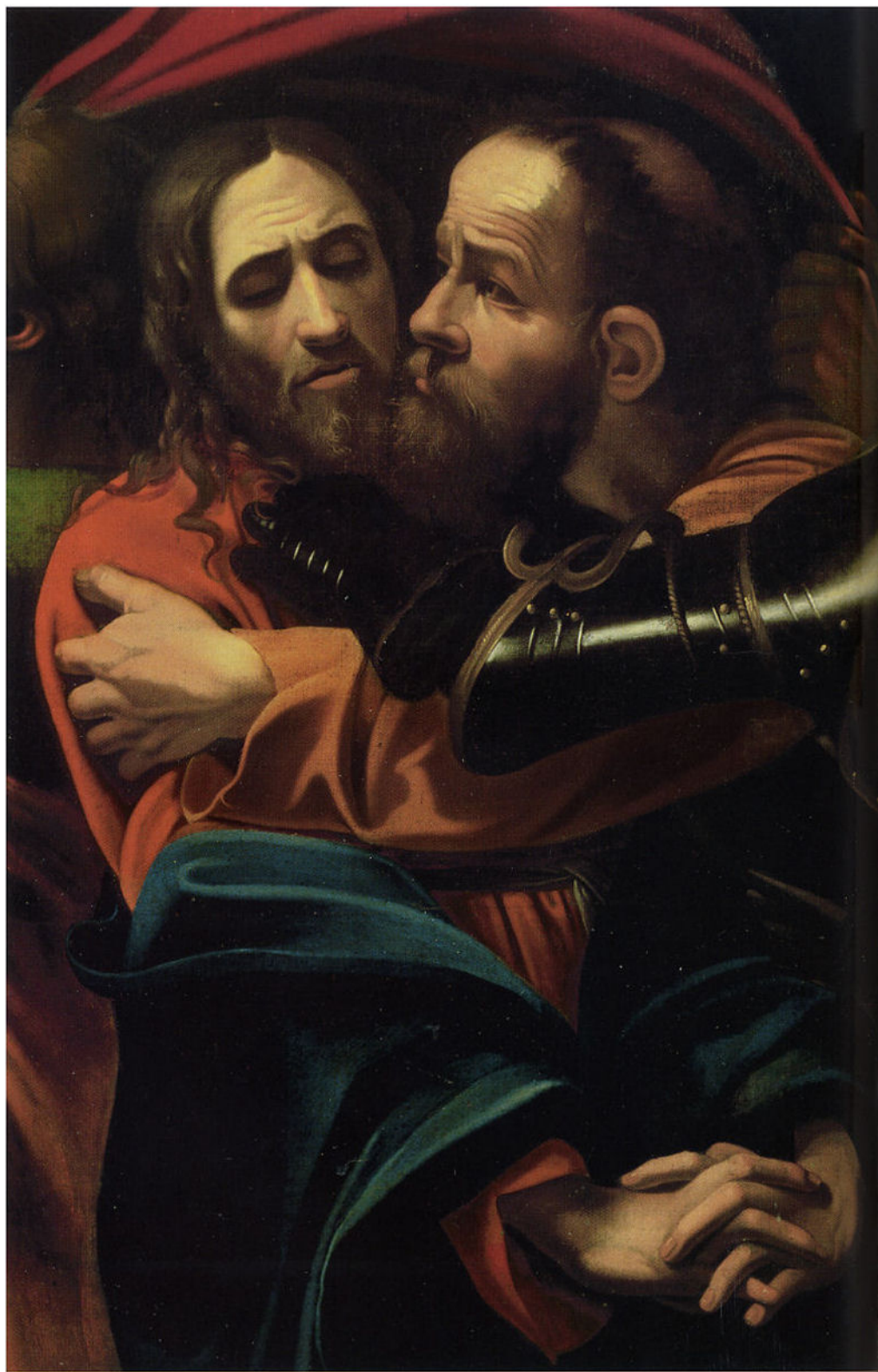
den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald verbringen. Er hatte insofern Glück, als seine Gefangenschaft zeitlich noch vor dem Einsetzen des systematischen Genozids am jüdischen Volk lag. „Nach vierzig Jahren beginne ich erst jetzt, offen über mein Leben in jenen furchtbaren Zeiten zu sprechen“, schrieb Kraus in seiner Autobiografie *A Rare Book Saga* (1978). „Erst spät begriff ich, dass ich einer der vergleichsweise wenigen war, die die Gestapohaft in zwei der berüchtigtsten Konzentrationslager überlebt haben ... Dass ich ohne dauernden Schaden an Leib und Seele davongekommen bin, ist ein Wunder; dass ich überlebt habe, ist mehr als ein Wunder.“

Kraus schaffte es, sich einen Weg aus den Lagern zu erhandeln, und erbettelte sich, nachdem er tatsächlich freigekommen war, ein Visum in die Vereinigten Staaten. Er verließ Österreich mit so vielen Wertsachen, wie er nur tragen konnte. In den Staaten lernte er seine Frau Hani kennen, deren Familie ihn beim Aufbau einer neuen Existenz stark unterstützte. Er etablierte sich erneut in dem Handel mit Manuskripten und seltenen Büchern in den USA, konnte schließlich Lagerfläche in Mamaroneck, New York, erwerben und auch das Gebäude kaufen, worin er seine Zentrale einrichtete, 16 East und 46th Street, ein fünfgeschossiges Gebäude zwischen der Fifth Avenue und Madison Avenue im wirtschaftlichen Zentrum New Yorks.

Kraus wurde ein brillanter Händler, er war ein energischer und ehrlicher Mann; seine Firma erlangte den Ruf des besten Spezialunternehmens für seltene Bücher und Manuskripte. Sein Reich umfasste das Antiquariat, einen größeren Reprint-Verlag und eines der weltweit größten Fotoarchive. Kraus besaß beträchtliche Erfahrungen mit koptischen Manuskripten, ein weiterer Grund, warum sowohl Vater Gabriel als auch Hanna von ihm gehört haben mochten. Eine Reihe der koptischen Texte in der Yale Papyrus Collection der Beinecke Rare Book



ALS DER KODEX (das Buch) mit dem Judasevangelium schließlich 2001 in die Hände der Restauratorin gelangte, war er in Stücke zerfallen. Fünf mühsame Jahre dauerte es, das Manuskript wieder so weit zusammenzufügen, dass sich die Forscher an die Lektüre der Texte machen konnten.





JUDAS VERRÄT JESUS mit einem Kuss (gegenüberliegende Seite). Die Bibel sagt, Judas habe Jesus im Garten Gethsemane verraten (oben), im Judasevangelium hingegen wird Judas von Jesus mit seinem Verrat beauftragt. Die Kreuzprozessionen in der Jerusalemer Gräbkirche (unten) erinnern daran, dass Jesus sein Kreuz auf dem Weg zur Hinrichtungsstätte selbst trug.

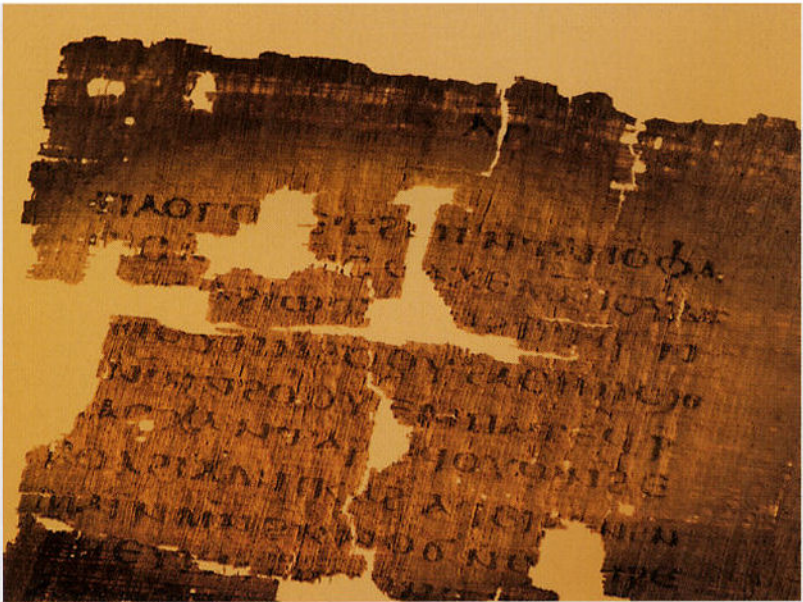


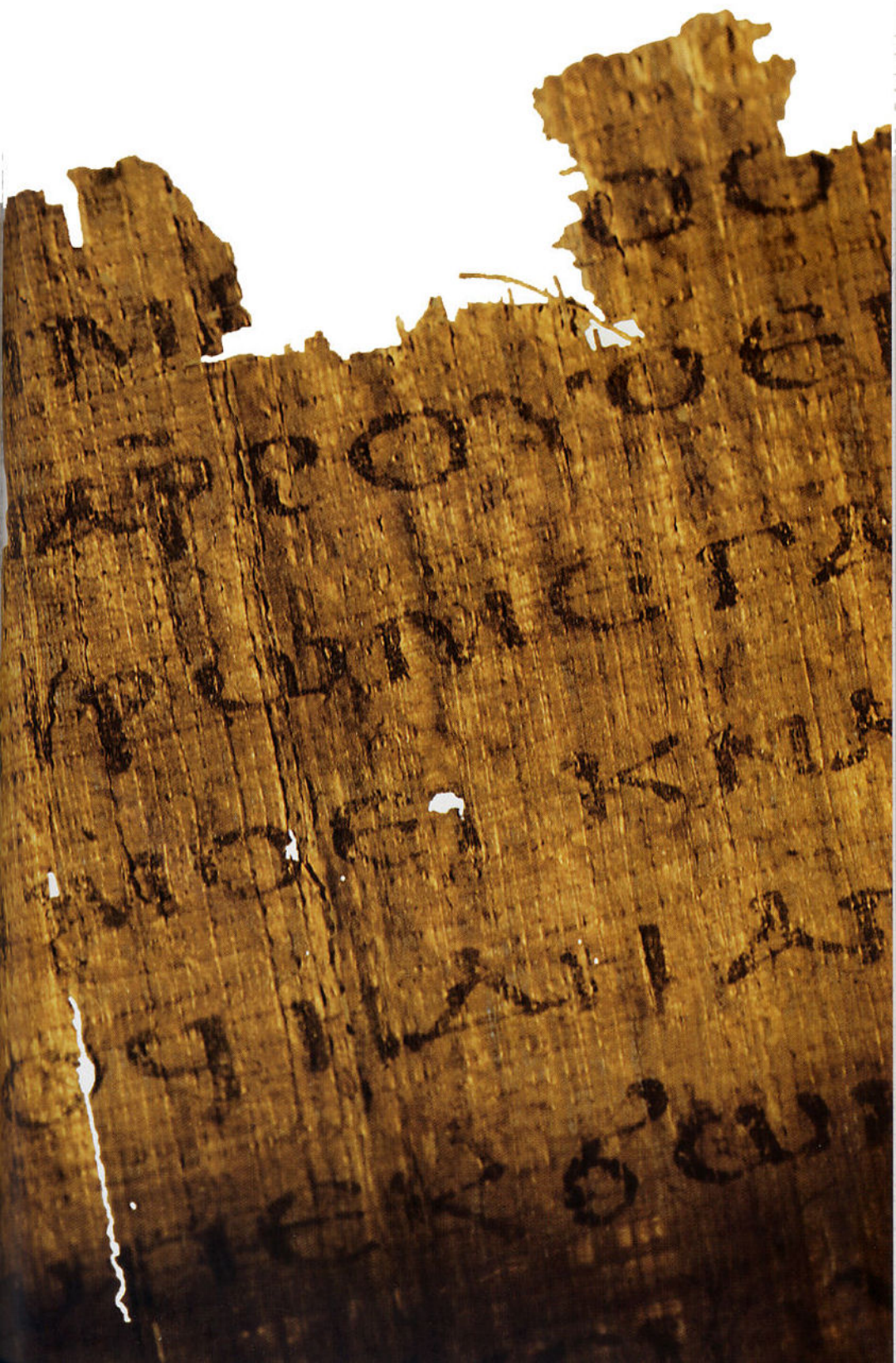


*ALS KOPTOLOGEN den ersten Blick auf den Papyrus warfen,
lasen sie überrascht den Titel „Das Evangelium des Judas“.
Von den frühen Kirchenvätern verdammt,
enthielt der Text eine radikale Umdeutung des Judas.*

*DAS TROCKENE WÜSTENKLIMA hatte dazu beigetragen,
die Papyrusseiten des Judasevangeliums 1600 Jahre lang zu erhalten.*

*In der Zeit zwischen der zufälligen Entdeckung
in den mittleren oder späten 1970er Jahren und 2001,
als Konservatoren mit der Restaurierungsarbeit begannen,
hatte sich der Zustand des antiken Manuskripts
dramatisch verschlechtert.*







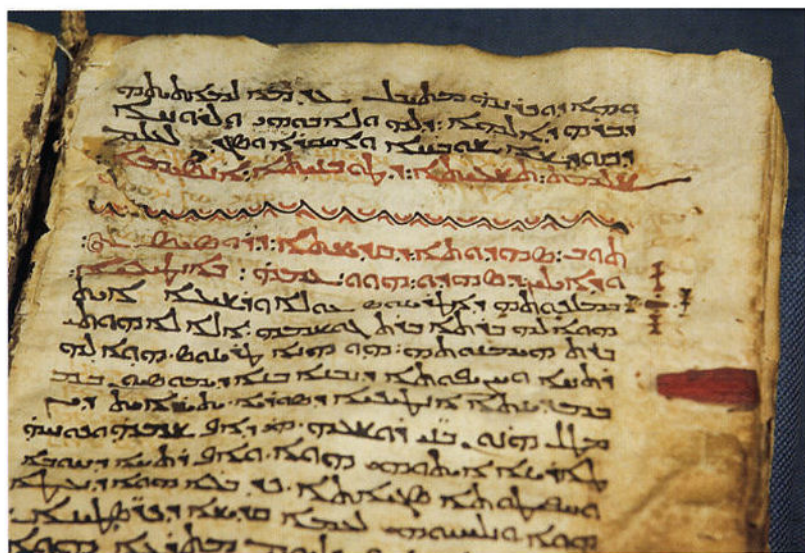


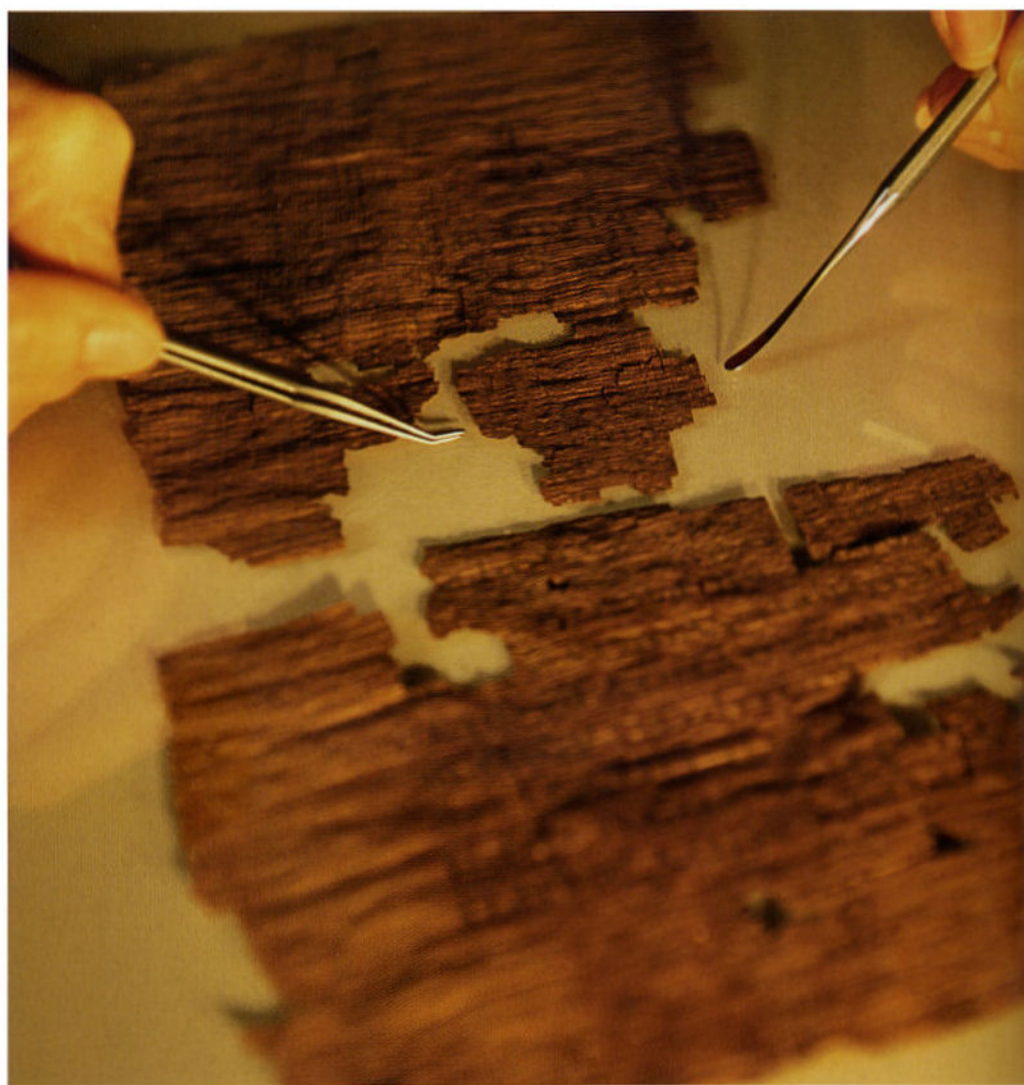
*IM ANTONIUSKLOSTER IN ÄGYPTEN (gegenüberliegende Seite)
betrachtet Vater Maximous El Antony eine Mönchszelle
aus dem 4. Jahrhundert. In jener Zeit könnten Mönche anderswo
in Ägypten das griechische Original des Judasevangeliums
ins Koptische übersetzt und damit jene Version geschaffen haben,
die heute einzig erhalten ist. In einer Höhle,
ungefähr eine Wegstunde vom Kloster entfernt (oben),
lebt Vater Lazarus als Eremit nahe der Gegend,
von der das christliche Mönchswesen wahrscheinlich
seinen Ausgang nahm.*



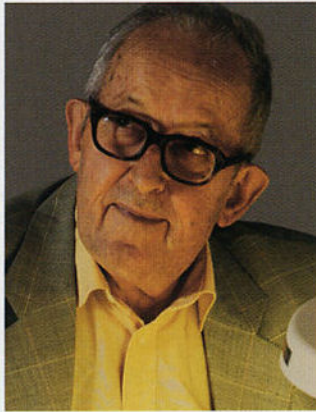
NACH CHRISTI TOD verbreiteten sich Nachrichten über sein Leben und seine Lehre über den gesamten Nahen Osten, und es entstanden die frühesten religiösen Gemeinschaften und Kirchen der Christenheit. Eine der weltweit ersten kirchlichen Stätten ist das St. Katharinenkloster auf dem Sinai (oben). Der Codex Sinaiticus (oben rechts), ein griechisches Bibelmanuskript aus der Zeit um 350 n. Chr., enthält eines der frühesten vollständigen Neuen Testamente.

NIEMAND WEISS, wie viele antike Texte im Verlauf der Jahrhunderte verloren gingen oder vernichtet wurden. Der Codex Syriacus hatte ein anderes Schicksal. Der Text dieses Buches aus dem 5. Jahrhundert mit den Evangelien aus Pergament (unten rechts) wurde im 8. Jahrhundert abgeschabt, und die Seiten wurden mit einem religiösen Text überschrieben.





*ALS RODOLPHE KASSER, der Schweizer Experte für koptische Texte, das Judasevangelium erstmals erblickte, stellte er fest, er hätte noch nie einen Text in einem so schlechten Zustand gesehen:
„Das Manuskript war so brüchig, dass es bei der kleinsten Berührung zerfiel.“*



DIE KONSERVATORIN FLORENCE DARBRE rekonstruiert eine Seite des Kodex, Tim Jull von der University of Arizona schaut gebannt zu. Jull ist der Wissenschaftler, der die C-14-Datierung des Manuskripts vornahm. Unten, von links nach rechts: Frieda Tschacos Nussberger, Rodolphe Kasser, Florence Darbre und Gregor Wurst.







*VORIGE SEITE: HOCH OBEN AUF DEM SINAI beten Pilger
an der Stätte, wo, der Bibel zufolge, Gott zu Moses sprach.*

*Die orthodoxe, „rechtgläubige“ Form des Christentums,
nicht die gnostische, erreichte schließlich alle Welt.*

*Das Judasevangelium mit seiner anderen Bewertung
des Verräters Judas und seiner tiefgreifend abweichenden Ansicht
über die Erlösung verschwand aus dem Blick.*

*DIE HÄNGENDE KIRCHE IN ALT-KAIRO ist eine frühe
koptische Kirche, die über dem größten römischen Kastell in Ägypten
errichtet wurde (oben), neben ihr sieht man, im Bild oben links,
das Koptische Museum, in dem das Judasevangelium endgültig
untergebracht werden soll.*

and Manuscript Library sind entweder bei Kraus gekauft oder von ihm gestiftet worden, darunter eine Reihe von Texten, die im Frühjahr 1964 gekauft oder gestiftet wurden, und wenigstens noch ein weiterer Text, der im Dezember 1966 der Sammlung zuzuging.

Kraus und Hanna verhandelten vornehmlich mit Hilfe der Dienste von Vater Gabriel, der fließend Englisch sprach. Das erste Treffen fand in Kraus' Geschäftsräumen in Manhattan statt. Kraus, dessen große Laufbahn sich ihrem Ende zuneigte, war zu jener Zeit schon an den Rollstuhl gefesselt. Zu einem Zeitpunkt in dem Gespräch öffnete Kraus, so erinnert sich Hanna, einen Safe in seinem Büro, und Hanna erblickte darin Hunderttausende von Dollars in verschiedenen Währungen.

Im Gegensatz dazu kann sich Kraus' Tochter, die gewöhnlich hinten im Laden arbeitete, nicht daran erinnern, den Mann gesehen zu haben oder gar bei dem Treffen anwesend gewesen zu sein. Auch fand sie keine Aufzeichnungen, dass je ein solches Treffen stattgefunden hätte. Kraus ist inzwischen verstorben, wahrscheinlich hat er keinem einzigen Familienmitglied im Detail die Geschichte seiner Begegnung mit Hanna und dem koptischen Priester erzählt.



Hanna und Vater Gabriel kamen mit einer Gruppe koptischer Männer, sodass sie wie eine koptische Mafia wirkten. Nach Hannas Ansicht hatte Vater Gabriel die anderen mitgebracht, um die Sicherheit der koptischen Schätze zu gewährleisten. Dieser Auftritt war ein entscheidender Fehler. Obwohl die anderen draußen blieben, fürchtete Kraus, dass diese Leibwächter bewaffnet wären. Hanna war natürlich daran gewöhnt, in Kairo eine Pistole bei sich zu haben, die er normalerweise in seinem

ausgebeulten Anzug verbar, aber Kraus war empört über die Anwesenheit dieser, wie er glaubte, bewaffneten Schläger. Unter derartigen Bedingungen wollte er keine Geschäfte machen.

„Das reichte aus, um meinem Vater den Ankauf zu verleiden“, vermutet Maryann. „Mit so etwas wollte er nichts zu tun haben.“

Der Priester sagte etwas zu Kraus auf Englisch und Kraus antwortete, ebenfalls auf Englisch. Hannas sehr begrenzte Sprachkenntnisse reichten nicht aus, um zu verstehen, was gesagt worden war. Was es auch war, die Verhandlungen waren beendet, noch bevor sie begonnen hatten. Vater Gabriel versuchte Hanna zu versichern, dass die Verhandlungen weitergehen würden, aber Hanna war äußerst aufgebracht über das abgebrochene Treffen. Später beschuldigte er den Priester, das Geschäft verdorben zu haben.

Ein zweites Treffen fand am 27. März 1984 um neun Uhr morgens statt. Schauplatz war dieses Mal der fünfte Stock in der Hamilton Hall auf dem Campus der Columbia University, genauer, das Büro des angesehenen Altertumswissenschaftlers Roger Bagnall. Die Firma Kraus erwog immer noch den Ankauf, Bagnall sollte als Berater genauer bestimmen, was die koptischen Manuskripte enthalten mochten und welche Bedeutung sie hatten. Maryanns Ehemann Roland Folter nahm an dem Treffen teil, und er war es, der auf einer genauen Untersuchung des Inhalts der neuen koptischen Dokumente bestand. „Gegenüber Kraus war behauptet worden, es handele sich um koptische Manuskripte aus dem 1. Jahrhundert“, erinnert sich Bagnall, „doch das war offenkundig Quatsch, weil es zu jener Zeit Koptisch als Schriftsprache noch gar nicht gab.“

Das strenge, neue ägyptische Antiquitätengesetz war gerade in Kraft getreten, doch, erinnert sich Bagnall, „glaube ich nicht, dass irgendjemand im Manuskripthandel zu jenem Zeitpunkt diese Sache ernst nahm“.

Nach Bagnalls Aufzeichnungen waren die Hauptbeteiligten

bei diesem Treffen Folter für die Firma Kraus, ein koptischer Priester, dessen Namen er als Vater Gabriel Abd el-Sayed notierte, und er selbst. Den Priester begleiteten zwei Männer, die Bagnall nicht förmlich vorgestellt wurden. Bagnall hielt sie für Leibwächter, doch tatsächlich waren sie die Besitzer der fraglichen Ware, nämlich Hanna und sein ägyptischer Partner. Während des gesamten Treffens sprachen sie kein Wort. „Sie waren das stumme Gefolge des Priesters“, war Bagnalls Eindruck. „Ich fühlte mich nicht eingeschüchtert, es wurden weder Waffen gezeigt noch wurde von Waffen gesprochen. Sie hatten sicher keine Kenntnis von dem, was sie besaßen; ganz im Gegenteil. Ich fand die ganze Gruppe ziemlich schäbig und war froh, persönlich keine Geschäfte mit ihnen machen zu müssen!“ Bagnall erinnert sich, dass es ihm zweifelhaft erschien, ob der Priester ein echter Priester war – doch das war er.

Die Männer setzten sich um einen Tisch in der Mitte des geräumigen Büros in der Columbia University. Die Firma Kraus, auch Hans Kraus selbst, hatte die Manuskripte bereits gesehen, wollte aber eine Bestätigung ihrer Echtheit und einige Hinweise darauf, was sie enthalten mochten. Die Klärung dieser Fragen würde entscheidend sein für die Bestimmung ihres potenziellen Werts und darüber, ob ein Ankauf sich lohnte. Bagnall war von der Firma Kraus schon früher konsultiert worden und kannte Folter.

Obwohl von dem fadenscheinigen Bild der koptischen Besucher verblüfft, war Bagnall von den Texten sehr beeindruckt, die er nur eine kurze Zeit prüfen konnte. „Meine unmittelbare Reaktion war: Mein Gott, das ist Zeug wie aus Nag Hammadi. Ich hatte genug gesehen, um zu wissen, womit sie vergleichbar waren. Ich hatte zu jener Zeit mit Papyri des 4. Jahrhunderts zu tun.“

Das Treffen dauerte ungefähr eine Stunde. In jener kurzen Zeit gelang es Bagnall, drei der Manuskripte zu identifizieren. „Ich glaube, ich kann unter Eid beschwören, drei der Kodizes gesehen

zu haben“, erklärte er später. Er war der Meinung, er hätte nur drei Manuskripte in dem Bündel gesehen, fügt aber hinzu: „Ich halte es für reichlich unwahrscheinlich, dass sie nur drei mitgebracht hatten, wenn sie tatsächlich vier verscheuern wollten.“

Der geforderte Preis für die Manuskripte lag an jenem Punkt bei einer Million US-Dollar. Der Firma Kraus gefiel dieser Preis nicht, der 1984 noch eine beträchtliche Summe für Papyrustexte war, vor allem fürchtete sie die Restaurierungskosten, die im Verlauf der Arbeit in die Höhe zu schnellen pflegten. Nachdem es offensichtlich ein paar interne Diskussionen darüber gab, lehnte die Firma Kraus den Ankauf ab. Bagnall erinnert sich: „Kraus hatte das Preisetikett abgeschreckt.“



Das Scheitern der Verhandlungen mit Kraus war ein schwerer Rückschlag für Hanna. An wen er sich auch wandte, niemand wollte den Wert seiner antiken Papyri erkennen. Da er selbst aber keine genaue Vorstellung vom Inhalt der Manuskripte hatte, war seine eigene Haltung im Wesentlichen ein Bluff. Ein Altertumsfachmann wie Bagnall würde nicht nur den potenziellen Wert der Manuskripte für die Wissenschaft sofort erkennen, sondern auch durchschauen, dass der Verkäufer, der sie anbot, davon keine Ahnung hatte. Hanna bewegte sich beim Versuch, seine Waren in der anspruchsvollen Arena der westlichen Universitätswelt zu verkaufen, auf völlig unbekanntem Gelände.

Aus Sicherheitsgründen lagerte Hanna die Dokumente wiederum in einem Bankschließfach. Er entschloss sich für eine Bank nicht im Gebiet von Jersey City, sondern auf der abgelegenen Seite von New York City in Hicksville auf Long Island, wo Vater Gabriel einen Angestellten kannte. Hicksville, wo

keine Kopten leben, ist eine relativ wohlhabende Gemeinde gleich neben dem Long Island Expressway.

In Begleitung seines Kollegen eröffnete Hanna ein Konto bei der in einem Einkaufszentrum gelegenen örtlichen Zweigstelle der Citibank. Die Manuskripte wanderten laut Bankaufzeichnungen in ein Schließfach mit der Nummer 395, das am 23. Mai 1984 gemietet wurde, vier Tage vor dem Treffen an der Columbia. Als Adresse gab Hanna den Sitz der koptisch-orthodoxen Markuskirche an: 437 West Side Avenue, Jersey City. Hanna und sein ägyptischer Freund gingen persönlich mit dem Schlüssel in den Tresorraum, und bald darauf sollten sie mit ihm nach Ägypten in ihre Heimatstadt Kairo zurückkehren.

Ein Schatz, der spannende neue Einblicke in die Geschichte des frühen Christentums bringen sollte – darunter eine völlig neue Bewertung des Apostels, der in der Geschichte als der Verräter des Herrn verketzert wurde –, lagerte nun in einem obskuren Tresorraum einer Bank im vorstädtischen Long Island.



Im Nachhinein mutet es unvorstellbar an, dass ein solch wertvoller Beitrag zur geschichtlichen Erkenntnis einfach weggeschlossen und praktisch vergessen werden konnte und es ist geradezu grotesk, dass das mitten auf Long Island geschah. Doch für seinen Eigentümer war der Kodex ein wertvoller Besitz nicht wegen seines Inhalts, sondern hauptsächlich wegen des Preises, den er einbringen konnte. Für diesen Text hatte er gekämpft, gelitten und gebetet. Er hatte alles darangesetzt, ihn zurückzubekommen, sogar um den Preis, auf eine wertvolle goldene Halskette und eine Isisstatuette verzichten zu müssen, die für eines der schönsten Stücke gehalten wurde, die je aus Ägypten kamen. Dass er nicht genau wusste, was die Texte bedeuteten,

war dagegen zu vernachlässigen – trug allerdings zu den Problemen bei, die ihm von Kontinent zu Kontinent folgten. Sein Preis war schon von vielleicht ursprünglich 10 Millionen Dollar über 3 Millionen auf eine Million US-Dollar herabgesetzt worden, und immer noch wollte sich das Ding nicht verkaufen lassen. Vielleicht war es dazu verflucht, nie einen Käufer zu finden.

Hanna war ein religiöser Mensch, der glaubte daran, dass Gott für ihn sorgte. Der Kodex würde eine Heimat finden, wie Gott und das Schicksal es vorgesehen hätten. *Inshallah*, sagen die Ägypter – alles geschieht, wie Gott es will.

Wieder daheim in Kairo, suchte Hanna weitere Wahrsager auf. Obgleich die kostbaren Papyrusmanuskripte nicht verkauft worden waren, klang die Information, die ihm sein bevorzugter Prophet gab, plötzlich sehr optimistisch. Nach diesem einen Wahrsager hellte sich der Himmel auf, es sollten warme, goldene Sonnenstrahlen in Hannas Leben dringen. Er werde heiraten und eine Familie haben. Er brauche nicht länger traurig zu sein. Er werde nicht nur eine Familie bekommen, erfuhr er, sondern seine Frau würde ihm außerdem noch helfen, seine Interessen wahrzunehmen.

Hanna, schon über fünfzig Jahre alt, war dabei, einen neuen Anfang zu machen. Bald würde er bei einer koptisch-orthodoxen Hochzeit eine fromme Koptin, Viola, zur Frau nehmen. Auf die Hochzeit folgte dann kurz hintereinander die Geburt seiner Tochter Maria und dann seines Sohnes Michael.

Hannas persönliches Leben erlebte einen Aufschwung. Die unschätzbaren Papyrusmanuskripte hingegen blieben in der Unterwelt. Sechzehn lange Jahre lang sollten sie im Innern eines Metallbehälters, der nicht dafür vorgesehen war, solche Schätze zu bergen, dem Verfall preisgegeben sein.

Faser um Faser zerfiel das Judasevangelium zu Staub.



KAPITEL NEUN

WISSENSCHAFTLER AUF DER JAGD

Wenn man uns nicht beigebracht hätte, wie die Geschichte der Passion zu deuten sei, hätten wir allein aus ihren Handlungen ableiten können, ob der eifersüchtige Judas oder der feige Petrus Christus liebte?

GRAHAM GREENE, DAS ENDE EINER AFFÄRE

Die kurze Besichtigung, die in Genf im Mai 1983 stattgefunden hatte, war zwar scheinbar von dem Team der University of Michigan vergessen worden, aber die koptologischen Experten, die daran beteiligt waren, traten in Aktion. Nach der Lektüre der Berichte über das Genfer Treffen entwickelte der Experte des Nag-Hammadi-Projekts, den Ludwig Koenen bei der Zusammenstellung seines Teams für die Reise in die Schweiz kontaktiert hatte, ein lebhaftes Interesse für den Ankauf des Papyruskodex. Er war kein Händler. Er war ein kalifornischer Professor. Jim Robinson hatte die Berichte seines jungen Kollegen Stephen Emmel mit großem Interesse gelesen. Er wollte die Manuskripte für die Wissenschaft erwerben. Mit ihnen würde er sein Lebenswerk an gnostischen Evangelien weiter ausbauen können.

Die kleine Stadt Claremont in Kalifornien ist der Sitz der Claremont Colleges, einer Gruppe prominenter privater Oberschulen, die über das ganze Gebiet verteilt sind: Pomona,

Scripps, Harvey Mudd, Keck, Claremont McKenna und Pitzer. Die Gebäude der Claremont Graduate University, einer der besten Bildungseinrichtungen in einem Staat, der für die Qualität seiner Hochschulausbildung bekannt ist, befinden sich in Claremont selbst. Hoch über der Stadt thront der San Antonio Peak, früher Mount Baldy, der zu den im Winter oft schneebedeckten San Gabriel Mountains gehört. Mit großen Rasenflächen und den typischen niedrigen kalifornischen Gebäuden besitzt Claremont eines der schönsten Collegegelände im Westen der USA.

Claremont besitzt auch eines der besseren Programme zum Studium der Religionswissenschaft in den USA. Das Kursangebot ist umfangreich, reicht von Bibelhebräisch bis zur Geschichte des Christentums. Starprofessor der religionswissenschaftlichen Fakultät von Claremont war viele Jahre Jim Robinson, der Experte für das frühe Christentum, heute Arthur J. Letts, Professor Emeritus für Religionswissenschaft. Robinson ist einer der führenden Experten weltweit für neutestamentliche Studien und war, neben seinen Verpflichtungen im Zusammenhang mit den Nag-Hammadi-Kodizes, Gründer und Direktor des Instituts für Altertumswissenschaften und Christentum in Claremont.

Professor Robinson schloss die Erstpublikation der Nag-Hammadi-Bibliothek 1984 ab. Höhepunkt und Schluss war der Einleitungsband mit seinem detaillierten – allerdings umstrittenen – Bericht über die Umstände, unter denen die Dokumente gefunden worden waren. Robinson war nun versessen darauf, die neuen koptischen Kodizes zu erhalten, die Emmel in Genf besichtigt hatte. Obwohl er selbst nicht in Genf gewesen war, begriff er aus Emmels ausführlichem Bericht, dass jene Texte großen Wert für die historische und theologische Forschung haben würden, und er glaubte (irrtümlich), jenes Besichtigungstreffen sei nicht nur das erste, sondern auch das

einziges Mal gewesen, dass Menschen aus dem Westen die wertvollen Manuskripte zu Gesicht bekommen hätten. Von seinem Standpunkt aus ist es nur zu verständlich, dass er sie besitzen wollte.

Das hatte auch mit seiner Führungsrolle bei der Zusammenstellung und Edition der Nag-Hammadi-Texte zu tun, ein Feld, das er als der allgemein anerkannte „Herr und Meister“ der amerikanischen Wissenschaftler seines Fachs beackerte. Vornehmlich wegen dieser Rolle hatte Koenen ihn angesprochen, als das Genfer Treffen anstand. Koenen glaubte, dass Robinson bei seiner Reputation und seinem Expertenstatus nicht nur sein Wissen einbringen, sondern beim möglichen Ankauf der Papyri auch finanzielle Mittel locker machen könnte.

Robinsons Einstellung, ihm „gehöre“ das Forschungsgebiet, sollte später einige seiner Rivalen aufbringen, nicht zuletzt Rodolphe Kasser, der mit den Schultern zuckte und meinte: „Robinson glaubt, ihm gehöre alles. *Qu'est-ce qu'on peut faire?* Was soll man da machen?“

Diese Haltung fand auch ein Mann wie Roger Bagnall nicht besonders sympathisch. Bagnall war ein anerkannter Experte für ägyptische Papyri des 4. Jahrhunderts, dessen Buch *Egypt in Late Antiquity* als Klassiker auf dem Gebiet gilt. „Robinson entwickelte die Einstellung, ihm gehöre das Forschungsgebiet um Nag Hammadi, und spielte sich in Bezug auf ägyptische Handschriftenfunde des 4. Jahrhunderts als Eigentümer auf“, kommentiert Bagnall. Robinson wusste natürlich nicht, dass der Professor der Columbia University den Kodex seinerseits schon im Mai 1984 untersucht hatte und also von seiner Existenz wusste.

Robinson selbst konnte sich über den Inhalt der neuen Papyrusmanuskripte nicht absolut sicher sein. Da zwei Teile des gnostischen Kodex jedoch die erste Jakobusapokalypse und den Brief des Petrus an Philippus enthielten, zwei Texte, die

Duplikate oder Zweitfassungen von Material waren, das er bereits aus Nag Hammadi kannte, so vermutete er, dass der dritte, noch unidentifizierte Teil, jener mit dem Namen Judas“, Material sei, das eng mit den Texten von Nag Hammadi in Zusammenhang stände.

Robinson machte sich eifrig auf die Suche nach dem Kodex. Diese koptischen Materialien waren aus dem Nichts erschienen – und dann wieder spurlos in die Schweizer Nacht entschwinden. Sie mussten irgendwo wieder auftauchen; Robinson wollte sie aufspüren und sich verschaffen, bevor das irgendein anderer tat.

Er beschloss, kontrolliert Nachrichten über die neue Entdeckung in der Welt der Koptologie zu streuen, um zu schauen, ob sich irgendwelche Anhaltspunkte über den Aufenthaltsort des Kodex ergeben würden. Er schrieb später: „Zum ersten Mal erwähnte ich die Entdeckung 1984, im Rahmen einer (aus Sicht der Verkäufer) obskuren Publikation. Und ich erwähnte sie undeutlich, da Vorsicht geboten war, wollte ich einen späteren Ankauf realisieren.“ Robinson gab Hans-Gebhard Bethge eine Information, der an der Humboldt-Universität Berlin eine Dissertation über den Brief des Petrus an Philippus verfasste. Bethge erwähnt in seiner Dissertation, dass die „Parallelversion“ des Briefs der Forschung bislang noch nicht zur Verfügung stände. Auch auf dem dritten internationalen Kongress für koptische Studien, der im August 1984 in Warschau stattfand, sprach Robinson von der Existenz des neuen Kodex. Diese subtilen Hinweise erbrachten jedoch keinerlei Reaktionen, der Aufenthaltsort der Manuskripte blieb Robinson auf Jahre hinaus unbekannt.

Und er blieb auch im Ungewissen über ihren genauen Inhalt. Alles, was Robinson wusste, stützte sich auf Emmels Bericht und die „fast vollständig unleserlichen Fotografien“, die er im Vorfeld der Genfer Besichtigung 1983 von Koenen erhal-

ten hatte. Einige Jahre später schrieb Robinsons Mitarbeiter Marvin Meyer, ein Koptologe, der bei Robinson in Claremont seine Dissertation vorlegte und später ein guter Freund und Mitarbeiter bei verschiedenen Projekten wurde, in der Einführung zu dem „Brief des Petrus an Philippus“ in dem entsprechenden Band der *Nag Hammadi Library in English*: „Nach Mitteilung von James M. Robinson und Stephen Emmel befindet sich ein weiterer koptischer Text des Briefs des Petrus an Philippus in einem Papyruskodex, der zur gegenwärtigen Zeit weder publiziert noch der Forschung zugänglich ist“.

Die Spuren der Manuskripte blieben im Dunklen. Robinson behauptete, „der volle Name [des Eigentümers des Kodex] ist mir nie mitgeteilt worden, ohne Zweifel damit dieser keinen Ärger mit den ägyptischen Behörden bekäme“. Doch konnte man sich diese Information leicht von Professor Koenen von der University of Michigan verschaffen, denn dieser war es, mit dem Hanna Asabil, über Perdios, wegen der Manuskripte den ersten Kontakt aufgenommen hatte. Koenen hatte in seinen frühen Jahren in Kairo ständig Kontakt zu Hanna gehabt, doch offensichtlich gab er Robinson keine spezifischen Informationen über ihn, und Robinson fragte auch nicht nach. Hanna war in Kairo ein angesehener Händler, anders als Robinsons Aussage vermuten lässt.



Mehrere Jahre lang gab es keine Fortschritte beim Aufspüren des Kodex – das Buch ruhte still, aber nicht sicher, in besagtem New Yorker Bankschließfach. Dann erfuhr Robinson von Yannis Perdios' Verbindung zu den Manuskripten. Sein Name war in Emmels Bericht nicht erwähnt worden, fand sich aber in einer Zusammenfassung, die Koenen über das Treffen im Mai

1983 gemacht hatte, und Emmel hatte für seine Reise nach Genf zum SMU seinen Sponsoren den Namen genannt. 1990 gelang es Robinson schließlich, Perdios in Athen aufzuspüren, und ein Treffen wurde vereinbart.

Perdios, der in dem schicken Athener Viertel Paleo Psychiko lebt, besitzt dort ein großes Haus mit einem blühenden Vorgarten. Das Haus ist voller Artefakte aus seiner Privatsammlung, Zeugnisse der Zeit, als Griechenland unter der Herrschaft des Osmanischen Reiches stand. Der elegante griechische Sammler empfing Robinson, weil er ebenfalls hoffte, ein Verkauf des mysteriösen Kodex könnte in die Wege geleitet werden. Perdios traf jedoch Vorkehrungen, seine Anonymität zu wahren. Es wurde vereinbart, dass sein Name bei irgendwelchen folgenden Korrespondenzen oder Publikationen nicht genannt werden sollte.

Robinson konnte wahrnehmen, dass Perdios eine elegante Wohnung besaß und gastfreundlich war. Bei dem Gespräch der beiden Männer zeichneten sich die Umriss eines möglichen Geschäftsabschlusses ab.

Unterdessen hatte Robinson einen möglichen Sponsor besorgt, Martin Schøyen. Der Norweger Schøyen ist ein hoch gebildeter Mann, der als äußerst reich und zugleich als hartnäckig gilt. Er besitzt die womöglich größte Sammlung von Manuskripten, die im 20. Jahrhundert aufgebaut worden ist. Zu seinen 13 500 Stücken aus über fünftausend Jahren gehören Fragmente der Qumran-Rollen ebenso wie berühmte buddhistische Manuskripte. Mit der Errichtung eines Museums für antike Artefakte in Norwegen, das ein Zentrum der Erforschung des Altertums für Skandinavien und ganz Europa werden sollte, wollte er sich einen Lebenstraum erfüllen.

Schøyen erklärte sich bereit, einen Teil oder die gesamte Summe für den Ankauf des Kodex und der damit verbundenen anderen Manuskripte bereitzustellen, wenn der Preis sich in

einem vernünftigen Rahmen hielt. Robinson arrangierte ein Treffen mit Perdios und dem potenziellen norwegischen Sponsor. Als Perdios New York als Treffpunkt vorschlug, lud Robinson auch Stephen Emmel ein, von New Haven herunterzukommen, wo dieser noch an seiner Dissertation arbeitete.

Robinson erinnert sich, dass er Perdios gefragt habe, warum der Grieche New York vorschlug. Perdios erklärte, er wolle einen Bruder besuchen, der in New York lebte. „Ich glaube, der wirkliche Grund war, dass sich die Manuskripte dort befanden“, erklärt Robinson. „Er wusste ja, dass wir sie vor dem Ankauf sehen und bei erfolgreichem Abschluss würden mitnehmen wollen.“

Was Robinson nicht wusste, war, dass Perdios selbst zu jener Zeit kaum noch Verbindungen zu Hanna hatte. Perdios besaß keinen Schlüssel für das Bankschließfach in Hicksville; Schlüssel und die Zeichnungsberechtigung zur Öffnung der Kassette hatten nur Hanna und sein ägyptischer Partner. Außerdem standen Perdios und Hanna nicht mehr auf gutem Fuß. Perdios hatte erfahren, dass sich Hanna, ohne ihn einzubeziehen, an Hans P. Kraus in New York gewandt und versucht hatte, die Papyri zu verkaufen; er war wütend, dass er übergangen worden war. Doch Geschäft war Geschäft, und Perdios würde Hanna kontaktieren, um ihn mit den möglichen Käufern zusammenzubringen.

Robinson, der sich große Hoffnungen wegen des anstehenden Treffens machte, suchte nach zusätzlichen Geldgebern. Eine Möglichkeit lag in Kanada. Er stand in engem Kontakt zu dem Wissenschaftlerteam an der Laval University in Québec, das die französische Ausgabe der Nag-Hammadi-Kodizes besorgte. An der ausgezeichneten theologischen Fakultät dieser französischsprachigen Universität lehrten einige der Stars der modernen Koptologie und Theologie, darunter vor allem ein Gelehrter, der von Europäern und Amerikanern gleichermaßen

respektierte Wolf-Peter Funk, der aus der DDR geflohen war, um im Westen ein besseres Leben zu finden. Robinson glaubte, dass einer der Hauptsponsoren der kanadischen Universität, die Bombardier Foundation, beim Ankauf der Materialien würde helfen können. Die Familie Bombardier besaß eine Fabrik in Kanada, die mit dem Bau von Motorschlitten angefangen hatte und inzwischen nicht nur in Kanada, sondern weltweit Hochgeschwindigkeitszüge und Flugzeuge baute und verkaufte. Das Projekt erschien der kanadischen Stiftung jedoch als zu spekulativ, und die Hoffnung auf Unterstützung durch Bombardier wurde enttäuscht.

Weitere Enttäuschungen sollten folgen, als das Schicksal des Judasevangeliums in den Strudel sich überstürzender politischer Ereignisse geriet. „Schøyen erklärte sich bereit, an einem Treffen zu einem Zeitpunkt irgendwann im Januar 1991 teilzunehmen, der den Verkäufern genehm wäre“, berichtet Robinson. „Meine Pläne waren schon so weit gediehen, dass ich mich nach Hotelzimmern in New York erkundigte! Wir trafen also Ende 1990 letzte Vorbereitungen für das Treffen, als Präsident Bush ankündigte, im Januar würde die Bombardierung Bagdads beginnen.“

Tatsächlich hatte Präsident George H. W. Bush eine solche Ankündigung nicht ausgesprochen, sondern den irakischen Diktator Saddam Hussein über seine Operationspläne im Unklaren gelassen, aber die Gewitterwolken des kommenden Krieges zogen sich tatsächlich über dem Nahen Osten zusammen. Die US-amerikanischen Diplomaten arbeiteten mit Hochdruck daran, die internationale Koalition für den Ersten Irakkrieg zu schmieden. Alle Welt war besorgt, Pessimisten sahen einen gewaltigen Krieg aufziehen, der womöglich sogar zu einem Weltkrieg werden könnte.

Wie Robinson sich erinnert, gehörten auch Perdios und Hanna zu diesen Pessimisten. Er „wurde aus Athen unterrich-

tet, dass der Kopte nicht gewillt sei, seine Familie am Beginn des Dritten Weltkriegs zu verlassen, die Reise musste abgesagt werden". Hanna wollte sich zu diesem Zeitpunkt auf das Abenteuer einer Reise nicht einlassen. Er war kein weltläufiger Mensch, er fühlte sich auf heimischem ägyptischem Boden am wohlsten. Er sprach nur Arabisch und liebte es nicht, allein zu verreisen.

Während einer Reise nach Genf im Jahr 1992 versuchte Robinson, ein neues Treffen zu vereinbaren. „Mein griechischer Mittelsmann erklärte, er würde seinen koptischen Freund kontaktieren und von sich hören lassen, was er aber nicht tat.“



Robinson unternahm in den 1990er Jahren mehrfache Anstrengungen, die fruchtlose Suche wieder aufzunehmen. Sein Hauptkontaktmann zu dieser Zeit war Martin Schøyen. Der Norweger besuchte Ende März 1994 Claremont, im August waren Robinson und seine Frau Schøyens Gäste in Norwegen, wo Robinson Schøyens, nach seiner Aussage, „prachtvolle“ Manuskriptsammlung zu sehen bekam.

Die Besuche waren von wechselseitigem Nutzen. Schøyen kaufte später einige Fragmente der Qumran-Rollen, die in Claremont untergebracht waren, für eine Summe, die nach Robinsons Angaben 50000 US-Dollar betrug. „Es waren zehn Fragmente. Jedes enthielt einen Brief“, erzählt Robinson. „Jene Fragmente kosteten also 5000 Dollar pro Brief, pflegte ich meinen Studenten zu erzählen.“

Robinson fungierte dann als Schøyens persönlicher Kurier, um die Materialien sicher ohne Einmischung Außenstehender abzuliefern. Der angesehene kalifornische Professor trug die Fragmente in einem Beutel, den er sich um den Hals hängte,

sodass weder der US-amerikanische noch der norwegische Zoll etwas merkten, und brachte die Qumranrollen-Fragmente aus Claremont persönlich zu Schøyen.

Diese wagemutige Exportaktion war in der Welt des Antiquitätenhandels natürlich nichts Unerhörtes. Schøyen selbst wurde in zahlreichen neueren Zeitungsberichten über Sammleraktivitäten erwähnt. So berichtete die Londoner *Times* im April 2005, dass am University College in London ein Untersuchungsausschuss eingerichtet wurde, um den Export von 650 aramäischen Zauberschalen aus dem 5. Jahrhundert zu klären, die Schøyen 1996 der Universität leihweise überlassen hatte. Im selben Monat wurde von seiner großzügigen Rückgabe unschätzbare buddhistischer Artefakte berichtet, die er auf dem internationalen Markt gekauft hatte. Später stellte sich heraus, dass sie aus der Region Gilgit in Pakistan gestohlen worden waren.

Im Sommersemester 1997 lehrte Robinson an der Universität Bamberg. Hier in Europa nahm er wiederum mit Perdios Kontakt auf, um ein weiteres Treffen zwischen ihnen beiden, Schøyen und dem ägyptischen Eigentümer der Papyri, vorzuschlagen. Perdios fragte bei Hanna nach, und der Ägypter erklärte, er wäre bereit zu verkaufen. Perdios teilte dies Robinson mit.

Begeistert nannte Robinson mehrere mögliche Zeitpunkte für das Treffen: irgendwann zwischen dem 11. und 31. August, dem 8. und 19. September oder dem 3. und 24. Oktober, wenn die Zusammenkunft in den USA stattfinden sollte, oder zwischen dem 16. und 25. Mai oder dem 16. und 26. Juli, falls sie irgendwo in Europa anberaumt werden sollte. Doch der Kalifornier hatte Pech, ein Treffen wurde nie vereinbart.

Ohne Robinsons Wissen unterhielt Schøyen direkte Kontakte zu den Personen, die mit den Papyrusmanuskripten zu tun hatten. Als die Manuskripte einige Jahre später auf dem US-

amerikanischen Antiquitätenmarkt auftauchten, gelang es dem Norweger, einige Blätter aus dem biblischen Text zu erwerben, die gemeinsam mit dem koptischen Kodex angeboten wurden, und er publizierte sie kurz nach 2000 in seiner norwegischen Sammlung. Anders als Robinson – ein angesehener Wissenschaftler, aber kein Experte in der byzantinischen Welt des Antiquitätensammelns – war Schøyen ein Meister in diesem Fach.



Frieda Tchacos Nussberger und Jim Robinson hatten nie voneinander gehört. Robinson wusste nicht, dass es eine Schweizer Händlerin gab, die mit Perdios befreundet, mit Hanna bekannt und mit einer Reihe der bekanntesten Museen der Welt eng verbunden war. Bei vielen seiner amerikanischen Kollegen genoss Robinson wegen seiner organisatorischen Fähigkeiten und auch als Theologe hohes Ansehen, aber in der Welt des Handels mit antiker Kunst war er fremd.

So sehr er sich auch bemühte, das verschollene koptische Manuskript ausfindig zu machen, er kannte keine der Schlüsselfiguren des Handels. Auch fehlten Robinson grundlegende Kenntnisse der ägyptischen Gesellschaft und der ägyptischen Gesetze, und er sprach nur schlecht Arabisch, obwohl er nach der Entdeckung der Dokumente von Nag Hammadi beträchtliche Zeit in Ägypten zugebracht hatte.

All diese Eigenschaften, die ihm fehlten, besaß Frieda Nussberger. Sie war eine erfahrene Händlerin. Sie sprach fließend Arabisch. Sie kannte Ägypten genau – sie war dort geboren. Und sie hatte nie die Fotografien vergessen, die Perdios ihr gezeigt hatte, nachdem er die Manuskripte mit Hilfe von Nicolas Koutoulakis zurückerobert hatte. Bald würde sie neue Nachforschungen anstellen, und ihre Möglichkeiten, Informationen zu

sammeln, waren weit größer als die von Robinson. Sie kannte Hanna gut, und sie würde in ihren Versuchen nicht nachlassen, ihn aus seinem neu gefundenen Familienidyll zu locken.

Endlich sollte das Judasevangelium aus seinem Gefängnis auf Long Island erlöst werden. Doch das Pech, das seit seiner Entdeckung an ihm klebte, würde nicht wie durch ein Wunder aufhören. Noch stand ihm auf seiner entwürdigenden Reise die schlimmste Behandlung bevor.



KAPITEL ZEHN

JUDAS IN AMERIKA

*Ich hatte einen Auftrag. Judas wollte, dass ich etwas für ihn tat.
Wenn ich jetzt darüber nachdenke, war es mehr als ein Auftrag.
Judas hatte mich erwählt, ihn zu rehabilitieren.*

FRIEDA TCHACOS NUSSBERGER

Die Worte des Judas vermoderten, unbekannt und unentdeckt, in einem der hundert Schließfachboxen in einer unscheinbaren Citibank-Filiale in einem eingeschossigen Zweckbau, wie es sie zu Tausenden in US-amerikanischen Vorstadteinkaufszentren gibt. Autos flitzten auf dem nahe gelegenen Long Island Expressway vorbei. Das Papyrusmanuskript war hier so begraben wie in der ägyptischen Katakombe, in der es Jahrhunderte geschlummert hatte – mit einem entscheidenden Unterschied: Die Luft in der Wüste ist trocken. Die Feuchtigkeit auf Long Island kann, selbst in einem Gebäude mit Klimaanlage, brutal zuschlagen. Sechzehn Jahre lang war der Kodex, ohne dass ihn jemand berührt hätte, einem katastrophalen Zerfallsprozess ausgesetzt.

Zu seiner Retterin wurde Frieda Tchacos Nussberger.

Ihre erste Berührung mit dem Judasevangelium hatte sie nicht lange nachdem der Kodex 1980 in Kairo Hanna Asabil gestohlen worden war. Hanna kannte sie damals schon um die zwanzig Jahre, und er hatte seinem Jammer über den dreisten

Diebstahl ihr gegenüber Luft gemacht. Hanna hatte ihr eine brauchbare Beschreibung der gestohlenen Gegenstände gegeben, darunter auch von den Manuskripten, weil er hoffte, sie könnte bei der Wiederbeschaffung helfen. Frieda war eine mitfühlende ZuhörerIn. Sie kannte Nicolas Koutoulakis, und sie war mit dessen Tochter Daphne befreundet, die das Geschäft ihres Vaters nach dessen Tod übernehmen sollte. Aber unglücklicherweise hatte Frieda Hanna zu diesem Zeitpunkt nicht helfen können.

Nachdem die Verhandlungen zwischen Hanna und Koutoulakis 1982 in Genf zur Rückgabe der Papyri an Hanna geführt hatten, machte Yannis Perdios Frieda einen für sie unerwarteten Besuch in ihrer Zürcher Galerie. Frieda war mit Perdios gut bekannt, der, vertraute sie einem Freund an, in Paris in den 1960er Jahren mit einer guten Freundin von ihr ein Verhältnis gehabt hatte. Seine Wohnung in Zamalek war ein wichtiger Anlaufpunkt für Leute, die Kairo in den frühen 1970er Jahren besuchten. Perdios gab ihr einige große Farbfotos der Manuskripte, die nun wieder in Hannas Besitz waren, und fragte sie, ob sie bei der Suche nach einem Käufer behilflich sein könnte. Diese Fotos waren zwar nur von mittlerer Güte, sollten aber später einen Hinweis auf den Zustand liefern, in dem sich die Manuskripte zu Beginn der 1980er Jahre befanden. Es ist nicht genau bekannt, wo diese Fotos gemacht wurden oder wer der Fotograf war, doch ist es fast sicher, dass sie angefertigt wurden, als die Manuskripte noch in Ägypten waren.

Den Schwerpunkt von Friedas Geschäftstätigkeit bildeten Kunstobjekte, nicht Manuskripte. Sie besaß kein Spezialwissen über Papyri, sagte aber, sie wolle Perdios und Hanna den Gefallen tun und herumfragen. Sie nahm mit einem Bekannten Kontakt auf, Jiri Frel, dem Kurator für Altertümer am J. Paul Getty Museum in Kalifornien, der ihr riet, sich mit Roy Kotsansky in Verbindung zu setzen, einem jungen Gräzisten, der

gerade seine Doktorarbeit an der University of Chicago Divinity School vorbereitete.

Sie sandte die Fotos an Koutansky in der Hoffnung, er würde bestimmen können, worum es sich bei den Manuskripten handelte. Kotansky war in der Lage, eine allgemeine Beschreibung der beiden griechischen Dokumente zu liefern, und machte vorläufige Transkriptionen aller Textabschnitte, die er auf den Fotos lesen konnte. Er war sicher, dass einige Passagen aus dem Buch Exodus stammten, und zwar in der Fassung der Septuaginta, der ältesten bekannten griechischen Übersetzung des Alten Testaments. Seine Schlussfolgerungen bezüglich des mathematischen Traktats waren jedoch vorsichtiger: „Der größere Kodex, der in einer späteren griechischen Schreibschrift geschrieben ist, scheint eine Reihe von Rezepten zu bieten, aber das ist einstweilen nur eine ungesicherte Vermutung.“

Kotansky schrieb, dass er gerne auch den Rest der Manuskripte untersuchen würde, bemerkte aber, dass „die Dokumente nicht gelesen werden können, solange sie nicht aufgerollt und kollationiert sind“. Das war natürlich anhand von bloßen Fotos unmöglich. Er konnte ebenfalls feststellen, dass der kleinere Kodex („in der Mitte zerrissen“, notierte er) „in koptischer (ägyptischer) Sprache geschrieben“ sei, „die ich nicht beherrsche“. Er erklärte, über den wissenschaftlichen Wert der merkwürdigen Sammlung könnte er nichts Genaues sagen.

Kotansky teilte Frieda schriftlich mit, er habe Frel die Fotos gesandt, „für den Fall, dass er daran interessiert ist“. Frel stammte aus der Tschechoslowakei und war 1968 nach dem Prager Frühling ins Ausland geflohen. Er war eine umstrittene Persönlichkeit und wurde später beschuldigt, ein zwar erfolgreicher, aber skrupelloser Ankäufer antiker Objekte zu sein. Mitte der 1980er Jahre musste Frel seinen Posten als Kurator am Getty Museum wegen Unregelmäßigkeiten bei der Schät-

zung von Stücken, die dem Museum als Spenden überlassen worden waren, räumen.

Leider war dies für 23 Jahre das letzte Mal, dass Frieda etwas von den Fotos sah, und fast ebenso lange sollte es dauern, bis sie wieder etwas mit dem Kodex zu tun bekam.

1999 erhielt Frieda einen seltsamen Telefonanruf. Der Anrufer, der griechisch mit einem stark ländlichen Akzent sprach, erklärte, er hätte Zugang zu einem antiken Manuskript und Fotos davon. Neugierig gemacht, forderte sie ihn auf, ihr die Fotos zu schicken. Sie erinnert sich: „Ich schickte die Fotos an Robert Babcock, einem mir bekannten Kurator an der Beinecke Library der Yale University. Er sah sie sich an und rief mich sofort zurück. Er erklärte, sie wären wichtig. Er sagte, sie müssten zu den koptischen Manuskripten gehören, die einige amerikanische Wissenschaftler vor zwanzig Jahren untersucht hätten.“

Eine genaue Untersuchung der Fotografien ergab einen sonderbaren und verwirrenden Hinweis. Die Manuskripte waren vor einem Hintergrund mit griechischen Zeitungen fotografiert. Auf einem der Zeitungsblätter war die Notiz für eine kommende Prüfung an der Universität von Athen zu lesen. Das Datum war der 21. Oktober 1982. Das war siebzehn Jahre her. Diese Seiten des Manuskripts waren also höchstwahrscheinlich im Herbst 1982 irgendwo in Griechenland gewesen und mit größter Sicherheit in dieser Zeit dort fotografiert worden.

Gute Händler verfügen über ein ausgezeichnetes Gedächtnis, und Frieda war da keine Ausnahme. Ihr fielen sofort Hannas Manuskripte ein, diejenigen, über die Perdios mit ihr im Jahr 1982 gesprochen hatte. Sie beschloss, die Sache mit dem Griechen weiterzuverfolgen. Ein Treffen wurde vereinbart, das an einem Ort in Europa stattfand.

Der Mittelsmann brachte einen Kollegen mit, dessen Name angeblich Lyosis war, ein Mann mit dunklem Teint. Man ver-

ständigte sich auf Griechisch. Frieda erinnert sich, dass sie die Männer, mit denen sie da verhandelte, nicht sympathisch fand und ihnen nicht traute. Die Griechen wollten 100000 US-Dollar für das kleine Manuskript. „Viel zu viel“, erklärte Frieda, „um es klarzustellen, so sehr interessiert bin ich nicht.“

Frieda meinte, der geforderte Preis sei unangemessen hoch für einige wenige Seiten eines antiken Textes von ungewissem Inhalt. Doch hatte sie den Eindruck, Bargeld könnte zu einem Geschäftsabschluss führen, und ließ die beiden wissen, dass sie Geld dabei hätte. Frieda konterte mit einem Angebot von 20000 US-Dollar, bar auf die Hand. „Ich wusste, wenn die Bargeld sahen, konnte das Geschäft zustande kommen.“

Die Männer schwankten, Frieda erhöhte ihr Angebot auf 25000 US-Dollar. „Mein letztes Wort“, erklärte sie.

Die Männer nahmen das Geld. Das Geschäft war abgeschlossen.

Frieda hatte Blätter erworben, die sich als fehlende Seiten aus den seit langem verlorenen Manuskripten von Jebel Qarara herausstellten. Sie packte die Blätter in einen Tresorraum, wo sie untersucht und konserviert werden konnten.

Mit den Instinkten der Händlerin brachte Frieda schnell die Geschichte ihrer neu erworbenen Papyri heraus. Die koptischen Manuskriptseiten konnten, schloss sie, nur aus zwei Quellen stammen, wenn auch weitere Mittelsmänner in der Verkaufskette vorhanden sein mochten: Die eine mögliche Quelle war Perdios, der immer noch Hanna repräsentierte, die zweite jene schwer fassbare Mia – alias Fifi oder Effie –, die immer noch im Besitz von Stücken aus dem Einbruch von vor zwanzig Jahren sein konnte.

Frieda verwarf die erste Möglichkeit sofort. „Perdios ist viel zu offen und ehrlich, um etwas von Hanna gestohlen zu haben“, schlussfolgerte sie. Also blieb Mia.

Über griechische Quellen, die sie nicht nennen wollte, er-

hielt Frieda Informationen, die darauf hindeuten, dass Lyosis Mias Geliebter war. Das war ein wichtiger Durchbruch, jedenfalls in Friedas Augen. Mia war jedoch bereits irgendwo im griechischen Hinterland verschwunden. Sie war nirgends zu finden.



Das Auftauchen der einzelnen Blätter gab Frieda den, wie sie es sagt, „Kick“ zu weiteren gründlichen Nachforschungen. Was war mit den eigentlichen Manuskripten Hannas geschehen? Im Rückblick auf den Gang der Ereignisse erinnert sie sich: „Jeder wusste von den Büchern. Es gab Kunden. Das Problem war die Summe, die Hanna forderte.“

Frieda erinnert sich an das, was dann geschah: „Sieben oder acht Monate später war die Jahrtausendwende, und wir waren in Ägypten, um dort das Ereignis zu feiern. Ich hatte den Einfall, Hanna einen Besuch zu machen. Es gelang mir, ihn zu finden, er lebte in einer neuen Wohnung in Heliopolis. Ich wusste, dass die Manuskripte Ägypten lange verlassen hatten. Ich fragte ihn, ob er die Manuskripte noch hätte oder ob sie schon verkauft wären.

Hanna lächelte verschmitzt. „Ich habe den Schlüssel zum Tresor“, sagte er, womit er den Tresorraum in New York meinte.

Frieda sagte ihm, 3 Millionen US-Dollar würde sie nicht zahlen.

„Für den Preis verfolge ich die Sache nicht weiter“, erklärte sie.

„Haben Sie einen Kunden für mich?“, fragte Hanna.

„Ich weiß nicht“, antwortete Frieda.

Sie ist der festen Überzeugung, Hannas Entschlossenheit bezüglich des Preises, den er unbedingt erzielen wollte, sei an

diesem Punkt eingebrochen. Er wurde langsam alt. Er hatte jetzt eine Familie. Er wollte die Last der unmöglichen Träume loswerden. Wie Hanna es sah, schwanden die Aussichten, seinen, wie er wusste, wertvollsten Besitz zu verkaufen, zusehends dahin. Jahr auf Jahr war ins Land gezogen, und es gab kein Resultat. Frieda erinnert sich: „Als ich ihn besuchte, war er ein gebrochener Mann.“

Frieda und Hanna kannten sich zu diesem Zeitpunkt seit dreißig Jahren. Sie konnten sich miteinander auf Arabisch unterhalten und verstanden sich gut genug, um ein Geschäft abzuschließen zu können. Schließlich machte Frieda ein Versuchsangebot. Wie hoch es genau war, will sie nicht sagen, aber dass es im Bereich der Hunderttausende, nicht Millionen Dollar lag, räumt sie ein.

Sie kamen zu der Übereinkunft, dass der Preis endgültig vereinbart werden sollte, sobald sich Frieda überzeugt hatte, dass das Manuskript tatsächlich existierte und es etwas darin zu lesen gab. Frieda war überzeugt, dass der Preis im Bereich des Vernünftigen lag.

Hanna war in den verflossenen sechzehn Jahren nicht in den USA gewesen, deswegen bestand der nächste Schritt darin, ihn davon zu überzeugen, dass er reisen müsste. Das erwies sich als eine schwierige Aufgabe. Hanna hasste das Fliegen. Er sprach kein Englisch, und er konnte es nicht ertragen, sein Heimatland Ägypten zu verlassen, wo er sich wohl fühlte. Trotz all des Geldes, das ihn am Ende der Reise erwartete, zögerte er sie hinaus.

Schließlich hatte Frieda eine Eingebung. Eines frühen Abends, an dem sie annehmen konnte, dass Hanna wahrscheinlich in einem nahe gelegenen Café *trik-trak* spielen würde, rief sie bei ihm in Kairo an. Sie hatte sich nicht geirrt. Er war nicht zu Hause, und seine Frau Viola nahm das Gespräch entgegen.

Frieda sprach mit ihr von Frau zu Frau. „Viola, Ihr Ehemann ist alt, und Sie sind jung und haben zwei Kinder. Glauben Sie mir, wenn Sie ihn jetzt nicht antreiben, dass er nach New York fährt, wird das von Jahr zu Jahr schwieriger werden. Einmal wird dann die Zeit kommen, wo er gar nicht mehr reisen kann. Ich werde in den ersten Apriltagen in New York sein. Sehen Sie zu, dass er es hinkriegt, dann zu kommen. Es ist die letzte Chance und es liegt in Ihrem Interesse, dass er fährt.“

Zwei Wochen vergingen. Als sie eines Abends in Zürich auf dem Weg von ihrer Galerie nach Hause war, klingelte ihr Handy.

„Ich bin fertig“, verkündete Hanna. „Ich habe mein Visum, kommen Sie und holen Sie mich in Kairo ab, damit wir zusammen nach New York fliegen können.“

Frieda freute sich, scheute aber den völlig unnötigen Flug nach Ägypten. „Geht nicht, Hanna. Ich kann nicht nach Kairo kommen, um Sie abzuholen. Nehmen Sie ein Flugzeug nach Zürich. Wir können dann von hier gemeinsam fliegen.“

„Ich kann nicht allein im Flugzeug fliegen“, murrte Hanna. „Ich spreche keine Fremdsprache, ich werde unterwegs verloren gehen.“

Frieda blieb fest, aber ohne sie wollte Hanna nicht fliegen. Anfang April 2000 sollte Frieda in New York sein, bei der Eröffnung der neuen Zypern-Abteilung des Metropolitan Museum of Art in Manhattan, die mit einer herausragenden Sonderausstellung zyprischer Altertümer eingeweiht wurde. Einen besseren Zeitpunkt, das Geschäft mit Hanna abzuschließen, gab es nicht, aber er war schwer zu überzeugen.

„Ich kann das nicht“, quengelte Hanna. „Können Sie nicht nach Kairo kommen und mich abholen?“, insistierte er.

Frieda setzte ihn unter Druck: „Sie haben 3 Millionen Dollar gefordert und können noch nicht einmal nach New York kommen? Ich helfe Ihnen nicht. Seien Sie doch kein Esel“, sagte sie – oder vielmehr etwas Entsprechendes auf Arabisch.

Hanna hatte immer noch Einwände, aber Frieda wurde es nun zu bunt und sie brüllte ihn an.

Beschämt willigte Hanna schließlich doch ein zu kommen. Er war jetzt bereit zu verkaufen.



Frieda bat ihre weit verzweigte Familie, ihr beim Organisieren des Treffens mit Hanna zu helfen. Als Erstes rief sie ihre Schwester Deda und deren Mann Alec an, die in Montreal lebten. Deda war früher eine kanadische Einwanderungs- und Zollbeamtin am Duval Airport der Stadt gewesen, Alec, ein Ingenieur, hatte das Büro von Olympic Airways in Montreal gegründet.

Hanna kannte das Ehepaar nicht, auch sie hatten ihn nie gesehen. Dennoch wurde vereinbart, dass sie Hanna bei seiner Ankunft in New York in Empfang nehmen sollten. Sie einigten sich auf die grüne ägyptische Flagge als Erkennungssignal. Hanna würde einen braunen Anzug tragen. So teuer dieser Anzug auch war, er war ausgeheult und passte ihm nicht, wie alle seine anderen Anzüge in Kairo.

Wie sich herausstellte, konnten Deda und Alec keine richtige ägyptische Flagge finden und banden deshalb einen grünen Schal an das Ende eines Besenstiels.

Als das Flugzeug der Egypt Air morgens am 3. April 2000 auf dem John F. Kennedy International Airport landete, waren Deda und Alec da, um den Ägypter in Empfang zu nehmen. Die Signale funktionierten, auch wenn sich die Besenstiel-Flagge als überflüssig herausstellte, denn Hanna erkannte Deda sofort: „Sie müssen Friedas Schwester sein.“

Frieda wartete nervös im Stanhope Hotel an der Fifth Avenue. Endlich kam der Anruf, dass Hanna eingetroffen war.

Das Ehepaar fuhr Hanna vom Flughafen zu einem Hotel in der Chambers Street in Downtown Manhattan. Nach einer kurzen Ruhepause kam der nächste Schritt: zur Bank zu fahren und den Kodex aus seinem Aufbewahrungsort zu holen. Während Frieda in New York blieb, machten die Übrigen einen Halt, um Sybil, die Tochter des Ehepaars, einzuladen, die verheiratet war und in Brooklyn lebte. Deda blieb zurück, während Alec und Sybil eine große Pappschachtel in das Auto mit Hanna stopften, in die das kostbare Manuskript hineingepackt werden sollte. Es gab noch ein Problem: Niemand außer Hanna war je in der Bank gewesen, und er hatte keine genaue Adresse. Er hatte jedoch die Schließfachquittung über die mehr als 16-jährige Wartezeit gerettet hatte. Obwohl auf ihr keine genaue Adresse stand, konnte Sybil mit Hilfe der Quittung und einigen Telefonanrufen die Adresse der Bank ausfindig machen.

Es war eine gut halbstündige Autofahrt über den Long Island Expressway von New York City nach Hicksville. „Wir wussten nicht, ob die Bank existierte, noch was in dem Schließfach sein würde“, erinnert sich Deda.

Das ganze Treffen kam Sybil sonderbar vor, sie erinnert sich: „Es war besonders komisch, dass Hanna eine Bank so weit draußen gewählt hatte. Ich weiß den Grund nicht genau, ich glaube, es hatte mit einem Verwandten oder Freund zu tun, der ihm früher geholfen hatte.“

Während Hanna nervös eine Zigarette nach der anderen rauchte, gingen Hanna und er hinein, um das Schließfach zu öffnen. Sybil wartete draußen auf dem Parkplatz der Vorstadt-mall. „Ich erinnere mich, dass es sehr lange dauerte“, erzählt sie. „Ich weiß nicht, ob die Bank seit seinem letzten Besuch umgezogen war. Ich glaube nicht, denn Hanna wirkte bei ihrem Anblick nicht überrascht. Ich glaube, sie hatten die Schlüssel der Schließfächer ausgetauscht.“

Das war in der Tat das Problem. Der Schlüssel, den Hanna vor sechzehn Jahren erhalten hatte, passte nicht mehr. Der Bankangestellte forderte die beiden auf, in einigen Tagen wiederzukommen, aber Hanna und Alec protestierten vehement. Sie wollten das Manuskript gleich mitnehmen. Alec erklärte, dass der Herr, der kein Englisch spräche, Tausende von Kilometern hierher gekommen sei, um sein Eigentum aus dem Safe zu nehmen. Nach einigen Diskussionen holte die Bank schließlich einen Schlosser. Deda erinnert sich, dass sie eine Summe von über 100 Dollar zahlten, um das Schließfach öffnen zu lassen.

Als das Fach schließlich offen war, wurde Hanna vor Schreck bleich. In der abgestandenen Luft roch es nach verrottetem Papyrus. Das Manuskript hatte in dem Banktresor schwer gelitten. So schlecht der Zustand des Manuskripts zuvor schon gewesen war, nun war er erbärmlich.

Alec packte die verrotteten Papyrusmanuskripte in die Pappschachteln, die er mitgebracht hatte. Deda erinnert sich, dass er ausrief: „Gut, dass ich daran gedacht habe. Gott sei Dank, dass wir die dabeihaben.“

Hanna sah traurig aus. Die drei konnten kaum miteinander sprechen, sie fuhren schweigend zurück.

Sobald sie in Sybils Haus zurück waren, legte sich Hanna erst mal hin. Der lange Flug aus Ägypten hatte ihn erschöpft.

Das Erste, woran sich Sybil bei Hanna erinnert, ist, wie viel er rauchte. Die Aschenbecher in ihrem Wohnzimmer und in dem Schlafzimmer, wo Hanna ruhte, quollen von Zigarettenschutt über. Überall roch es nach kaltem Zigarettenrauch. Sie erinnert sich auch, wie entmutigt sie durch das Abenteuer war: „Es machte mich traurig, den schrecklichen Zustand der Manuskripte zu sehen und gleichzeitig zu wissen, dass sie vor kurzer Zeit noch einigermaßen in Ordnung waren.“

Später riefen sie Frieda an, die erleichtert war, dass das Manuskript noch existierte, aber auch traurig wegen des schlechten Zustands.

Am nächsten Morgen kam Frieda, um Hanna zu treffen und den Kodex zu sehen. Die beiden unterzeichneten einen Kaufvertrag mit dem Datum des 4. April 2000. In dem Vertrag stand der Kaufpreis und die Zusicherung, dass Frieda das Geld innerhalb von Tagen auf das Konto Hanna Asabils bei der American Express Bank in Kairo überweisen würde. Seinerseits bestätigte Hanna, dass er die Papyrusmanuskripte durch Nicolas Koutoulakis in Genf wiedererworben hätte.

Hanna bat dann Frieda um etwas Bargeld, um, wie er sagte, etwas für seine beiden Kinder zu kaufen. Sie gab ihm ein paar hundert Dollar. Er reservierte den Rückflug nach Kairo noch für denselben Abend.

Bei seinem zweiten Amerikaaufenthalt hatte er nur einmal übernachtet. Er hatte zwar eine beträchtliche Geldsumme erhalten, aber doch weit weniger als den Preis, den er ursprünglich gefordert hatte.

Bald war Hanna wieder in Kairo, wo er sich zu Hause fühlte, und er ging mit seiner Frau Viola, wie stets, zur koptisch-orthodoxen Kirche in der Nachbarschaft, wo die Familie zu beten pflegte. Obwohl noch aufgewühlt von den Erlebnissen seiner kurzen Amerikareise, konnte er doch zufrieden sein. Hannas Träume von enormem Reichtum waren nicht wahr geworden, aber endlich hatte er das Ärger bringende Artefakt verkauft. Sein Wagnis war nicht völlig vergeblich gewesen. Endlich war er das Manuskript los.



Die Papyrusdokumente hatten sich in brüchige Schnitzel verwandelt, die leicht so wertlos werden konnten wie Staub auf dem Fensterbrett, wenn nicht schnell Anstrengungen unternommen werden würden, sie zu restaurieren. Während der Zeit, als Hanna ihn besaß, war der Papyrus dem Totalverlust nahe gekommen.

Von dem Augenblick an, als sie die Papyrustexte erblickte, fühlte Frieda, dass sie eine Aufgabe hätte. „Ich hatte die Möglichkeit, sie von Leuten wegzuholen, die nicht wussten, um was es sich handelte und wie damit umzugehen war. Ich wollte sie schützen und sie Menschen geben, die sie lesen und konservieren konnten. Ich wollte sie retten. Langsam bekam ich den Eindruck, dass mich etwas antrieb. Im Rückblick habe ich Fehler gemacht, aber ...“, sie holte tief Luft, „ich wurde von der Vorsehung geleitet“.

Sobald der antike Kodex in ihrem rechtmäßigen Besitz war, nahm sie ein Auto mit Fahrer und fuhr über den Merritt Parkway nach New Haven in Connecticut, dem Sitz der Yale University und der angesehenen Beinecke Rare Book and Manuscript Library. Die Beinecke Library beherbergt einige der ältesten und wichtigsten Dokumente der Welt, darunter auch eine beträchtliche Sammlung koptischer Papyri, von denen einige über Hans P. Kraus, den New Yorker Handschriftenhändler, erworben wurden.

In Yale traf Frieda mit Robert Babcock zusammen, einem der Chefkuratoren – auf dessen Empfehlung sie die Einzelblätter im letzten Jahr gekauft hatte –, und sie ließ die Dokumente bei ihm, wobei sie durchblicken ließ, für die Bibliothek bestände die Möglichkeit, diese zu einem, wie sie sagte, „sehr bescheidenen Preis“ zu kaufen.

„Ich war erleichtert, weil ich wusste, dass das die richtigen Leute waren, Menschen, die sich wirklich darum kümmern würden. Und dann fuhr ich weg und wartete gespannt auf die Nachricht, was in den Texten stand.“

Ein paar Tage später, Frieda war gerade dabei, die USA zu verlassen, um nach Hause in die Schweiz zu fliegen, erhielt sie einen Telefonanruf von Babcock: „Ich erinnere mich, dass ich gerade im Taxi auf dem Weg von New York zum Kennedy Airport war, als mein Handy klingelte. Professor Babcock war völlig aufgelöst, er stammelte: ‚Frieda, das ist fantastisch! Ganz fantastisch! Das sind sehr wichtige Dokumente.‘ Er war sehr aufgeregt. Er sagte: ‚Frieda, es ist fantastisch! Der Name Judas kommt darin vor. Judas steht am Ende des Kodex. Das ist ein großartiger Fund. Was Vergleichbares gibt es nicht!‘“

Babcock sagte ihr, er glaube, es handele sich um das Evangelium des Judas Iskarioth. „Ich wusste nicht, was das bedeutete, denn ich kannte mich mit Evangelien nicht aus“, gibt Frieda zu. „Aber seine aufgeregte Stimme sagte viel. Das war das Ende des Gesprächs und ich bin dann nach Zürich zurückgeflogen.“

Yale behielt den Kodex für einige wenige Monate, und der Kurator setzte sich redlich ein. Ein zweiter Professor aus Yale kam hinzu. Bentley Layton, ein Kollege Babcocks, ist ein Wissenschaftler des frühen Christentums, den viele für Amerikas führenden Koptologen halten. Layton, dessen Lebenslauf, wie der Rodolphe Kassers, eine Zeit als Präsident der International Association of Coptic Studies enthält, gelang die erste Identifizierung des hinteren Teils des Kodex, die seinem früheren Schüler Stephen Emmel in der Kürze der Zeit nicht hatte gelingen können.

Harry Attridge, seinerzeit Professor in Yale, der binnen zwei Jahren Dekan der Yale Divinity School werden sollte, untersuchte ebenfalls die Texte in der Beinecke Rare Book and Manuscript Library. Bei seiner Besichtigung schlossen sich Babcock und Layton an. Er war begeistert, die Texte zu sehen, die, wie er vermutete, die Gleichen waren, deren Ankauf er siebzehn Jahre früher als Professor an der Southern Methodist University hatte fördern wollen.

Es gab nun allerdings Herkunftsfragen, die die Beteiligten diskutierten. Im Hinblick auf Fragen der Provenienz gehört Yale zu den vorsichtigsten und zögerlichsten amerikanischen Institutionen. Man weicht aus, um nur ja jeden Anschein von Unredlichkeit zu vermeiden, bis hin zur Brückierung potenzieller Stifter.

Die Beinecke Library besaß die wertvollen Papyrusmanuskripte vom April bis zum August 2000, machte aber immer noch kein Kaufangebot. Babcock wollte den Kodex kaufen, aber die Anwälte und die Verwaltungsleitung der Universität stellten Fragen nach seiner Geschichte und den Eigentumsverhältnissen. Am Ende befand die Verwaltung von Yale dass die Universität aufgrund möglicher rechtlicher Probleme an einem Ankauf nicht interessiert sei.

Einer der Experten, der in dieser Zeit Yale besuchte und die Gelegenheit hatte, die Manuskripte zu sehen, war der Altertumswissenschaftler Roger Bagnall von der Columbia University. Er sagte: „So wie ich es sah, hat nur das Fehlen eines klaren Eigentumsnachweises Yale vom Ankauf abgehalten.“

Frieda erhielt am 21. August 2000 einen schriftlichen Bericht von einem Professor aus Yale. Das Dokument quoll über vor unterdrückter Begeisterung. Es erklärte, die Identifizierung der Teile des außerordentlichen und einzigartigen gnostischen Kodex sei endlich gelungen. Über die beiden ersten Teile, die Erste Apokalypse des Jakobus und den Brief des Petrus an Philippus, bemerkte der Bericht: „Die Kodizes von Nag Hammadi sind lückenhaft, und der vorliegende Kodex schließt einige dieser Lücken ... (so ist einiges von dem vorliegenden Text also einmalig.) ... Die ersten beiden wurden in Nag-Hammadi-Kodizes (V beziehungsweise VIII) erstmals entdeckt und publiziert, und die Handschriften aus Nag Hammadi waren in beiden Fällen die bislang einzigen Textzeugen.“

Danach geht der Bericht auf das lange verlorene Judasevan-

gelium ein. Dieser Text, heißt es, „ist der modernen Welt vollständig unbekannt. Der Abschnitt, der gelesen werden konnte (die Schlusspassage des Textes), legt die Schlussfolgerung nahe, dass der gesamte Text ein Dialog zwischen Jesus und Judas Iskarioth ist, der mit dem Verrat des Judas endet.“

Die zusammenfassende Stellungnahme des Berichts war eindeutig: „Dies ist unzweifelhaft ... wichtig ... , vergleichbar an Wichtigkeit den Büchern aus Nag Hammadi.“ Jedoch wurde eine generelle Mahnung in Bezug auf den Zustand des Papyrusmanuskripts ausgesprochen: „Der Papyrus ist generell in brüchigem Zustand und bedarf dringend der Konservierung.“ Das unterstrich, was Stephen Emmel schon vor siebzehn Jahren geschrieben hatte – nur war die Situation inzwischen weit düsterer geworden.

Trotz der unbezweifelten Bedeutung des Kodex entschied sich Yale, nicht in einen der großartigsten Manuskriptfunde unserer Zeit zu investieren. Der Kodex blieb im Besitz von Frieda Nussberger. Ihr fehlte eine beträchtliche Summe, wahrscheinlich Hunderttausende von Dollars, sie meinte, die finanzielle Belastung wäre für sie zu groß. Sie musste das Dokument an jemanden verkaufen, der die Mittel hatte, die sehr teure Restaurierung zu bezahlen.

Sie sollte tatsächlich einen Käufer finden, aber die Odyssee des fluchbeladenen Manuskripts würde wieder eine falsche Wendung nehmen. Die Lage würde für den einzigartigen Papyrustext noch schlimmer werden, ehe sie sich bessern sollte. Die hässliche Unterwelt des Antiquitätenmarkts trat wieder einmal an die Oberfläche.



KAPITEL ELF

DER VOLLSTRECKER AUS GALLIEN

Jesus sprach zu Judas: „Trenne dich von ihnen, und ich werde dir die Geheimnisse des Königreiches sagen.

Es ist möglich, dass du dorthin gelangst, aber du wirst viel seufzen.“

DAS EVANGELIUM DES JUDAS

Der Vollstrecker kam aus dem Osten, um christlicher Bischof in der Stadt Lugdunum zu werden, der „Leuchtenden“, benannt nach einem keltischen Sonnengott. An den Ufern zweier großer Flüsse gelegen, der Rhône und der Saône, bildete die Stadt das römische Zugangstor nach Gallien. Heute ist die Region eines der bedeutendsten Weinbaugebiete der Welt, Burgund. Sie ist Teil der Schnellstraße des Handels und der Kommunikation, so wie sie in lange vergangenen Zeiten eine Einfallsstraße für Eroberungen und territoriale Gewinne war. Aus Lugdunum ist die moderne Metropole Lyon geworden, Frankreichs zweitgrößte Stadt.

Irenäus kam mit großer Wahrscheinlichkeit in Smyrna, dem heutigen Izmir in der Türkei, auf die Welt; um 120 geboren, starb er um das Jahr 200. Das 2. Jahrhundert war für das Christentum eine entscheidende Epoche, und Irenäus hat entscheidend dazu beigetragen, die Grundprinzipien und die Theologie der einen, universellen, „katholischen“ Kirche auszubilden. Er wurde Priester und schließlich Bischof, nach seinem Tod sogar zu einem Heiligen, den sowohl die römisch-

katholische Kirche als auch die orthodoxen Kirchen des Ostens anerkennen.

Auch wenn es überraschend klingt, das Christentum besaß in seiner Frühzeit keinen klar umrissenen Glauben und keinen festen Bibelkanon. Es brauchte mehr als dreihundert Jahre, um ohne formellen Beschluss jenen Kanon herauszubilden, der seitdem allgemein als das „Neue Testament“ akzeptiert ist, das grundlegende, wesentliche heilige Buch der Kirche. Vor dem 2. Jahrhundert, schreibt Elaine Pagels in *The Gnostic Gospels*,

zirkulierten zahlreiche Evangelien unter verschiedenen christlichen Gruppen. Sie reichten von jenen des Neuen Testaments, also dem Matthäus-, Markus-, Lukas- und Johannesevangelium, bis zu Schriften wie dem *Thomasevangelium* und dem *Evangelium der Wahrheit* sowie vielen anderen Geheimlehren, Mythen und Gedichten, die Jesus oder seinen Jüngern zugeschrieben wurden.

Marvin Meyer führt weitergehend aus:

Die Herausbildung des Neuen Testaments zur verbindlichen christlichen Bibel war ein schrittweiser Vorgang, der bis zu seiner Vollendung Jahrhunderte dauerte. Erst auf dem Konzil von Trient von 1546 fasste die römisch-katholische Kirche den Beschluss, ihre Liste der biblischen, kanonischen Bücher als endgültig anzuerkennen, abgeschlossen gegenüber irgendwelchen Hinzufügungen oder Weglassungen.

In der Frühzeit des Christentums hatten seine Bekenner unter sporadischen Verfolgungen durch den römischen Staat zu leiden. Der Kaiser Marcus Aurelius – geboren fast in demselben Jahr wie Irenäus und im Allgemeinen als ein großer Kaiser an-

gesehen, der mit den Segnungen der „Pax Romana“ die zivi-
lisierte Welt ordnete und lenkte – griff gelegentlich durch gegen
das, was er die „Verstocktheit“ der Christen und ihrer Kirche
nannte, sodass es im ganzen Reich neue Märtyrer gab. Aller-
dings waren jene, die an Jesus glaubten, keineswegs eine ein-
heitliche Gruppe.

In der Welt des frühen Christentums ging es drunter und
drüber. Es zirkulierten nicht nur die vier Evangelien, welche die
Bibel heute enthält, sondern mehr als dreißig, die alle behaup-
teten, die Wahrheit zu sagen. Über die Umriss der Geschichte
Jesu war man sich weitgehend einig, es gab jedoch Unstim-
migkeiten über bestimmte historische Fakten oder die Abfolge
der Ereignisse in der biblischen Erzählung. Einige enthielten
unterschiedliche Interpretationen des Glaubens, wengleich
gestützt auf dieselben besonderen Ereignisse.

Jede der Gruppierungen hielt sich an eine bestimmte Vari-
ante des christlichen Glaubens. Zu den umstrittenen Fragen ge-
hörte das Ausmaß der Göttlichkeit Jesu: In welchem Ausmaß
war er ein Mensch, in welchem ein Gott? Gab es eine Dreifal-
tigkeit? Konnte Jesus von Gott getrennt werden oder war er ein
Teil Gottes – und, wenn ja, wie konnte er ein menschliches
Schicksal wie das einer Kreuzigung erleiden? Kam Jesus, wie er
selbst erklärt hat, um das jüdische Gesetz zu erfüllen und die
prophetischen Träume Jesajas und anderer Propheten? Wie war
sein Verhältnis zu den Juden und der messianischen Vision, die
zum ersten Mal in der hebräischen Bibel Ausdruck fand? Die
Antworten auf Fragen dieser Art führten nicht nur zu heftigen
Spaltungen, Schismen, innerhalb der christlichen Gruppen,
sondern auch zur Herausbildung außerordentlich komplexer
Formulierungen, die versuchten, bestimmte Lehren zu verein-
baren, andere hingegen auszuschließen.

Bart Ehrman schreibt über das abweichende Verhalten ei-
niger dieser Glaubensgruppen. Die so genannten Karpokrati-

aner beispielsweise erfanden eine Theologie, die freie Sexualität „unter dem Deckmantel der Religion [rechtfertigte], da alle Dinge unter Gottes Volk gemeinsam sein sollten“ – deshalb gab es Partnertausch im Gottesdienst. Die verkündete Theorie lautete, da Gott der Herrscher über die ganze Schöpfung sei, dürfe kein Einzelner Eigentum oder jemandes anderen Körper oder Seele besitzen. Ehrman betont, dass die Karpokratianer aus religiösen Gründen „jede erdenkliche körperliche Erfahrung verlangten, alles im Rahmen ihres Heilsplans“.

Selbstverständlich waren nicht alle Gruppierungen so exotisch wie die Karpokratianer. Zu den wichtigsten gehörten die Valentinianer, die Markioniten, die Ebioniten und später die Arianen. Jede bildete eine eigene Führungsgruppe aus, die für ihre Anhänger verbindlich definierte, in welcher Weise und warum Jesus der Messias war, was für ein Messias und wie er zu verehren war.

Die Markioniten beispielsweise folgten Markion, einem frommen Christen aus dem Schwarzmeergebiet. Markion war ein Bewunderer – man könnte sagen „Jünger“ – der Schriften des Paulus. Er betonte den Unterschied, den Paulus im Galaterbrief zwischen dem Gesetz der Juden und dem Evangelium Christi beschrieben hatte. Die Markioniten glaubten, so Ehrman, dass

das Evangelium die gute Nachricht von der Erlösung ist; es umfasst Liebe, Mitleid, Gnade, Vergebung, Versöhnung, Erlösung und Leben. Das Gesetz hingegen wäre die schlechte Nachricht, die das Evangelium zuallererst nötig machte; es umfasst strenge Gebote, Schuld, Verurteilung, Feindseligkeit, Bestrafung und Tod. Das Gesetz ist den Juden gegeben; das Evangelium ist von Christus gegeben.

Markion befand, ein und derselbe Gott könnte nicht für das Alte und zugleich das Neue Testament verantwortlich sein. So proklamierte er, es gäbe nicht einen, sondern zwei Götter. Der neue Gott Jesus sei gekommen, um die Menschen von dem alten, rachsüchtigen Gott der Juden zu erlösen.

Markion führte weiter aus, dass Jesus kein Teil der physischen Welt wäre. Wenn er Gott oder ein Teil Gottes war, konnte er nicht zugleich ein Mensch sein. Er war nur dem Schein nach menschlich. Götter sterben nicht, auch leiden sie nicht.

Wie konnte Jesus auf Erden leben und dann verraten werden und sterben? Die Antwort war klar: Er konnte nicht.

Eine andere Hauptgruppe dieser Zeit, die Ebioniten, standen im Vergleich mit den Markioniten am anderen Ende des Spektrums. Sie betonten die jüdischen Wurzeln des Christentums. Sie glaubten, laut Ehrman, dass

Jesus der jüdische Messias war, den der jüdische Gott dem jüdischen Volk in Erfüllung der jüdischen heiligen Schrift gesandt hatte. Sie glaubten weiter, dass, um dem Volk Gottes anzugehören, man Jude sein müsse. Im Ergebnis bestanden sie darauf, den Sabbat zu halten, die jüdischen Reinheitsgebote zu beachten und alle Männer zu beschneiden.

Diese Konflikte spiegeln sich in beträchtlichem Ausmaß im Neuen Testament wider: in den Debatten beispielsweise, die unter den Aposteln – alle waren Juden und beschnitten – darüber geführt wurden, ob die Beschneidung wesentlich wäre, um in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen zu werden. Die Apostel befanden, dass Glaube und Bekenntnis die wesentlichen Erfordernisse seien, nicht irgendwelche körperlichen Merkmale.

Die Ebioniten jedoch stimmten dem nicht zu. Jesus war der

Sohn Gottes, erklärten sie, „nicht aufgrund seiner göttlichen Natur oder seiner jungfräulichen Geburt“, so Ehrman, „sondern wegen seiner ‚Adoption‘ durch Gott, durch welche er ihn zu seinem Sohn angenommen hätte. Jesu Kreuzigung war das ‚endgültige Opfer‘, weshalb das rituelle Opfer im Tempel nun aufgehoben werden könnte“.

Der Haupttext der Ebioniten war das Matthäusevangelium, das am ausgeprägtesten jüdische der vier Evangelien, von dem man glaubt, es habe sich hauptsächlich an die Juden, die Christen geworden waren, gerichtet. Die Ebioniten verwarfen die Schriften des Paulus, des Mannes, dessen außerordentliche Missionsanstrengungen die Botschaft des christlichen Erlösers nicht nur zu den Juden, sondern auch zu den Heiden in der restlichen Welt brachten – größtenteils dadurch, dass er die Religion von den beschwerlichen Erfordernissen der Beschneidung und der Einhaltung der jüdischen Speisegebote befreite, was den zusätzlichen Vorteil brachte, die Bekehrung zu dem neuen Glauben weniger beschwerlich zu machen.

Unter den gnostischen Christen brach die Sekte der so genannten Kainiten radikal mit dem Judentum. Sie glaubten, dass das Alte Testament vollkommen falsch und der Gott des Alten Testaments ein falscher Gott war. Sie glaubten weiter, dass bestimmte Figuren des Alten Testaments neu bewertet werden müssten, und kehrten das konventionelle Urteil über diese Figuren radikal um. So betrachtete diese Gruppe Kain, und nicht Abel, als den guten Bruder, weshalb sie den Namen Kainiten erhielt.



Um zu verstehen, wie all diese Gruppen sich aus den Worten eines einzigen Mannes, Jesus von Nazareth, entwickeln konn-

ten, ist es erforderlich, die Jahre zu betrachten, die unmittelbar auf den Tod Jesu Christi folgten. Zunächst waren seine Anhänger alle Juden. Jesu Botschaft entsprang der jüdischen messianischen Tradition und wurde von seinen Jüngern und Anhängern als deren Erfüllung betrachtet. Im Ergebnis war Jerusalem notwendigerweise ein Zentrum der neuen Religion, des späteren Christentums.

Man glaubt allgemein, dass Jesus im Jahr 30 der üblichen (christlichen) Zeitrechnung gestorben ist. Zunächst wurden diejenigen, die glaubten, er wäre Gott, als eine jüdische Gruppierung unter vielen anderen betrachtet. Die Jünger – so berichten die kanonischen Evangelien – sprachen zueinander als Juden, die den Messias gesehen hatten und an ihn glaubten. Im Rahmen der sich entwickelnden christlichen Religion kam es zu ideologischen Kämpfen zwischen jenen, die bestimmte Aspekte des Judentums ablehnten, und anderen, die diese verteidigten. Teilweise rebellierten die neuen Christen nicht gegen die Macht des heidnischen Rom, sondern gegen das, was sie als die Verderbnis des zu ihrer Zeit praktizierten Judentums empfanden.

Spätestens fünf Jahre nach Jesu Tod am Kreuz hatte ein Zeltmacher namens Saulus aus Tarsos, der zu den schärfsten Kritikern des neuen Glaubens an Jesus als den Messias gehörte, eine göttliche Offenbarung, als er auf dem Weg nach Damaskus war. Danach akzeptierte er vollständig die Idee von Jesus als dem Messias und wurde, nun unter dem Namen Paulus, eine zentrale Figur bei der Ausbreitung der christlichen Botschaft. Eine seiner größten Leistungen war, dass er die neue Religion auch für Nichtjuden leichter zugänglich machte.

Die großen Missionsreisen des Paulus führten über die jüdische Küstenstadt Caesarea. Die Stadt war im Jahre 6 n. Chr. zum Verwaltungssitz der römischen Provinzstatthalter geworden und war zugleich das Hauptquartier der in der Provinz stationierten römischen Streitkräfte, der berüchtigten zehnten

Legion. Ein gewaltiger heidnischer Tempel, geweiht dem Caesar Augustus, nahm den erhöhten Platz über dem neu angelegten Hafen ein. Die Stadt, die auf Initiative des Königs Herodes errichtet worden war, besaß öffentliche Gebäude und einen Königspalast im südlichen Stadtteil. In dieser Stadt wurde einer der ersten heidnischen Konvertiten getauft, der römische Offizier Kornelius (Apostelgeschichte 10, 1-5,25-28).

Später wurde Caesarea der Ort, wo ab dem 3. Jahrhundert die christliche Geschichte niedergeschrieben und aufbewahrt wurde und wo Orígenes, ein großer Philosoph und Übersetzer, die Hexapla-Version der Bibel schuf. In jenen Tagen wanderten Orígenes, Pamphilus, Eusebios – der als Vater der Kirchengeschichtsschreibung betrachtet wird – und andere ihresgleichen in den Straßen der römischen Stadt und mühten sich fleißig, die Feinheiten des Glaubens herauszuarbeiten und eine Darstellung zu schaffen, die zur Bekehrung weiterer Menschen zum Christentum beitragen könnte.

Über Caesarea bereiste Paulus Zypern, Kleinasien, Griechenland und andere Teile der östlichen und nördlichen Mittelmeerwelt. Als Ergebnis seiner unermüdlichen Anstrengungen stand die neue Religion des Christentums bald mehr und mehr auf eigenen Füßen, zunehmend losgelöst von ihrer Mutterreligion, dem jüdischen Glauben. Die christliche Religion stand allen Menschen offen – nicht nur den Juden. Sie akzeptierte alle, die Jesus als den Christus annehmen wollten, auch wenn Jesus in der Bergpredigt selbst erklärt hatte, er sei nicht gekommen, das jüdische Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen. Paulus half den Rahmen zu schaffen, der die neue Religion allen zugänglich machte. Die Apostel schufen eine neue Bruderschaft – was das Neue Testament als „das Israel Gottes“ bezeichnet –, die verbunden war nicht nur im Glauben an Jesus als den Messias, sondern auch in der Überzeugung, dass der Messias allen ewiges Leben bot, die den Glauben besaßen.

Um das Jahr 60 – sechs Jahre vor dem Ausbruch des jüdischen Aufstands gegen die römische Herrschaft – wurde Paulus verhaftet und nach Caesarea gebracht. Als römischer Bürger forderte er, in Rom vor Gericht gestellt zu werden. Das war entweder ein großer Fehler oder eine göttliche Inspiration, je nachdem, wie man es betrachtet. Als er schließlich in Rom vor Gericht stand, wurde er verurteilt und hingerichtet.

Nach Ansicht der meisten Gelehrten waren die Evangelien zu jener Zeit noch nicht geschrieben. Die Briefe des Paulus gehören zu den frühesten christlichen Zeugnissen aus jener Ära. Es ist wahrscheinlich, dass die Evangelien und diverse apokryphe Schriften gerade dabei waren, sich herauszubilden.

Einige wenige Jahre später führten der Aufstand in Judäa und der sich daraus entwickelnde Kampf um das heilige Land zum Fall der Stadt Jerusalem. Der jüdische Aufstand begann im Jahr 66. Die Juden grollten der römischen Herrschaft und waren insbesondere wütend über den Versuch, ihren religiösen Glauben zu beschneiden und römische Götter an die Stelle ihres einen zu setzen – was sogar auf dem Gelände des Tempels in Jerusalem geschah. Die Römer hatten beträchtliche Mühe, den Aufstand niederzuschlagen und die Kontrolle wiederzuerlangen und mussten dazu Truppen aus anderen Teilen des Reiches heranziehen.

Judäa war die erste römische Provinz, die jemals einen ernst zu nehmenden Aufstand gegen die Römer wagte. Von ihrem religiösen Glauben beflügelt, waren die Juden zunächst erfolgreich. Die Römer brauchten vier ganze Jahre, um den Aufstand niederzuwerfen, Zehntausende starben inmitten gewaltiger Zerstörungen. Der Höhepunkt der Schlachten war die Belagerung und anschließende Zerstörung Jerusalems im Jahr 70.

Die vernichtende Niederlage, die die Römer den Juden zugefügt hatten, hatte Rückwirkungen auf die sich entwickelnde christliche Religion und darauf, wie die Juden und andere den

tiefen Glauben an den jüdischen Messianismus betrachteten. Die Juden verloren ihr Heimatland, Tausende wurden getötet oder vertrieben. Viele sahen darin einen Teil des göttlichen Heilsplans.

Ein zweiter Aufstand ereignete sich zu ungefähr der gleichen Zeit. Auch an ihm waren Juden und Römer beteiligt, doch fand er in Alexandria in Ägypten statt. Alexandria besaß eine große und blühende jüdische Gemeinde, weil Alexander der Große den Juden hier einen sicheren und ungestörten Ort urkundlich verbrieft hatte. Im Jahr 68 versuchten die Römer, der Provinz Ägypten die gleichen religiösen Restriktionen aufzuerlegen wie in Judäa. Dagegen rebellierten die Juden Alexandrias nicht anders als die Juden in Jerusalem. Nach koptischer Überlieferung kam bei diesem Aufstand der Apostel Markus zu Tode.

Die doppelte Niederlage, die den Juden von den Römern zugefügt worden war, hatte ihre Auswirkung auf die Verfasser der vier neutestamentlichen Evangelien. Vom Standpunkt vieler, die an Jesus glaubten, war der Fall des Tempels von Jerusalem eine Bestätigung von Gottes Heilsplan und Zeugnis seines Willens, die Juden zu bestrafen, weil sie Jesu Botschaft verschmähten. Judas, der Verräter, würde bald als das Symbol dieser willkürlichen Weigerung angesehen werden, Jesus als den Messias anzunehmen.

Die neue Religion zählte nun viele Nichtjuden zu ihren Gläubigen. Als sich die Botschaft nah und fern verbreitete, gewann die Figur des Judas zunehmend an Bedeutung. Jesus war von Judas verraten worden; Judas war nicht nur ein Jude, sondern ein Symbol des jüdischen Widerstands gegen die Ausbreitung der Botschaft von Jesus.

Zu dieser Zeit meinten viele Mitglieder der entstehenden christlichen Kirche, die unterschiedlichen Ansichten müssten zu einer einzigen, konsistenten Religion gebündelt werden. In dem chaotischen 2. Jahrhundert der rivalisierenden christli-

chen Gruppierungen trat ein Mann auf, der dazu beitrug, zu definieren, was sich später innerhalb des Christentums als akzeptabel, und was als nicht akzeptabel erweisen sollte: der Bischof Irenäus, der im fernsten Westen des Römischen Reiches lebte und schrieb.



Irenäus hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die inkohärenten christlichen Gruppen, nicht nur in Gallien, sondern in aller Welt, mit dem festen Rahmen einer als rechtgläubig akzeptierten Theologie zu versehen. Er legte einen unauslöschlichen Grundstein, schmiedete die Grundlagen der Lehren, die mehr als 140 Jahre später, 325 auf dem Konzil von Nizäa, angenommen werden sollten und die rechtgläubige Kirche ausmachten.

Was wir über diese imposante religiöse Gestalt wissen, stammt hauptsächlich aus seinen Schriften, die häufig komplex und schwer verständlich sind, wenn dies auch an der ungelungen und selbst fehlerhaften Ausdrucksweise ihrer Übersetzungen liegen mag, die die Jahrhunderte überdauert haben. Man nimmt nicht an, dass seine Schriften in der Originalsprache erhalten sind. Irenäus schrieb auf Griechisch, und seine Schriften wurden dann in ein, wie viele Gelehrte meinen, steifes und plumpes Latein übertragen. Ein paar Kapitel sind ausschließlich in armenischer Übersetzung erhalten, denn auch von diesen ist das griechische Original verloren.

Von dem römischen Vorposten in Gallien bot sich Irenäus ein Bild des Christentums, das chaotisch, aber energiegeladen war. Es war nahezu unbeherrschbar und verbreitete seinen Einfluss durch einen großen Teil der bekannten Welt. Eine Religion war dabei, sich zu bilden. Noch gab es keine organisierte

Kirche, die auch nur ansatzweise festlegen konnte, was reine Lehre war und was nicht. Irenäus stand auch nicht allein in dem Versuch, den wuchernden Gruppen Regeln oder Dogmen aufzuerlegen. „Um 200 n. Chr.“, schreibt Elaine Pagels,

hatte sich die Lage verändert. Das Christentum war zu einer Institution geworden, an deren Spitze eine dreirangige Hierarchie von Bischöfen, Priestern und Diakonen stand, die sich als Wächter des einen „wahren Glaubens“ begriffen. Die Mehrheit der Kirchen, unter denen die Kirche Roms eine Führungsrolle innehatte, verwarfen alle anderen Standpunkte als Häresie.

Es war Irenäus' Bestimmung, die Grenze zu ziehen. Er schrieb in einem Brief:

Dies ist denn die Ordnung der Regel unseres Glaubens, und das Fundament des Gebäudes, und die feste Grundlage unserer Mitteilung: Gott, der Vater, nicht geschaffen, nicht materiell, unsichtbar; der eine Gott, Schöpfer aller Dinge: dies ist der erste Punkt unseres Glaubens. Der zweite Punkt ist: das Wort Gottes, Gottes Sohn, Christus Jesus unser Herr ... Und der dritte Punkt ist: der Heilige Geist, durch den die Propheten prophezeiten, und die Väter die göttlichen Dinge lernten, und die Gerechten geführt wurden auf dem Weg der Rechtschaffenheit; und welcher am Ende der Zeiten in einer neuen Weise ausgegossen wurde über die Menschen der ganzen Erde, um den Menschen zu Gott hin zu erneuern.

Irenäus versuchte, das Christentum zu einer Körperschaft mit einem allgemein anerkannten Kanon an Schriften zu formen. Er erklärte, es könnte nicht zahlreiche Evangelien geben, son-

dern nur vier. Diese Zahl hatte ihre Bedeutung: Es gab vier Winde, vier Himmelsrichtungen. Für Irenäus waren diese Tatsachen von höchster Bedeutung. Deswegen sollte es auch vier Evangelien geben. Er zählte die vier akzeptablen Evangelien auf- die des Matthäus, Markus, Lukas und Johannes – und erklärte sie als von Gott inspiriert. Diese sollten die kanonischen Evangelien werden.

Irenäus sah sich von Häresie umgeben. Sein berühmtestes Werk ist eine fünfbändige Schrift *Adversus Haereses* oder zu Deutsch *Gegen die Häresien: Überführung und Widerlegung der fälschlich so genannten Erkenntnis*. Eine andere Übersetzung könnte lauten: *Über die Entlarvung und Widerlegung der so genannten Gnosis*.

Nachdem er für sich selbst umrissen hatte, was Häresie sei – was nicht heißt, dass er notwendigerweise eine genaue Definition davon explizit mit anderen geteilt hätte –, verfolgte er hartnäckig und entschlossen diejenigen, die Häresien begingen, genauer, die ihm als Häretiker erschienen.

Irenäus' Albtraum unter den abweichenden christlichen Gruppen waren die Gnostiker. Die Gnosis war eine populäre, starke Strömung in der gesamten wachsenden, aber noch verfolgten Welt der Christen. Irenäus ging gegen den seiner Ansicht nach blasphemischen Anspruch auf geheimes Wissen in der Seele des Einzelnen in die Offensive. Pagels führt aus:

Die gnostischen Christen brachten zweifellos Ideen vor, welche die orthodoxen verabscheuten. So stellten einige dieser gnostischen Texte in Frage, ob all das Leiden, die Mühe und der Tod wirklich von der menschlichen Sünde stamme, die, nach orthodoxer Ansicht, eine ursprünglich vollkommene Schöpfung verdorben hätte. Andere sprechen vom weiblichen Element im Göttlichen und feiern Gott als Vater und Mutter. Wieder andere deuten an,

Christi Auferstehung sei symbolisch und nicht wörtlich zu verstehen.

Nach Ehrman „sind Gnostiker Wissende, Menschen, die durch ihr Wissen fähig sind, der materiellen Existenz zu entkommen“. Er definiert die grundlegenden Lehren, die die meisten dieser Sekten teilten:

Sie waren Christen, die glaubten, diese Welt, in der wir leben, wäre ein böser Ort, und [manche glaubten sogar], dass die materielle Existenz selber böse sei, weil diese Welt von einer niederen oder bösen Gottheit geschaffen wäre.

Der Sinn der gnostischen Religion bestand darin, der materiellen Gefangenschaft im Körper zu entkommen.

Der gnostische Einfluss erstreckte sich schon bald über einen großen Teil der Christenheit. Gnostiker lebten nicht nur im Niltal, das Tausende von Kilometern durch Ägypten verläuft, sondern auch auf den kahlen Hügeln um Antiochia, in den Küstenstädten Alexandria und Caesarea am Mittelmeer und sogar in den entlegenen Reichsgebieten im Norden, in Lyon, wo Irenäus Bischof war und den Glauben hütete. Irenäus' Theologie betonte die Einheit Gottes, wohingegen viele Gnostiker Gott in eine Reihe von allesamt göttlichen und heiligen „Äonen“ aufspalteten sowie in andere Wesen oder spirituelle Gewalten, die teilweise auch böse und ungerecht waren.

Eine Gruppe, die besonders heftig angegriffen wurde, folgte den Lehren des Valentinus, nach welchem ihre Anhänger Valentinianer genannt wurden.

Marvin Meyer schreibt dazu:

In der valentinianischen Gnosis sind Christus und das Wort (Logos) ewige Wesen (Äonen), und Jesus erscheint,

um hier unten Erlösung und Erleuchtung zu bringen. Das erinnert an den Fleisch gewordenen Logos im Johannes-evangelium. Aber ... die Valentinianer boten ein ganz neues Bild der Erlösung durch Wissen und einen un-kennbaren Vater im himmlischen Reich des Lichts, der das Pleroma oder die Fülle ist. Die traditionellen Christen hatten Recht, wenn sie eine Andersartigkeit bei den Valentinianern wahrnahmen.

Die Valentinianer waren eher eine Schule von Intellektuellen als eine doktrinäre religiöse Bewegung. Sie pflegten von Allegorien ausgiebigen Gebrauch zu machen und ließen sich auf theologische Spekulationen ein. Valentinus selbst war ein redgewandter Führer, der, so Professor Bentley Layton von der Yale University in seinem Buch *The Gnostic Scriptures*, „danach strebte, die christliche Theologie auf das Niveau heidnischer, philosophischer Untersuchungen zu heben“. Valentinianische Schulen gab es im gesamten Römischen Reich, von Gallien über Rom bis nach Ägypten und sogar Mesopotamien. Üblicherweise hielt ein Gelehrter Privatstunden für qualifizierte Schüler ab, aber die Valentinianer unterhielten gute Beziehungen zu den örtlichen Gemeinden, indem sie in den üblichen Hauskirchen beteten und die gleichen Bücher und Gebetstexte benutzten wie andere. Ihr Ziel war nicht die Ausbreitung des Glaubens, sondern die intellektuelle Suche, deswegen waren sie vielseitig und gebildet.

Die Bewegung existierte bis ins 7. Jahrhundert, aber schon von 160 an, bemerkt Layton, „begannen Gegner der valentinianischen Schule mit dem Versuch, sie zu stigmatisieren, für fremd zu erklären und die Bewegung aus der Kirche auszuschließen“. Die Valentinianer gaben sich nicht die Mühe, detailliert gegen die Beschuldigungen zu argumentieren, darunter die, sie wären regelrechte „Wölfe im Schafspelz“. Laut Bentley

„sah ihre mythische Theologie ... bei Gottes letzter Abrechnung für Nichtchristen die Vernichtung vor; und für gewöhnliche Christen (d.h. ihre Gegner) ein nur zweitklassiges Paradies, wo sie nicht bei Gott, dem Vater, sondern nur bei dem Welterschöpfer ruhen würden“.



Man nimmt an, dass die meisten gnostischen Dokumente ursprünglich in griechischer Sprache in genau der Zeit geschrieben wurden, als Irenäus lebte – also ungefähr zwischen 100 und 200 n. Chr. Fast alles, was bis 1945, als die gnostischen Dokumente von Nag Hammadi aufgefunden wurde, über die Gnostiker bekannt war, beruhte auf den Aussagen ihrer strengsten Kritiker – insbesondere auf Irenäus, der auch die Valentinianner heftig kritisiert hatte.

Tatsächlich bildeten die Gnostiker eine blühende und weit gefächerte Bewegung, die fest an die grundsätzliche Wahrheit ihrer Konzepte glaubte. Pagels betont:

Die Gnostiker, die diese Texte schrieben und in Umlauf brachten, betrachteten *sich selbst* nicht als „Häretiker“. Die meisten der Schriften benutzen eine christliche Terminologie, die unverkennbar auf das jüdische Erbe bezogen ist. Sie geben vor, geheime Überlieferungen über Jesus zu enthalten, die den „vielen“, die das bilden, was seit dem 2. Jahrhundert die „katholische Kirche“ hieß, vorenthalten bliebe.

In jenen Tagen stand in keiner Weise fest, wer über Jesus Recht behalten würde.

Als in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Doku-

mente von Nag Hammadi veröffentlicht wurden, wurde allgemein vermutet, dass sie unser bisheriges Verständnis des frühen Christentums beträchtlich verändern würden. Die Gnostiker sprachen nun zum ersten Mal selbst, es war nicht länger nötig, ihre Texte aus den Beschreibungen ihrer erbitterten Feinde herauszufiltern. Ihre Gedankengebäude waren eine Offenbarung. Zumindest einige Wissenschaftler glaubten, dass diese Manuskripte die Macht hätten, jahrhundertealte christliche Glaubenslehren in Frage zu stellen. Eines der ersten Bücher, das über den neuen Textkorpus gnostischer Literatur veröffentlicht wurde, stammte von dem französischen Wissenschaftler Jean Doresse und trug den Titel: *The Discovery of the Nag Hammadi Texts: A Firsthand Account of the Expedition That Shook the Foundation of Christianity*.

Trotz des sensationellen Umstands, dass die Texte von Nag Hammadi dem modernen Christentum ernsthaft zuwiderlaufen könnten, verpuffte diese Herausforderung. Das konventionelle Christentum schüttelte die vermutete gnostische Herausforderung ab: „Ich glaube nicht, dass irgendein Dokument, das heute erscheint, den Glauben zerstören wird“, meinte Ehrman. „Ich glaube, die Menschen werden an ihrem Glauben festhalten – gleichgültig, was für Dokumente zutage kommen.“

Dennoch waren die Texte von enormem Wert. Zum ersten Mal konnten sie für sich gesehen, gelesen und beurteilt werden und nicht mehr nur durch die kritischen Augen ihrer Opponenten aus dem 2., 3. und 4. Jahrhundert, wie zum Beispiel Irenäus, die unweigerlich eine mit Vorurteilen beladene Sicht auf jene Welt präsentierten und ihre eigenen ideologischen Schlachten und Glaubenskämpfe ausfochten.

Die gnostischen Texte fanden ihre Anhänger und Gefolgsleute unter den modernen Wissenschaftlern. Die Welt des 2. Jahrhunderts tat sich vor der Forschung auf, und es bot sich eine verlockende, neue und vor allem vollständigere Ansicht

davon, wie das frühe Christentum wirklich war. Der Altertumswissenschaftler Roger Bagnall erzählt, was in der akademischen Welt geschah, als man die gnostischen Texte lesen konnte:

Führt man sich den Zustand der Religionswissenschaft in den 1960er und 1970er Jahren vor Augen, erkennt man, dass damals dort sehr viele Menschen mit theologischem, oft auch einem tief kirchlichen Hintergrund arbeiteten, die mit diesem Teil ihres persönlichen Hintergrunds große Probleme hatten. Das Material von Nag Hammadi war, in einem technischen Sinne, natürlich häretisch, Zeug, das von den orthodoxen Kirchenvätern verdammt worden war. Forscher, die keinen persönlichen Anteil am Christentum nehmen, würden wahrscheinlich kaum ein Bedürfnis spüren, zu dieser Frage Stellung zu beziehen, aber das war hier kaum der Fall. Liest man Elaine Pagels, sieht man das Resultat: Die Gnostiker werden als eine Richtung gewertet, in die das Christentum hätte gehen können und durch die es viel wärmer und bunter, viel netter geworden wäre, als dieses kalte orthodoxe Zeug es ist.

Historisch gesehen trugen Irenäus und die anderen Gegner der Gnosis, deren Ansichten rückwirkend als ‚orthodox‘ bezeichnet werden, den Sieg davon; ihre Ansichten dominierten die Gründung der Kirche und die große Glaubenstradition, die Christentum heißt. Die gnostischen Ansichten wurden insgesamt aus diesem breiten Weg des Denkens und Glaubens ausgeschlossen.

Irenäus hat vor Jahrhunderten seine Arbeit gut getan. Sein Werk ermöglichte eine Verschmelzung des Alten und des Neuen Testaments. Das kanonische Christentum hat eine Balance

gefunden zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen, zwischen dem Geschichtenerzählen und den Anforderungen des Glaubens. Es hat das Verhältnis zwischen den Menschen und Gott, zwischen den Juden und den Christen und der alten Prophetie zur Zufriedenheit der Kirche definiert. Die Kirche wurde zu einer fortdauernden Macht. Das Christentum etablierte sich als die vorherrschende Religion der westlichen Zivilisation.

Zu den gnostischen Texten, gegen die Irenäus wetterte, zählte einer, der als das Evangelium des Judas bezeichnet wurde:

Andere wiederum sagen, daß Kain von der oberen Herrschaft sei, und bekennen den Esau und (die Rotte) Korach, die Sodomiten und alle solche als ihre Verwandten. Sie seien von dem (Welt-) Schöpfer bekämpft, aber niemand von ihnen habe etwas Übles erfahren. Denn Sophia habe das, was ihr eigen war, von ihnen weg zu sich hin entrissen. Und dies habe der Verräter Judas genau gewußt, er habe als Einziger von den übrigen (Aposteln) die Wahrheit erkannt und habe das Geheimnis des Verrates vollzogen, wodurch alles Irdische und Himmlische aufgelöst werde, wie sie sagen. Und sie bringen eine Erdichtung bei, die sie das Evangelium des Judas nennen. (*Die Gnosis: Zeugnisse der Kirchenväter*, unter Mitw. von Ernst Haenchen und Martin Krause eingel., übers. u. erl. von Werner Foerster, München, Zürich: Artemis und Winkler 1995, S. 57).

Um diese Bemerkungen des Irenäus zu verstehen, muss man sich daran erinnern, dass *Sophia* in gnostischer Terminologie die Weisheit oder die Seele der Welt bedeutet.

Judas „habe als Einziger von den Übrigen die Wahrheit erkannt“. Warum? Und wie? Irenäus fühlte sich nicht bemüßigt,

die genaue Art der gnostischen Häresie in dieser Hinsicht auszuführen.

Hat Irenäus jemals das Judasevangelium gelesen? In dem, was Irenäus schrieb, findet sich kein Hinweis darauf. Tatsache ist, dass das Judasevangelium, um verdammt zu werden, weder von Irenäus noch von sonst jemand gelesen werden musste. Der Titel des Evangeliums allein reichte aus, um es zu verdammen, meinen Experten. Der bedeutende Koptologe Rodolphe Kasser dazu: „Der Titel allein enthüllt es als blasphemisch.“

Stephen Emmel fügt hinzu: „Der Titel selbst macht klar, dass Judas, der Verräter, das Evangelium nicht geschrieben haben sollte ... Deswegen die Bemerkung, dass Irenäus nicht viel darüber zu sagen brauchte. Der Titel ist schon die Verurteilung.“

Ehrman stellt die Frage in einen weiteren Zusammenhang:

Von den frühesten Zeiten des Christentums an galt, dass Jesus einen Jünger hatte, der ein Verräter war. Das ist fast sicher eine geschichtliche Überlieferung. Es ist fast sicher, dass Jesus von Judas Iskarioth den Behörden ausgeliefert wurde. Die Historiker glauben das, weil das nicht die Art von Geschichte ist, die irgendein Christ erfunden haben würde.



Trotz aller Versuche des Irenäus, eine rechtgläubige Religion zu schaffen, war der Glaube noch nicht offiziell anerkannt. Die Christen erlebten weiterhin periodische Wellen von Verfolgung. Diese erreichten ihren Höhepunkt während der Herrschaft Diokletians als römischer Kaiser. Diokletian, der 245 geboren wurde und 313 starb, galt als gemäßigt, aber in den

letzten Jahren seiner Amtszeit von 303-305 leitete er eine schreckliche Reihe „großer Verfolgungen“ von Christen ein. Seine brutale Behandlung der Christen, die der zeitgenössische Kirchenhistoriker Eusebios im Detail dokumentierte, erzeugte eine grauenvolle Märtyrergeschichte nach der anderen. Obgleich Diokletian 305 abdankte, hielt der Verfolgungsdruck an und ebte erst nach der Hinrichtung des Bischofs Petrus von Alexandria (311) ab.

Die Laufbahn des heiligen Athanasius, der in Alexandria um 295 geboren wurde, spiegelt die unsicheren Zeiten wider. Er konnte sich bereits auf Irenäus' Propagierung des ‚orthodoxen‘ Christentums stützen. Zu jener Zeit war der Glaube unter dem einfachen Volk in Ägypten bereits gut etabliert. Er hatte sich von Alexandria aus südwärts durch das Niltal verbreitet, und sowohl die alteingesessene Bevölkerung als auch viele der in Ägypten lebenden Griechen hatten ihn angenommen. Im Jahre 311 ließ der Kaiser Galerius die christliche Religion zu, und die Christen konnten nun ihre Religion frei ausüben.

Athanasius, der 325 am Konzil von Nizäa teilgenommen hatte, wurde im Sommer 328 Bischof und erwies sich als machtvoller Streiter für das rechtgläubige Christentum. Aus Gründen, die nicht endgültig geklärt sind, ließ ihn Konstantin 335 nach Byzanz vorladen und verbannte ihn nach Trier an die germanische Grenze.

Als Athanasius zwei Jahre später nach Alexandria zurückkehrte, entwickelte er sich zu einem vehementen Kritiker der so genannten „arianischen Häresie“, eine Doktrin, die der neue Kaiser des östlichen Reichsteils, Constantius, der Sohn Konstantins, mit einiger Sympathie betrachtete. Hier entwickelte sich eine Fortsetzung der Kämpfe, die schon Irenäus ausgefochten hatte.

Die arianische Ketzerei bestand im Wesentlichen in dem Glauben, dass Jesus durch seine Geburt anderen Wesens sei als

Gott, denn Gott ging Jesus voraus und war allmächtig. Diese Doktrin war zum ersten Mal von einem Priester namens Arius vertreten worden, der genau wie Athanasius aus Alexandria stammte. Jesus war nach dieser Lehre oder Irrlehre, als was sie aus der Sicht der ‚Orthodoxen‘ dargestellt wurde, der Sohn Gottes, aber nicht Gott selbst. Diese Doktrin war innerhalb der entstehenden katholischen Kirche heftig umstritten und hatte viele Anhänger gewonnen.

Athanasius widmete sein Leben dem Kampf gegen jeden und alles, was geeignet gewesen wäre, das Werk des Konzils von Nizäa zunichte zu machen. Drei Mal wurde er im Laufe seiner Tätigkeit verhaftet und in die Verbannung geschickt. Er erlebte dreißig Jahre des Konflikts und der Unsicherheit, während derer unterschiedliche Kräfte innerhalb des Christentums um die Vorherrschaft rangen.

In diesem Kontext des Für und Wider – in den Jahren zwischen 330 und 380 – bildete sich der endgültige Rahmen des christlichen Kanons heraus. Er bedeutete einen wichtigen Schritt hin zu einem klar definierten, einheitlichen Korpus heiliger Schriften, die von allen Christen anerkannt würden. Athanasius hatte die entscheidende Rolle bei der Erreichung dieser Vereinheitlichung. In seinem 367 verfassten 39. Osterfestbrief definierte er grundsätzlich, was akzeptabel war und was nicht. Er gab dem Neuen Testament, das bereits in wesentlichen Zügen formuliert war, seinen Genehmigungsstempel.

In seinem Brief, der in ganz Ägypten in den christlichen Kirchen verlesen wurde, umriss Athanasius den Kanon:

Da sind die vier Evangelien, nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes. Darauf folgen die Apostelgeschichte und sieben Briefe (genannt katholische), nämlich einer des Jakobus, zwei des Petrus, drei des Johannes, danach einer des Judas. Hinzu kommen vierzehn Briefe des Pau-

lus, und zwar in folgender Reihenfolge: der erste an die Römer, dann zwei an die Korinther, nach diesen an die Galater, als Nächster an die Epheser, dann an die Philipper, dann an die Kolosser, nach diesen zwei an die Thesalonicher und jener an die Hebräer, dann wiederum zwei an Timotheus, einer an Titus. Und schließlich jener an Philemon. Den Abschluss bildet die Offenbarung des Johannes.

„Dies sind Quellen der Erlösung, dass jene, die dürsten, erquickt werden mögen mit den lebendigen Worten, die sie enthalten“, fasste Athanasius zusammen. „In diesen allein wird die gottgefällige Lehre verkündigt.“

Anknüpfend an den Geist des Bischofs Irenäus verdammt auch er jene, die nach ‚orthodoxer‘ Definition Häretiker waren. Seine Worte schienen vor allem eine scharfe Kritik an den Gnostikern zu sein, die

Bücher erdichtet haben, die sie Bücher von Tabellen nennen, in denen sie Sterne zeigen, denen sie die Namen von Heiligen geben ... Und darin haben sie sich einer doppelten Abkehr von der Wahrheit schuldig gemacht: jene, die solche Bücher geschrieben haben, weil sie sich einer lügnerischen und verächtlichen Wissenschaft hingaben, und, was die Unwissenden und Einfältigen betrifft, so haben sie sie durch böse Gedanken über den rechten Glauben verführt, der in aller Wahrheit und Rechtschaffenheit im Angesicht Gottes dasteht.

Athanasius fügte über die von ihm aufgezählten Schriften hinzu: „Kein Mensch soll etwas zu ihnen hinzutun, noch etwas von ihnen fortlassen. Denn wegen dieser setzte der Herr die Sadduzäer in Scham und sprach: ‚Ihr irrt, ihr kennt die Schrift

nicht.' Und er tadelte die Juden, indem er sprach: ‚Erforscht die Schrift, denn diese bezeugt mich.‘“

Durch Athanasius' Osterfestbrief hatte die Kirche genauer definiert, was in den Kirchen der Christenheit zugelassen war, und zugleich Beispiele für das gegeben, was nicht akzeptiert wurde. Es ist nicht sicher, ob es eine aktive Kampagne zur Unterdrückung abweichender und häretischer Literatur gab, aber alles, was außerhalb des von Athanasius gesetzten Rahmens stand, wurde in milderer Fällen „apokryph“ genannt, in solchen, wo es eine ausgeprägte Differenz zur vorherrschenden Doktrin gab, bewegten sich diese Schriften dann an der Grenze der Häresie. Es gibt aber keinen eindeutigen Beweis von Bücherverbrennungen. Die Forscher sind sich in dieser Frage nicht einig. „Nach dem, was erhalten ist, hat Athanasius die Verbrennung ‚häretischer‘ Bücher nicht angeordnet“, erklärt David Brakke, Autor von *Athanasius and the Politics of Asceticism*, „sondern dass sie verworfen, nicht gelesen oder verwendet werden sollen“.

Über welche Mittel verfügte Athanasius, um seine Anordnung durchzusetzen? Brakke antwortet:

Tatsächlich über nicht viele. Es stimmt, dass er bei seinen Kämpfen mit Gegnern in der Stadt Alexandria Gewalt angewendet zu haben scheint (er ließ Leute zusammenschlagen), aber eine solche Taktik war nicht geeignet, alle Christen in Ägypten dazu zu bringen, die gleiche Bibel zu benutzen und keine anderen Schriften zu lesen oder zu verwenden. Als Patriarch von Ägypten ernannte Athanasius die Bischöfe in ganz Ägypten, er würde also nur solche Männer einsetzen, die mit ihm in diesen Fragen übereinstimmten; außerdem konnten Kleriker, die „häretische“ Bücher benutzten, aus dem Amt entfernt werden.

Brakke fährt fort:

Doch vor allem verfügte Athanasius über eine beträchtliche persönliche Autorität. Er war seit 328 Bischof, und er hatte mehrfache Versuche, ihn von seinem Bischofssitz zu entfernen, überstanden, darunter mehrere vom Kaiser angeordnete Verbannungen, zum Beispiel einmal eine Verbannung nach Deutschland. Er war ein fester Verteidiger des Glaubensbekenntnisses von Nizäa gegen dessen ‚arianische‘ Kritiker und hatte schon sehr früh eine enge Beziehung zu den angesehenen Mönchen in der Wüste aufgebaut. Für die ägyptischen Christen war er ein Held, und ausgehend von dieser Tatsache erklärt sich der Erfolg, die Menschen dazu zu bringen, sich zu fügen und von „häretischen“ Büchern zu trennen (wie groß der Erfolg tatsächlich war, ist schwer zu beurteilen), in Wesentlichen aus seiner Autorität.

Brakke hat eine sehr einfache Erklärung, warum die alternativen Evangelien vergessen wurden:

Der Hauptgrund für das Verschwinden dieser Bücher ist, dass die Schreiber des Altertums und des Mittelalters aufhörten, sie zu kopieren. Professionelle Schreiber reproduzierten Bücher durch Abschreiben, und sie taten das nur, wenn ein Kunde ein Buch verlangte und dafür bereit war zu bezahlen. Wenn ein christliches Buch als theologisch wertlos oder gar gefährlich erklärt wurde, bestellten nur wenige Menschen solche Bücher, und einige Schreiber werden sich auch geweigert haben, sie zu liefern. Die meisten Manuskripte christlicher Werke, die wir heute besitzen, wurden nicht von unabhängigen professionellen Schreibern hergestellt, sondern entstanden in Klöstern,

und sicherlich hätten die Klostervorsteher das Kopieren „häretischer“ Bücher nicht gestattet. Insbesondere im Altertum waren hochwertiges Buchmaterial und Schreiberkosten nicht billig. Wenn es keine Nachfrage für ein Buch gab, konnte es also leicht untergehen.

Zu den Texten, die im Lauf der Geschichte untergingen, gehört auch das Judasevangelium. Offenkundig existierten nur wenige Exemplare an Abschriften, und kaum einer hatte Zugang dazu. Es war nirgendwo zu finden. Das Exemplar, das wunderbarerweise in den 1970er Jahren gefunden wurde, ist eine koptische Übersetzung, die durch einen Zufall oder, wenn man so will, durch eine Vorsehung Gottes in Mittelägypten erhalten blieb.

Ab dem 3. Jahrhundert wurde das Judasevangelium in der gewaltigen Menge an christlicher Literatur, die im Laufe der folgenden Jahrhunderte geschrieben wurde, kaum jemals mehr erwähnt. Es wurde zu einem der von der Geschichte vergessenen Texte. Doch seine Fähigkeit, das konventionelle Christentum durch seine alternative Darstellung der Umstände, die zu Jesu Prozess und Kreuzigung führten, zu schockieren, hat es im Verlauf der Zeit keineswegs verloren. Erklärte es wirklich, dass Judas nur Jesu Willen vollzog? Konnte es ernsthaft behaupten, dass Jesus von Judas gefordert hätte, ihn den Behörden auszuliefern, auf dass sich sein Schicksal erfülle? Wie konnte es behaupten, Judas wäre der Lieblingsjünger gewesen?

Derartige Fragen waren fruchtlos, wenn nicht das lange verschollene Manuskript vor dem starken und fortgesetzten Verfall gerettet werden konnte, dem es in den zwei Jahrzehnten, seit es sein Grab in Mittelägypten verlassen hatte, ausgesetzt gewesen war. Judas' Botschaft zerfiel mehr und mehr zu Staub. Und die Gefahren waren noch lange nicht überwunden.



KAPITEL ZWÖLF

DIE AUSEINANDERSETZUNGEN MIT FERRINI

*Im Judasevangelium tut Judas nichts Böses, sondern etwas Gutes.
Judas ermöglicht, dass Jesu Leib geopfert und sein Geist
freigesetzt werden kann. Judas ist der Einzige, der versteht, wer Jesus
wirklich ist.*

*Er versteht, was die Mission Jesu ist und worin seine
geheime Offenbarung besteht. Gestützt auf sein Wissen der Wahr-
heit, liefert er Jesus den Behörden aus.*

*Und so kehrt es das Verständnis von Judas um, das man aus den
neutestamentlichen Evangelien gewinnt.*

BART EHRMAN

An einem sonnigen Tag Anfang September 2000 fuhr Frieda Tchacos Nussberger von New York mit dem Zug die Küste hinauf. An der Yale University erwarteten sie in drei großen, schwarzen Schachteln die wertvollen Papyrustexte. Die Besprechung mit den Experten verlief kurz. „Ich habe nicht mal überprüft, was drinnen war. Ein Freund aus Yale organisierte ein Taxi. Er sagte nur noch: ‚Nimm die Sachen und geh.‘ Es tat ihm leid, dass die Manuskripte nicht bleiben konnten. Ich ging. Mir blutete das Herz.“

„Dann machte ich einen der größten Fehler meines Lebens“, erinnerte sie sich später.

Mit einem bedeutenden Kulturschatz unserer Zeit kehrte Frieda nach New York zurück. Sie besaß ein Material, das von

fragiler Beschaffenheit, aber gewichtiger historischer Bedeutung war. An ihr war es, das Schicksal des Judasevangeliums zu bestimmen.

Tatsächlich hatte Frieda bereits eine wichtige Entscheidung getroffen, die für sein Geschick bestimmend werden konnte. Sie hatte einen potenziellen Käufer für die Manuskripte gefunden. Die Aussicht, sie zu verkaufen, bekümmerte sie, aber sie fühlte, dass sie keine andere Wahl hatte, da jeder Besitzer auch verpflichtet war, für ihre Erhaltung Sorge zu tragen. Und die Kosten einer Restaurierung konnten schnell Summen verschlingen, die jenseits ihrer Möglichkeiten lagen.

„Ich fühlte mich wie vor den Kopf geschlagen. Wie kann ich kleine Frieda das nur schaffen? Das war eine gigantische Aufgabe, die ich nicht bezahlen konnte. Doch ich hatte das Manuskript zurück. Das war wiederum ein Trost.“

Im Rückblick klagt sie: „Vielleicht hätte ich mit meinem Freund in Yale darüber sprechen sollen. Er wusste Bescheid, er hätte mir die Augen geöffnet, aber Bruce Ferrini, der Händler, den ich in Ohio treffen wollte, hatte darauf bestanden, alles streng geheim zu halten.“

Am nächsten Tag kam sie nervös und ganz allein am Kennedy Airport an. Sie hielt die drei Schachteln fest umklammert, zeigte ihr Ticket vor und wollte an Bord gehen. Aber das Flugzeug hatte technische Probleme, und nach ein oder zwei Stunden Wartezeit wurde der Flug gestrichen.

Die Fluggesellschaft fand eine Ersatzmaschine auf dem eine halbe Fahrtstunde entfernten Flughafen La Guardia. Die Passagiere wurden mit einem Shuttlebus hinübergefahren. Frieda fühlte die Last der Geschichte auf ihren Schultern. Nervös bewachte sie die Schachteln, die sie trug. „Ich hielt diese drei großen, schwarzen Schachteln krampfhaft fest. Ich hatte Angst, dass das Gewackel des Busses die Manuskripte beschädigen oder zerstören könnte.“

Am La Guardia Airport stellte sich heraus, dass das Ersatzflugzeug ein kleiner Pendlerjet mit weniger als dreißig Sitzplätzen war. Die Sicherheitsleute sagten ihr, sie dürfe das Flugzeug nicht mit den Schachteln besteigen. Sie bestand darauf, aber man sagte ihr, ihre Güter würden vorsichtig behandelt werden. Am Ende musste sie sich fügen. Das Judasevangelium und die anderen Texte wurden in den Gepäckraum des Flugzeugs geschoben. Sie hatte schlafen wollen, aber die ganze Zeit ging ihr die Frage durch den Kopf, welchen weiteren Schaden die Papyri wohl erleiden mochten.

Ihr Reiseziel war Cleveland in Ohio. Die ganze Zeit stand Frieda vor einer großen Herausforderung. Sie war eine bekannte Händlerin, die Kunden unter den größten Museen und reichsten Sammlern besaß, und sie wollte die antiken Dokumente verkaufen. Natürlich wünschte sie sich als Käufer eine angemessene Institution, die in der Lage wäre, den Kodex zu restaurieren, zu übersetzen und vielleicht auch ihn auszustellen. Die angesehene Beinecke Library der Yale University hatte einen makellosen Ruf, deswegen hatte sie zuerst an sie gedacht.

Dann erwähnte der in London ansässige Antiquitätenhändler Bill Veres, den Frieda seit Jahren kannte, eine Möglichkeit. Veres war auf Münzen und antike Kunstobjekte spezialisiert, nicht auf Manuskripte, aber er erzählte Frieda, er habe eine Beziehung zu einem in Ohio ansässigen Handschriftenhändler namens Bruce Ferrini aufgebaut und die Zusammenarbeit sehe vielversprechend aus.

Veres hatte Zürich im Juni 2000 besucht. Seine Treffen mit Frieda verliefen informativ und herzlich, und bei der Gelegenheit erzählte er ihr von Ferrini und fragte sie, ob sie irgendetwas hätte, das sie verkaufen wollte. Da sie das Zögern in Yale schon bemerkt hatte, erwähnte sie die koptischen Manuskripte.

Nun, da sich Yale geweigert hatte, ein Angebot zu machen, erschien Ferrinis Interesse wie ein Glücksfall. Ferrini besaß ei-

nen ausgezeichneten finanziellen Hintergrund, jedenfalls war ihr das gesagt worden, und würde eine beträchtliche Summe für die Manuskripte bieten, die sich in Friedas Besitz befanden.

Bruce Ferrini, halb Italiener, halb Indianer, war ein Absolvent der Kent State University in Ohio. Er war einst ein aussichtsreicher Opernsänger gewesen. Als er sich auf diesem schwierigen Feld nicht durchsetzen konnte, wandte er sich dem Handel mit alten Büchern und Renaissance-Manuskripten zu. Er wurde ein führender Händler, einer der wenigen, die ihren Sitz im amerikanischen Mittelwesten hatten. Ferrinis Ruf sei gut, wurde Frieda von Veres versichert, er sei ausgezeichnet aufgestellt, um die Manuskripte restaurieren und angemessen ausstellen zu können.

Veres gab Frieda zu verstehen, Ferrini hätte einen wichtigen Kunden: Bill Gates, den milliardenschweren Vorstandsvorsitzenden von Microsoft. Sie bekam den Eindruck, Ferrini wäre dessen enger Freund oder sein Antiquitätenhändler. Frieda kannte Veres seit langer Zeit und traute seinem Urteil. Sie war überzeugt, sie könnte, für sich und für den Kodex, ein gutes Geschäft machen.

Seine Informationen über einen der wichtigsten Hintermänner Ferrinis, James Ferrell, gab Veres jedoch nicht an Frieda weiter, damit sie nicht auf die Idee käme, direkt mit diesem Kontakt aufzunehmen, dessen Preisvorstellungen zu erfragen und das Geschäft abzuschließen. Ferrell ist ein reicher amerikanischer Geschäftsmann, der ebenfalls im mittleren Westen lebt und als Nebenbeschäftigung leidenschaftlich Antiquitäten und Kunst sammelt. Er ist Präsident und Vorstandsvorsitzender der in Liberty, Missouri, ansässigen Firma Ferrellgas, einer der führenden Propangashersteller der USA und weltweit. Ferrell hatte das Unternehmen von seinem Vater geerbt, es sehr erfolgreich ausgebaut und 1994 an die New Yorker Börse gebracht.

Frieda wurde in Cleveland von Ferrini abgeholt, der nach ihrer Beschreibung aussah wie ein „ehemaliger Footballspieler“. Wegen der langen Verspätung des Fluges hatte er stundenlang am Flughafen gewartet. Nachdem sie sich vorgestellt hatten, fuhr er mit ihr in seinem Mercedes zu seinem Haus in Akron. Der Mittelsmann Bill Veres, der in der Zwischenzeit Ferrinis Partner geworden war, war bereits da, um sich mit ihnen zu treffen.

Der erste Eindruck, den Frieda von Ferrinis Wohnsitz bekam, war entschieden negativ. Es war groß, wirkte aber protzig und geschmacklos. „Das war nicht das Haus eines Händlers mit Renaissance-Manuskripten“, erinnerte sich Frieda später. „Es war ein protziges Haus, um Besucher zu beeindrucken, nicht, um darin zu leben. Mein erster Eindruck war: Wie zum Teufel kann ein Manuskripthändler, der ein Intellektueller sein soll, nur in einem Haus leben, das aussieht wie aus Hollywood?“

„Ich sah das Obergeschoss, sein Schlafzimmer. Ich dachte, in diesem Schlafzimmer hat nie jemand gewohnt. Aber noch schlugen meine Alarmglocken nicht an.“

Ferrini erklärte, sein Kunde werde in wenigen Tagen kommen. Laut Veres konnte er sich vor Begeisterung kaum halten. Ferrini, so Veres, war „eine hyperaktive Persönlichkeit, er kam in gewaltige Aufregung“, wenn ein großes neues, wirklich „heißes“ Geschäft möglich war, und dies war ein solches. Ferrini war äußerst interessiert daran, das Geschäft abzuschließen. Er vereinbarte eine Telefonkonferenz mit seinem New Yorker Rechtsanwalt Eric Kaufman und dem ebenfalls in New York ansässigen Anwalt von Friedas Familie.

Ferrinis Gesellschaft, über die er das Geschäft abwickelte, hieß Nemo. „Nemo bedeutet ‚Niemand‘ auf lateinisch“, bemerkt Frieda und fügt hinzu, dass der Name passte.

Die Verhandlungen kamen schnell zum Abschluss. Die bei-

den Händler einigten sich auf einen Preis von 2,5 Millionen Dollar. Veres glaubt, Ferrini hätte den Preis noch heruntertreiben können, wenn er Druck entwickelt hätte, denn Frieda wollte unbedingt verkaufen. Die Einzelheiten des Vertrags wurden vereinbart, und Frieda und Ferrini gingen zum Abendessen aus, um den Abschluss zu feiern.

Unglücklicherweise, für Frieda, war ein wichtiger Satz in dem unterschriebenen Vertrag nicht enthalten. Es war nicht ausdrücklich festgelegt, dass sie bis zur Zahlung des vollen Kaufpreises Eigentümerin der Papyrusmanuskripte blieb. Das war ein gewaltiger Fehler.

Am nächsten Tag, dem 9. September 2000 gab Ferrini Frieda zwei vordatierte Schecks, einen über 1,25 Millionen US-Dollar mit dem Datum des 15. Januar 2001 und einen zweiten über die gleiche Summe, der auf einen Monat später datiert war. Der Zahlungsplan war so gestaltet worden, um Ferrini Zeit zu geben, seine Geschäfte über die Bühne zu bringen und das Manuskript weiterzuverkaufen.

„Für mich war damit alles erledigt“, erinnert sich Frieda. „Ich war die Last los und glaubte, den Manuskripten wäre nun eine gute Zukunft gesichert. Ich ließ alles da, abgesehen von den Schecks. Ich ließ mir nicht einmal eine Quittung geben.“ Für eine international renommierte Geschäftsfrau im Antiquitätenhandel war dies ein Verhalten, das man alles andere als optimal bezeichnen kann.

Sobald die Geschäfte abgewickelt waren, wurde Frieda zum Flughafen von Cleveland gebracht, und sie flog nach New York zurück. Von dort aus flog sie gleich weiter in ihre Heimat nach Zürich. Der Verkauf der Manuskripte hatte nur wenige Tage in Anspruch genommen. Das allein war ein schlechtes Zeichen. Eine Ehe, die in solcher Hast geknüpft wird, kann leicht in einer Katastrophe enden.



Ferrini hatte einen großartigen Plan. Er dachte an eine hochkarätige Präsentation des Evangeliums in Japan. Doch zunächst musste er den Verkauf an den Propangasmilliardär Ferrell arrangieren. Wahrscheinlich war Bill Gates nie ernsthaft im Spiel, was man Frieda hatte glauben machen wollen. Veres seinerseits erklärt, dass von Gates die Rede war, eine Verbindung zwischen Ferrini und Gates aber niemals greifbare Gestalt annahm.

Ferrell aber war wirklich ein begeisterter Sammler, und 1999 hatten er und Ferrini eine Vereinbarung „mit dem Zweck des Ausbaus der Ferrell’schen Manuskriptsammlung“ geschlossen. Ferrell war dadurch zu einem der wichtigsten finanziellen Hintermänner bei Ferrinis Antiquitätenprojekten geworden. Ihre Zusammenarbeit hatte sich über Manuskripte hinaus auf die ganze Bandbreite des Antiquitätenhandels ausgeweitet, auf Münzen, Artefakte und Kunstwerke. Ein direktes System der Abrechnung wurde eingerichtet, das Ferrell beträchtliche Kontrolle über die Kaufvorgänge gab und festlegte, wie Ferrell die Gelder bekommen würde, die ihm zustanden.

Mit Ferrells Unterstützung machte sich Ferrini daran, in neue Märkte zu expandieren. Veres, mit seinem Expertenwissen über antike Münzen, erschloss dem Manuskripthändler aus Ohio und seinem Finanzgeber einen ganzen, neuen Geschäftszweig. Ferrini und Veres hatten sich durch die guten Dienste eines Kurators für antike Münzen am Ashmolean Museum in Oxford getroffen.

Veres reiste im Februar 2000 nach Ohio, um die Vereinbarungen für die, wie er hoffte, lukrative Geschäftsbeziehung zwischen sich und Ferrini genauer festzulegen. Veres fasste später seine Rolle in Bezug auf Ferrini in einem Memorandum an

Frieda folgendermaßen zusammen:

18. Feb. 2000

Erstmalige Ankunft in Akron mit dem Zweck, zu einer Arbeitsvereinbarung mit Ferrell-Ferrini zu kommen. Ich werde über meine Quellen Material auftreiben, Ferrell wird finanzieren, Ferrini verkaufen.

Im September desselben Jahres war Veres einige Tage vor Frieda in Akron angekommen, damit er und Ferrini ausgiebig über das Evangelienmanuskript beraten konnten. Veres' Memoranden führen die anschließenden Ereignisse im Detail auf. „Ferrini war von dem Geschäft begeistert“, heißt es da. „Was man auch sonst noch sagen könnte, der Schatz war von enormer Bedeutung.“

Veres und Ferrini entwickelten eine erste Strategie, um ihren Ankauf zu verwerten. Ferrini hatte Bekannte in dem angesehenen Cleveland Museum of Art. Dr. Michael Bennett, der dortige Kurator für Altertümer, machte Ferrini seine Aufwartung, ebenso taten dies auch mehrere der Direktoren des Museums, und Ferrini und Veres suchten auch ihrerseits das Museum auf.

Nach Friedas Abreise blieb Veres weiter in Akron. In seiner Zusammenfassung schrieb er: „Ich bleibe in Akron, bis Ferrell kommt und das Material untersucht. Ich hoffe, er kauft das Konvolut.“

Ferrini hatte ehrgeizige Pläne. Sein Codewort für das neue Geschäftsvorhaben lautete „Projekt Erstes Wort“. In einem im Herbst 2000 aufgesetzten Memorandum skizzierte Ferrini einen genauen Zeitplan, um das Projekt bis zum Beginn des Jahres 2002 in Gang zu bringen.

Im Januar 2001 wollte er in einer Pressemitteilung die Existenz des Judasevangeliums bekannt geben. Die Arbeit des Fo-

tografierens, Restaurierens und Übersetzens sollte beginnen. Im Februar 2001 wollte er eine Pressekonferenz abhalten. Für November oder Dezember 2001 war eine erste öffentliche Ausstellung in Aussicht genommen. Sie sollte im Toppan Printing Museum in Tokio stattfinden. Ein Katalog war vorzubereiten.

Im Januar 2002 sollte das „Erste Wort“ dann publiziert werden, irgendwann später im Jahr 2002 auch eine Faksimileausgabe erscheinen. Ferrini beabsichtigte, mehrere ausgewählte Expertengruppen mit spezifischen Aufgaben zu berufen, bestehend aus führenden Wissenschaftlern und Institutionen aus aller Welt. Zu diesen Personen und Institutionen könnten gehören:

- ein „Team zur Durchführung der Restaurierung“, gebildet aus Wissenschaftlern der University of Michigan, der Duke University oder des Britischen Museums,
- ein „Übersetzungsteam“ unter der Leitung von Elaine Pagels von der Princeton University, einer führenden Expertin für gnostische Evangelien, unter Einschluss von Wissenschaftlern der Harvard University oder der Morgan Library in New York,
- ein „Team zur kontextuellen und theologischen Auswertung, Gnosis, Nag Hammadi“, ebenfalls unter Beteiligung von Pagels und der Harvard University,
- ein „Team von Filmjournalisten“, das die ganzen Vorgänge filmisch festhalten sollte,
- ein „Fotografenteam zur Lieferung der Übersetzungsvorlagen“ und ein „Fotografenteam für die Faksimileausgabe“, die, nach seinen Vorstellungen, im bibliophilen Verlag Yoshodo in Tokio erscheinen sollte,
- ein „Team Sensation und Romantik: Geschichte der

Entdeckung, des Erwerbs, der Übersetzung und der Verbreitung“, geleitet von ihm selbst und von Dorothy Shinn, einer Kunst- und Architekturkritikerin der lokalen Tageszeitung *Akron Beacon Journal*,

- ein „Team zur Vorbereitung der Austeilung im Toppan und des Katalogs“, zu leiten von Yoshodo und Ferrini,
- ein „Team zur kontextuellen und theologischen Auswertung, Historischer Jesus/Judas & Bedeutung für die heutigen Christen“; gedacht war dabei an das Ashland Theological Seminary, allerdings zunächst noch mit Fragezeichen.

Ein weiterer Experte, der konsultiert wurde, war Charles W. Hedrick, ein Professor der Southwest Missouri State University. Als Spezialist auf dem Gebiet des Neuen Testaments, der an der Auswertung der Nag-Hammadi-Dokumente und an der Supervision des Vorhabens durch die UNESCO teilgenommen hatte, war er ein Freund und ehemaliger Kollege von Professor James M. Robinson im kalifornischen Claremont.



Die ehrgeizigen Träume, nach denen das Gespann Veres-Ferrini das Judasevangelium und die dazugehörigen Kodizes auswerten wollte, zerplatzten nach kurzer Zeit.

Ein paar Tage, nachdem Frieda abgereist war, kam James Ferrell in Begleitung seiner Finanzberaterin Theresa Schekirke, der Präsidentin von Ferrell Capital. Irgendwer aus dieser Gruppe traf eine sehr abwegige Entscheidung: die Texte wurden in einen Gefrierschrank gelegt. Mario Roberty erzählt: „Ferrini verkündete stolz, er habe dieses ‚Verfahren‘ gewählt, um die

einzelnen Seiten ‚ohne Schaden für das Manuskript‘ zu trennen! Jeder Kundige, der von Ferrinis ‚Verfahren‘ hörte, war entsetzt und schockiert.“ Später stellte man fest, dass der Gefrierschrank den Texten schlimmeren Schaden zugefügt hat als alle Behandlungen zuvor.

Der Propangasmogul war mit einer Agenda nach Akron gekommen, die sich beträchtlich von dem unterschied, was Ferrini vorschwebte. Veres berichtet: „Als Ferrell ankam, vermittelte er den Eindruck, er hätte keine große Lust, weitere Ankäufe zu tätigen. Später fand ich heraus, dass die Ursache der schlechten Stimmung Probleme in Ferrinis Buchführung waren, auf die Theresa Schekirke gestoßen war.“ Ferrell erklärte über Schekirke, er wolle sich über seine Beziehungen zu Ferrini nicht äußern.

In den Prozessunterlagen ist nicht eindeutig festgehalten, wann Theresa Schekirke die, nach ihrer Einschätzung, Unregelmäßigkeiten in Ferrinis Buchführung entdeckte. Veres notiert in seinem Memo, das er Jahre später für Nussberger aufsetzte: „Ohne dass ich zu jener Zeit“ – gemeint ist der September 2000 – „davon gewusst hätte, entdeckt Schekirke Probleme darin, wie Ferrini mit Ferrells Geldern vorgeht und beim Kauf der Papyri handelt. [Das Geschäft] ... kommt nicht zustande“. Laut den Prozessunterlagen kam es schließlich nach ungefähr zwei Jahren so weit, dass Ferrell und Ferrini sich gegenseitig verklagten und ihre Geschäftsbeziehungen abbrachen. Ferrell beanspruchte unter anderem eine korrekte Rechnungslegung von Ferrini; dieser ließ anwaltlich erklären, er hätte eine solche Rechnungslegung vorgelegt.

Viele der Prozessunterlagen sind aufgrund des zwischen beiden Seiten geschlossenen Vergleichs gesperrt, und von Frieda Tchacos Nussberger oder dem Judasevangelium ist in den zugänglichen Unterlagen kaum die Rede. Aus den Dokumenten wird deutlich, dass sich die Beziehungen zwischen Ferrini

und Ferrell im Umbruch befanden. Bill Veres, der in Akron anwesend war, als Schekirke und Ferrell dort ankamen, notiert, dass sie sich auflösten. „Ferrells Meinung über Ferrini hat sich zum Schlechten gewandelt, und ich vermute, nichts konnte seine Meinung ändern, auch nicht ein noch so gutes Geschäft.“

Ferrini unternahm andere Anstrengungen, einen Verkauf zu realisieren. Unter anderem nahm er Kontakt zu Martin Schøyen auf, dem Finanzmann hinter Robinson, der Ferrini Einzelheiten über die Verhandlungen aus dem Jahr 1983 erzählte, als Robinson Stephen Emmel nach Genf entsandt hatte. Schøyen informierte Ferrini weiter, dass Hanna „mehr oder weniger“, so Schøyens Worte, im Jahr 1990 einem vorgeschlagenen Verkaufspreis von 986000 US-Dollar zugestimmt hätte – der Abschluss war für den Dezember 1990 in New York geplant, dann aber wegen der Operation Desert Storm nicht zustande gekommen. Schøyen meinte zu Ferrini, er solle überprüfen, ob noch alles vorhanden wäre. Schøyen wollte einem, wie Bill Veres sagt, „tiefgestapelten Angebot“ in etwa der gleichen Höhe den Weg bereiten, das hieß einem Preis, der 1,5 Millionen Dollar unter der Summe lag, zu deren Zahlung er Frieda gegenüber vertraglich verpflichtet war. Für den Händler aus Ohio wäre dies ein gewaltiger Verlust gewesen.

Ferrini steckte in finanziellen Schwierigkeiten. Er schuldete mehreren Parteien Hunderttausende Dollars und musste den Kodex dringend verkaufen, um seine Verluste abzufangen. Innerhalb weniger Monate sollte an die Stelle der freudigen Erregung beim Geschäftsabschluss ein erbitterter Streit mit Frieda Nussberger und ihrem Anwalt Mario Roberty treten.

Einige Tage nach Schekirkes Besuch in Akron informierte Veres Frieda über das angespannte Verhältnis zwischen Ferrell und Ferrini und über dessen finanzielle Schwierigkeiten. Frieda begann zu fürchten, die beiden vordatierten Schecks Ferrinis

könnten platzen. Ihr würden 2,5 Millionen Dollar fehlen, während Ferrini im Besitz der antiken Texte blieb.

Frieda hatte bereits ein Treffen mit ihrem Anwalt Mario Roberty vereinbart. Roberty, ein verbindlicher Mann, hat in Basel, einem Zentrum der Kunst und der Kultur, Jura studiert und lebt dort. Er ist ein typisches Schweizer „Potpourri“, in abgestimmter Mischung geprägt von französischer, deutscher und italienischer Kultur, und wechselt mühelos von einer der drei Hauptlandessprachen in die andere. Da er auch einige Zeit an der Columbia University in New York studierte, spricht er zudem ausgezeichnet Englisch.

Bei ihrer Rückkehr in die Schweiz traf Frieda mit Roberty zusammen, und am 15. September fuhren die beiden gemeinsam mitten durch das Zentrum der Schweiz, von Zürich zu einem geschäftlichen Treffen in Lugano im italienischsprachigen Süden des Landes. Es war eine schöne Fahrt durch eine Landschaft, in der die Blätter unter der Herbstsonne rot und golden aufleuchteten.

Auf dem Weg sah Roberty den Vertrag durch, den Frieda in Amerika unterzeichnet hatte. Er entdeckte die Probleme sofort. Roberty sagte: „Da haben Sie etwas sehr Dummes getan.“

Als sie sich der Stadt Schwyz näherten, fragte Frieda kleinlaut: „Was soll ich denn jetzt machen?“

„Wir müssen die Manuskripte zurückbekommen“, antwortete Roberty.

In Schwyz hatte Roberty vier Jahre lang das Jesuiteninternat Maria Hilf besucht. Dort hatten er und die anderen Zöglinge jeden Morgen lange *Silentium*, Schweigeminuten, ertragen müssen; die Anstaltsleitung erhoffte sich davon, die Jungfrau Maria möchte den Schülern den leidenden Jesus auf dem Weg zu Kreuzigung und Auferstehung vor die Seele führen. Ironischerweise war er nun wieder in der Stadt und leistete Hilfe dabei, die Worte des Verräters Judas wiederzubeschaffen, die

die entstehende katholische Kirche vor 1 800 Jahren verdammt hatte.

Roberty ahnte bereits, dass Frieda vielleicht niemals von Ferrini bezahlt werden würde, und erkannte, dass er eine Strategie entwickeln müsste. Beim ersten Halt holte er ein Diktiergerät hervor, um Friedas persönliche Aussage über den Verkauf aufzuzeichnen. Der Versuch, das Evangelium aus seinem zeitweiligen Aufenthalt in Akron zurückzuholen, hatte begonnen.



Ferrinis Finanzprobleme wurden immer schlimmer, aber, gleich vielen anderen Kunst- und Antiquitätenhändlern aus aller Welt, ließ er es sich nicht nehmen, nach Basel zu fahren, Robertys Heimatstadt, dem Sitz einiger der weltweit angesehensten Kunst- und Kulturmesen. Die Herbstmesse hieß CULTURA 2000 und war antiker, klassischer, asiatischer, präkolumbianischer, ethnographischer und europäischer Kunst gewidmet. Sie fand vom 14. bis 22. Oktober 2000 statt; Ferrini hatte einen Stand im Erdgeschoss, wo überwiegend illuminierte Handschriften des Mittelalters ausgestellt waren. Roberty vereinbarte, sich dort mit ihm zu treffen.

Roberty war der Meinung, dass eine Zusammenarbeit mit Ferrini der offenen Konfrontation vorzuziehen wäre. Er schlug vor, Frieda sollte ihm als Zeichen der Freundschaft einige Objekte auf Kommissionsbasis geben. Roberty hielt später in einem Brief fest, dass Ferrini „eine Anzahl von Objekten seitens der Nefer AG [Friedas Unternehmen] auf Kommissionsbasis [erhalten hat]. Vor Jahresende verlangt die Nefer AG eine Erklärung ihrerseits, welche Objekte bereits verkauft sind und für welche sie eine Verlängerung der Konsignation brauchen.“

Obwohl Roberty seine eigene gemeinnützige Stiftung zur

Förderung von Projekten im Kunst- und Antiquitätenbereich hatte, die Maecenas Stiftung, schlug er vor, eine neue, separate gemeinnützige Stiftung speziell für das Kodexprojekt zu gründen. Diese sollte unter Schweizer Recht arbeiten und mit einem Startkapital von 100000 Dollar versehen werden, beizusteuern zu gleichen Teilen von Frieda und Ferrini. Ferrinis Antwort war nicht ablehnend, aber abwartend; vielleicht hoffte er, aus dem in seinem Besitz befindlichen Material Verkäufe zu realisieren.

Da auf konziliantem Weg zu keinen Resultaten zu kommen war, schlug Roberty Ende 2000 eine härtere Gangart ein, um die Manuskripte zurückzuerlangen. Die beteiligten Parteien trafen sich im Dezember in New York, um eine Vereinbarung auszuarbeiten, nach der Frieda ihr Eigentum zurückbekommen würde. Die Treffen fanden in angespannter Atmosphäre statt. Ferrini wurde von Eric Kaufman vertreten, einem angesehenen Rechtsanwalt, der sich selbst leidenschaftlich für antike und mittelalterliche Manuskripte interessierte. Bei dem Vorgeplänkel, wo beide Seiten versuchten, sich in Stellung zu bringen, sondierte Kaufman die Frage der Provenienz der Manuskripte. Er erklärte, die Manuskripte seien höchstwahrscheinlich illegal in die USA eingeführt worden, und führte weiter aus, dass der Verkauf illegal erworbener Texte selbst illegal wäre, unbeschadet des Umstands, dass Frieda für ihren Import nicht verantwortlich war: Hanna Asabil hatte den Kodex 1984 in die USA eingeführt.

Roberty stellte das Startkonzept einer Stiftung für den Kodex vor. Ferrinis ursprüngliches Konzept für „Das erste Wort“ wurde zum „Logos Project“ modifiziert.

Am 15. Dezember 2000 forderte Roberty in einer Notiz an Kaufman, dass die Punkte, auf die man sich in New York verständigt hatte, schriftlich niedergelegt würden. Er fügte hinzu:

Wir müssen zunächst sicherstellen, dass Mr. Hanna Asabil* [sic] einen gesicherten Rechtsanspruch auf Eigentum und Nießbrauch an den Manuskripten besaß und dass er das Recht hatte, die Dokumente an Frieda zu verkaufen. *Bei meiner Rückkehr nach Basel werde ich diese Frage untersuchen und Ihnen meine Ergebnisse zur Überprüfung übermitteln.*

Roberty unterstrich die Notwendigkeit der Geheimhaltung:

Alle Beteiligten stimmen klar darüber überein, dass niemand, auch nicht Bruce oder Frieda, sondern einzig die Stiftung das Recht hat, irgendein Wissen im Hinblick auf die Manuskripte oder abgeleitet aus ihnen öffentlich zu verbreiten oder kommerziell zu nutzen. Im Augenblick und bis zur Klärung aller rechtlichen Fragen liegt es im besten Interesse des Projekts, seine Existenz streng vertraulich zu behandeln.

Mitte Januar 2001 war eine provisorische Vereinbarung über die Aufhebung des ursprünglichen Kaufvertrags zwischen Frieda und Ferrini erzielt. Ferrini würde alle Manuskripte mit Ausnahme von zweien – dem mathematischen Traktat und den paulinischen Briefen – zurückgeben, im Gegenzug würden die Schecks, die er ausgestellt hatte, für nichtig erklärt. Eine Inventarliste der Güter sollte aufgestellt werden, der klar zu entnehmen wäre, was zurückgegeben würde. Für den mathematischen Traktat und die paulinischen Briefe würde Ferrini einen Kaufpreis von 300000 Dollar entrichten. Die neue Stiftung Logos sollte gegründet werden und Ferrini die Option eingeräumt werden, sich an ihr zu beteiligen.

* Pseudonym

Doch Ferrini zögerte. Weder Roberty noch Frieda gelang es, eine Antwort zu erhalten, mit der das Geschäft abgeschlossen werden konnte. Je länger es dauerte, desto wahrscheinlich wurde es, dass Ferrini die Manuskripte verkaufen würde.

Ferrinis Saumseligkeit mag aber einen etwas anderen Grund gehabt haben. Ende Januar und im Laufe des Februars versuchte er angestrengt, einige der Texte zu verkaufen, um doch noch das zu erzielen, was er für den eigentlichen Wert der Manuskripte hielt. Da er sich vertraglich verpflichtet hatte, 2,5 Millionen Dollar zu bezahlen, brauchte er einen Gesamterlös, der weit über dieser Größe lag. Er glaubte, er hätte die verschiedenen Papyri entsprechend ihrer Preiskategorien sortiert. Er war dabei, den Verkauf des mathematischen Traktats abzuschließen, und glaubte, auch für die Paulinischen Briefe einen Käufer zu haben, aber das letztere Geschäft zerschlug sich.

Der Vorschlag, die Logos Foundation zu gründen, in der Frieda und Ferrini zusammenarbeiten sollten, trat in den Hintergrund und war bald vergessen. Von Robertys Standpunkt aus war eine zukünftige Zusammenarbeit zwischen seiner Klientin und Ferrini nicht wünschenswert. Er verlangte die Rückgabe der kostbaren Manuskripte an seine Klientin, wofür im Gegenzug Ferrini seine vordatierten Schecks zurückerhalten würde.

Der Druck auf Ferrini wuchs an mehreren Fronten. Laut Prozessunterlagen kam es am 1. Februar 2001 zu einer weiteren Vereinbarung zwischen Ferrini und Ferrell: Ferrell machte Ferrini darin strenge Auflagen, was dessen Vertretung von illuminierten Handschriften, Gemälden und sonstigen Kunstwerken aus Ferrells Privatsammlung betraf.

Nach der Vereinbarung zu urteilen, hatte Ferrell das Vertrauen in Ferrinis Redlichkeit verloren. Ferrini behauptete später, er sei zu dieser Vereinbarung einigermaßen genötigt worden.

Roberty entschloss sich nun zu einem Spiel mit dem Feuer – wohl wissend, dass man sich dabei die Finger verbrennen

kann. Er ließ Informationen durchsickern, um Ferrini unter Druck zu setzen. Er bediente sich dazu eines Internet-Bloggers namens Michel van Rijn, eines Holländers, der auf seiner Website zum Kunst- und Antiquitätenhandel gerne Klatsch verbreitete. Er und van Rijn hatten sich ein Jahr zuvor bei einer anderen Gelegenheit, im Zusammenhang mit einem japanischen Museum, kennen gelernt. Dabei hatte der Holländer Roberty mitgeteilt, er habe für Scotland Yard gearbeitet, sei dann aber – aufgrund von falschen Ursachen, wie er behauptete – von der britischen Behörde entlassen worden. Van Rijn behauptete, Informationen über seinen japanischen Kunden zu besitzen, die diesem schaden könnten, und forderte, laut Roberty, Geld, um Stillschweigen zu bewahren.

Trotz des zweifelhaften Charakters dieser Forderung, als welche Roberty sie verstand, empfand er van Rijn doch als eine interessante, wenn auch exzentrische und zuweilen irrationale Persönlichkeit: „Er ist verrückt, er ist wahnsinnig, aber auch faszinierend“.

In der Hoffnung, einigen Druck auf Ferrini auszuüben, beschrieb er van Rijn gegenüber, welche Geschäfte Ferrini mit Frieda gemacht hatte. Roberty bereitete den Entwurf eines Artikels vor, der auf van Rijns Website unter dessen Verantwortung veröffentlicht werden sollte und Frieda und das Projekt in ein günstiges Licht stellte:

All diese Manuskripte sind unschätzbare historische Dokumente, nur vergleichbar mit so bedeutenden Funden wie der Nag-Hammadi-Bibliothek oder den Qumran-Rollen vom Toten Meer. Sie gehören der ganzen Menschheit, sollten in öffentlichen Besitz kommen und der Forschung zugänglich sein. Zu diesem Zweck hat Frieda eine öffentliche Stiftung geschaffen, der diese Manuskripte übereignet werden. Doch Ferrini möchte sie zur Befriedigung seiner hab-

gerigen Pläne zu Geld machen ... Käufer, Vorsicht! ein verrückter Händler verkauft Teile unserer Geschichte.

In einer E-Mail vom 5. Februar gratulierte Roberty van Rijn ausdrücklich zu seinem Artikel:

Das haben Sie genial gemacht, Gratulation! Sie haben Ihre Website in bestmöglicher Weise aktualisiert, ich bewundere Ihre Fähigkeiten ... Die Sache ist die, ich möchte gern den Druck auf B.F. aufrechterhalten, bis er wirklich seine Zusage (die seines Rechtsanwalts) erfüllt. Deswegen ist wahrscheinlich die nackte Wahrheit die beste und einzig mögliche Aktualisierung von „Bruce on the Loose“. Hoffentlich wird Bruce (sein Anwalt) das Versprechen halten und die Manuskripte bis zum 14./15. Februar 2001 zurückgeben lassen.

Die Beziehung erwies sich jedoch als zweischneidig. Später sollte sich van Rijn gegen Roberty wenden und schrieb auf seiner Website: „Als die Geschäfte mit Roberty ihren Gang gingen, bekam ich ein immer unschöneres Bild von seinen Aktivitäten.“ Roberty las van Rijns aktualisierte Website, als der Artikel am nächsten Tag erschien, und stellte fest, dass der Wortlaut verändert war. Er schickte van Rijn eine E-Mail: „Offen gesagt, bin ich damit nicht sehr glücklich. Ihr erster Absatz verrät Informationen, die nur von meiner Seite stammen können, und das könnte die morgen (d. h. heute) beginnenden Verhandlungen erschweren.“

Die Wahrheit ist, dass van Rijn unberechenbar war, nach Robertys späterer Ansicht „ein Psychopath mit Verfolgungswahn“, der ständig Streicheleinheiten und Aufmerksamkeit verlangte. Robertys Versuche, ihn zu zügeln, waren nur teilweise erfolgreich.

Anfang Februar waren Ferrini und Kaufman bereits über die Anschuldigungen auf van Rijns Website informiert und erbost. Kaufman schrieb an Roberty am 8. Februar und betonte, dass er und Frieda bislang noch keinen Beweis bezüglich ihres Rechtsanspruchs geliefert hätten. „Angesichts dieser Umstände“, schrieb Kaufman,

ist es besonders ärgerlich, dass Ihr Freund van Rijn Ferrini öffentlich des Diebstahls und der Ausstellung fragwürdiger Schecks beschuldigt, von seiner schlechten finanziellen Lage spricht und vielfach auf persönliche Weise angreift. Es ist jedoch weit betrüblicher, dass Sie durchblicken lassen, Ferrini sei eines Verbrechens schuldig, weil er die Manuskripte nicht bezahlen oder zurückgeben wolle ...

Ferrini ist derjenige, der dadurch geschädigt wurde. Sein Ruf wurde durch van Rijn besudelt, aufgrund von Informationen und Falschinformationen, die ihm zugetragen wurden, und Ferrini ist es, der eine beträchtliche finanzielle Einbuße erleiden wird, wenn er seinen Kunden nicht überzeugen kann, dass sein Anspruch an den Werken, die er guten Glaubens gekauft und verkauft hat, zu Recht besteht.

Unterdessen erfreute sich van Rijn weiter der Informationen, die ihm zugetragen worden waren. Für ihn war Roberty eine fruchtbare Informationsquelle für seine Website. Er wollte veröffentlichen, was er wusste. „Ich denke, es ist an der Zeit, es ‚Bruce on the Loose‘ zu geben“, schrieb er Roberty am 6. März 2001.

Roberty, der mit van Rijn die ganze Zeit in Verbindung geblieben war, schickte keine Antwortmail. Anfang März brauchte er van Rijns Hilfe in der Angelegenheit des Judas-

evangeliums auch nicht mehr, wenigstens nicht im Augenblick. Zu jenem Zeitpunkt war das Geschäft erledigt, er hatte die Rückgabe der antiken Manuskripte an seine Klientin durchgesetzt. Ihr Verbleib würde das Thema weiterer Debatten und Diskussionen sein. Er beruhigte den stürmischen van Rijn, der per E-Mail antwortete: „Ich habe mich entschlossen, nicht mehr auf Bruce einzuprügeln. Aber wenn Frieda sonst noch was einfällt, würde ich das gerne hören.“

In der zweiten Februarwoche 2001 war das Geschäft zwischen Bruce Ferrini und Frieda Tchacos Nussberger im Prinzip abgeschlossen. Am Ende behielt Ferrini nur den mathematischen Traktat, für den er einen Kaufpreis von 100000 Dollar bezahlte.

Am 15. Februar flogen Frieda und Roberty nach Cleveland, um die Manuskripte abzuholen, die Frieda fünf Monate zuvor Ferrini überlassen hatte. Roberty benutzte das bekannte Clevelander Anwaltsbüro Taft, Stettinus and Hollister LLP als seinen Repräsentanten bei den Übergabeformalitäten. Die „freiwillige Vereinbarung“ zwischen den Parteien wurde am 16. Februar unterzeichnet.

Frieda erinnert sich an die Übergabe, die am 16. Februar in Akron stattfand, nicht voll Glück und Dankbarkeit, sondern mit Schaudern: „Die Einigung war erzielt und unterschrieben. Meine Rechtsanwälte begleiteten uns nach Akron, sie wollten sicher sein, dass alles reibungslos verlief. Ich musste unterschreiben, dass ich alles erhalten hätte, alle Manuskripte sowie ein paar Ringe, die ich Ferrini während der Messe in Basel auf Kommissionsbasis überlassen hatte.“

„Die Ringe waren kein Problem. Ich besaß Fotos und Beschreibungen. Aber die Papyri ... wie hätte ich denn erkennen können, ob etwas fehlte? Ich wusste, ich würde nicht feststellen können, ob Ferrini die Manuskripte vollständig zurückgab. Ich hatte nicht einmal gewagt, sie durchzusehen, als ich sie von

Hanna in Brooklyn bekam und in Yale abliefern. Ich wollte noch nicht einmal das Risiko eingehen, sie zu fotografieren, weil ich wusste, dass der geringste Eingriff Schaden konnte, und das wäre ein schrecklicher Verlust gewesen."

"Ferrini hatte alles vorbereitet. Wir hatten uns in seinem Haus verabredet. Er hatte alles auf dem großen Eichentisch ausgebreitet, der wie die Kopie eines Renaissanceoriginals aussah, in der eindrucksvollen Bibliothek seiner Villa."

"Als ich mir anguckte, was auf dem Tisch lag ... die Seiten waren lose und winzige Fragmente flogen umher ... wurde ich traurig. Es gab keine Möglichkeit, herauszufinden, was ich nach diesem teuren und äußerst schmerzlichen Kampf zurückerhielt. Niemals in meiner gesamten Laufbahn hatte ich eine solche Rückgabe mit Rechtsstreitigkeiten und so vielen Rechtsvertretern um mich herum erlebt. Mario Roberty und drei Vertreter von Taft & Stettinus ... Ich hasste das. Ich war gekränkt bis auf die Knochen."

"Alle schauten mich fragend an: ‚Ist alles da?‘, fragten sie. Ich nickte verlegen. Wie sollte ich wissen, was da war, in Griechisch und Koptisch, von diesen alten Manuskripten? Ich musste, ich weiß es nicht mehr genau, ein Papier oder mehrere Papiere unterschreiben. Dann begann das Einpacken, und ich machte Fotos."

Am Tag zuvor hatten sich Roberty und Frieda vorbereitet und in einem großen Geschäft unmittelbar außerhalb Cleverlands Verpackungsmaterial gekauft. Sie waren, mit Friedas Worten, „super ausgerüstet“, um die Manuskripte in Besitz zu nehmen und in die Schweiz zurückzubringen.

Als das Einpacken fertig war, schlug Ferrini vor, eine Flasche Champagner zu öffnen. Alle Anwesenden stießen an. „Er schmeckte scheußlich. Er war warm und sauer“, erinnert sich Frieda.

Der nächste Schritt war, die Materialien zum Auto zu brin-

gen und Akron zu verlassen. „Wir alle verließen die verdammte Villa in Akron. Ich hatte an den Manuskripten schwer zu tragen.“

Frieda und Roberty kamen am selben Abend in New York an und buchten sofort Plätze für den Rückflug nach Zürich. „Ich erinnere mich, wie wir auf unseren Plätzen saßen mit Judas in der Mitte. Wir waren erleichtert ... aber schließlich auch glücklich, dass wir bei der schwierigen Aufgabe Erfolg gehabt und die Manuskripte zurückerhalten hatten. Wir tranken ein paar Gläser guten Champagner und schliefen ein.“

Frieda hatte den Eindruck gewonnen, dass die Abfolge der Ereignisse seltsam war, sich rationalen Erklärungen entzog. Ihr privater Judasfluch setzte sich fort. Sie fasst den Eindruck zusammen: „Judas wollte mich nicht gehen lassen. Er klammerte sich an mich und quälte mich. Die Zukunft war düster. Die Zukunft der Manuskripte schien düsterer denn je.“

Aber das Judasevangelium hatte nun die Talsohle seiner Reise durchmessen und war endlich auf dem Weg zu einer angemessenen Restaurierung. Frieda wusste, dass die nächsten Schritte nicht leicht sein würden und dass sich die seltsamen Vorkommnisse, die die verwickelte und oft peinigende Verbindung mit dem Judasevangelium für sie zu einer schweren persönlichen Prüfung gemacht hatten, sich fortsetzen konnten. Frieda, bis zu diesem Punkt ihres Lebens eine ziemlich weltlich eingestellte Frau, stellt nun zu ihrer eigenen Überraschung Spekulationen über die Geschehnisse in einer religiös getönten Sprache an.

„Judas hat mich erwählt, um ihn zu rehabilitieren“, sagt sie. „Er führte mich, zog die Fäden, um mich auf den rechten Weg zu führen. Aber die geistigen Mächte, die ihn jahrtausendlang im Dunklen festgehalten hatten, widersetzten sich seiner Rehabilitation.“

„Es begann mit dem Einbruch und es setzte sich fort. Es

folgte mir auf jedem Schritt. Es war, als wäre der Geist aus Aladins Wunderlampe freigesetzt. Es war, als ob Judas an meiner Seite kämpfte, um mich vor den Schlägen zu schützen, die Probleme zu lösen, die auftraten, und mich durch das Labyrinth zur endgültigen Rettung zu geleiten.“



Es gibt eine Reihe von Nachschriften zu dieser Geschichte.

Im Herbst 2002 erbot sich Bruce Ferrini, ein größeres Gebäude für seine Alma Mater, die Kent State University, mit einem Beitrag von 6,8 Millionen Dollar zu finanzieren, das den Namen seines Sohnes tragen sollte – das Matthew Ferrini Institute for Human Evolutionary Research. Zeugnisse über Ferrinis lupenreinen Charakter und seine herausragenden Leistungen wurden von der Universität verbreitet.

Die Multi-Millionenspende war vielleicht eine Reaktion auf seine untröstliche Verzweiflung angesichts des Verlusts seines Sohnes, der ein Jahr zuvor gestorben war. Ferrini steckte bereits in beträchtlichen Schulden. Nach Professor Owen Lovejoy, der das Projekt für die Kent State leiten sollte – Ferrini war Jahre zuvor sein Student gewesen – wollte dieser mit dem Zentrum seinem Sohn ein Denkmal errichten. Eine kleine Geldsumme kam tatsächlich – Lovejoy sprach von „gelegentlichen Zuwendungen“. Das reichte aus, um etwas Büromaterial und Nachschub zu kaufen, aber kaum dazu, das Projekt über das Planungsstadium hinauszubringen. Die Gesamtsumme erreichte die Universitätskasse nie. Im Jahr 2005 war das groß angekündigte Matthew Ferrini Institute von der Website der Kent State University verschwunden. Lovejoy beklagt, dass es nicht realisiert werden konnte, und konstatiert: „Das Projekt ist gestorben, mausetot.“

Was das Schicksal des antiken mathematischen Traktats betrifft, den Ferrini erworben hatte, so hatte er dafür zwei potenzielle Kunden – und hat offenbar beide Teile davon verkauft. Einen Käufer fand Ferrini über den bekannten und angesehenen Londoner Kunst- und Manuskripthändler Sam Fogg. Der neue Besitzer des mathematischen Traktats ist ein US-Bürger, der es vorzieht, ungenannt zu bleiben. Derselbe Sammler soll, so heißt es, zuvor schon den Archimedes-Palimpsest erworben haben, einen berühmten mathematisch-naturwissenschaftlichen Text aus dem Altertum, der zurzeit gerade am angesehenen Walters Art Museum in Baltimore, Maryland, restauriert und übersetzt wird.

Fogg beauftragte Alexander Jones von der University of Toronto, einen talentierten, aufstrebenden kanadischen Wissenschaftler, der auf antike wissenschaftliche Texte spezialisiert ist, mit der Aufgabe, den neu erworbenen mathematischen Traktat auszuwerten und zu publizieren. Jones plant, ihn 2008 herauszugeben, in Zusammenarbeit mit Roger Bagnall von der Columbia University.

An diesem Geschäft macht jedoch eines stutzig: Ferrini hat einen zusätzlichen, separaten Verkauf von mindestens drei Seiten des mathematischen Traktats getätigt, die nicht in das eingeschlossen waren, was er über Fogg verkaufte. Ferrini verkaufte diese Seiten direkt an den bekannten, in Los Angeles ansässigen Sammler und Philanthropen Lloyd Cotsen, der als größerer Spender im Bereich von Kunst und Altertümern hervorgetreten ist. 1997 gab dieser seiner Alma Mater, der Princeton University, eine Spende zur Errichtung der Cotsen Children's Library. Zwei Jahre später ließ er der University of California in Los Angeles die größte Spende zukommen, die es in der Geschichte der amerikanischen Archäologie bis zu diesem Zeitpunkt gab.

Obwohl Cotsen den mathematischen Traktat direkt von Fer-

rini kaufte, nahm er ihn nicht in Los Angeles in seinen Besitz, sondern schickte die erworbenen Seiten sofort zum Archiv der Princeton University, so die Auskunft von Lyn Tansey aus Cot-sens Büro. Dort kam es in die Verantwortung des für Hand-schriften zuständigen Kurators Don Skemer. Jones, der ein Jahr als Gastwissenschaftler am Institute for Advanced Studies in Princeton verbrachte, hatte im Herbst 2005 Gelegenheit, die Seiten in der Universität zu untersuchen. Er berichtet, was kei-ne Überraschung ist, dass die Seiten zu dem gleichen Manu-skript gehören, das er zusammen mit Bagnall herausgeben will.

Bagnall nennt es einen „Skandal“, dass der Traktat porti-onsweise verkauft wurde. Er sieht darin ein völlig unverant-wortliches Vorgehen.

Das war aber nicht alles, was fehlte. Frieda Tchacos Nuss-berger sollte bald erfahren, dass auch aus dem Judasevangeli-um und den anderen Papyrustexten Seiten und Fragmente fehl-ten. Frieda und Roberty haben eine Reihe von Personen in Verdacht, die die Dokumente besaßen oder Zugang zu ihnen hatten – von Mia in Griechenland bis zu Bruce Ferrini in Ohio und Bill Veres in London.

Veres antwortete umgehend in einem Schreiben aus dem Jahr 2004 und beteuerte, er hätte sich niemals in irgendeiner Weise an dem Material vergriffen:

Ich habe erfahren, dass eine beträchtliche Menge der Pa-pyri, die ich in Akron gesehen hatte, fehlte, als die Texte schließlich zurückgegeben wurden. Ich habe erfahren, dass Ferrini behauptet, mich während dieser Zeit in sei-nem Haus mit dem Material allein gelassen zu haben und dass ich einige Fragmente oder Seiten gestohlen/entfernt haben könnte. Zwar trifft es zu, dass ich erlaubterweise auf seinem Anwesen unbeaufsichtigten Zugang hatte (und zwar vor und nach dem Besuch Ferrells), aber Ferri-

ni hat mir gegenüber zu jener Zeit niemals behauptet, dass etwas verschwunden sein könnte. Ich habe von Ihnen erfahren, dass eine Reihe von Fragmenten, verpackt in griechischem Zeitungspapier, sowie ein Briefumschlag mit weiteren Fragmenten verloren gegangen seien. Ich bezeuge, dass diese Ferrini übergeben wurden und sich zu der Zeit meiner Abreise aus Akron in seinem Besitz befanden.

Trotz all seiner Geschäftemachereien geriet Ferrini in immer seichteres finanzielles Fahrwasser. Am 15. September 2005 meldete er vor einem Gericht in Ohio Insolvenz an.

Im Januar 2006 tauchte ein beträchtlicher Teil von zwei Seiten des Judasevangeliums auf; sie wurden als die Seiten 5 und 6 identifiziert. Diese Seiten hatte ein New Yorker Privatsammler nach der Rückgabe des Papyrusmanuskripts an Frieda Tchacos Nussberger erhalten. Der Absender war Bruce Ferrini. Versuche, mit dem Manuskripthändler aus Cleveland Kontakt aufzunehmen, erwiesen sich als erfolglos.



All diese traurigen und sogar schimpflichen Machenschaften hatten immerhin ein positives Ergebnis: Das Judasevangelium war nun wieder im Besitz von Frieda Tchacos Nussberger, die nun eifrig bemüht war, Geldmittel und Experten zu finden, um das Dokument wieder lesbar zu machen. Trotz, oder vielleicht gerade wegen ihres Fehlers, den Papyruskodex an Bruce Ferrini verkauft zu haben, fühlte sie eine echte Verantwortung für dessen Restaurierung.

Auf dem Rückflug in die Schweiz überzeugte Mario Roberty sie, die Manuskripte der Stiftung zu übergeben, die er zum

Zweck der weltweiten Förderung von Kunst und Altertümern gegründet hatte: der Maecenas Stiftung für antike Kunst. Die Stiftung – benannt nach Maecenas, dem großherzigen Förderer von Kunst und schöner Literatur im antiken Rom – hatte sich aktiv an der Unterstützung mehrerer archäologischer Grabungen in Ägypten beteiligt, zum Erhalt der archäologischen Sammlung der Republik Tadschikistan beigetragen und bei anderen archäologischen Projekten in verschiedenen Ländern der ehemaligen UdSSR sowie in der Volksrepublik China mitgearbeitet. Die Maecenas Stiftung würde den Kodex mit seinen Einzelteilen der Arabischen Republik Ägypten spenden und gleichzeitig für seine Restaurierung und Publikation sorgen. Eine sehr lange Reise hatte sich damit zum Besseren gewendet.



KAPITEL DREIZEHN

DER ZAHN DER ZEIT

Im Verlauf meiner langen Laufbahn habe ich viele koptische und griechische Dokumente auf Papyrus vor Augen gehabt, aber noch niemals einen in einem derartig schlechten Zustand.

RODOLPHE KASSER

Das quälende Erlebnis in Cleveland lag hinter ihr, Frieda Tchacos Nussberger war mit dem Manuskript in die friedlichen Täler der Schweiz zurückgekehrt. Sie und Mario Roberty hatten einen Plan entwickelt, zu dem letztlich die Rückgabe des Kodex mit dem Judasevangelium an das Land gehörte, aus dem die erhaltene koptische Fassung des Textes stammte: Ägypten. Zunächst einmal standen sie jedoch vor der anstrengenden und mühsamen Aufgabe nachzuprüfen, was genau Frieda nun in Händen hatte. Waren die Texte noch so vollständig wie damals vor weniger als einem Jahr, als Yale sie zurückgegeben hatte? Am 12. März 2001 kam ein Papyrologe, der mit einer der amerikanischen Eliteuniversitäten in Verbindung stand, nach Zürich, um bei der Feststellung, was zurückgegeben worden war und was fehlte, zu helfen. Dieser Experte, der einst den Kodex einigermaßen gründlich untersucht hatte, entdeckte, dass zahlreiche Fragmente aus dem koptischen Buch herausgelöst worden waren.

Nach der Untersuchung setzte der Fachmann für antike Ma-

nuskripte Frieda davon in Kenntnis, dass, abgesehen von Fragmenten, nahezu vier oder fünf fast vollständige Seiten aus dem Brief des Petrus an Philippus und dem „Jakobus“ genannten Teil zu fehlen schienen. Er konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob und, wenn ja, wie viele Fragmente aus dem Judasevangelium fehlten. Der Experte fasste seinen Bericht zusammen:

Es gab sieben Aktenmappen, jeweils mit Dutzenden von Fragmenten, die aus demselben Kodex wie das Judasevangelium stammten.

Viele dieser Fragmente mögen zu dem „Brief des Petrus an Philippus“ oder zu der „Ersten Apokalypse des Jakobus“ gehört haben; diese beiden Werke gingen dem Judas im Kodex voraus. Die Fragmente variierten im Umfang von Briefmarkengröße bis zu 10 Quadratzentimetern. Neben diesen Fragmenten in den Aktenmappen gab es fünf größere Fragmente, fast ganze Seiten, aus dem gleichen Abschnitt des Judas-Kodex. (Von ungefähr der gleichen Größe wie diese vorliegende Seite.) Diese waren in Papier einer griechischen Zeitung eingeschlagen. Eines der Fragmente trägt das Kolophon des „Jakob“ (mit dem Namen $\dot{\iota} \alpha \kappa \omega \beta$).

Von den Dutzenden Fragmenten des Judas-Kodex, die unabhängig von dem Hauptteil des Kodex verpackt gewesen waren, ist nicht ein einziges Stück geblieben. Sie sind von dem gleichen Schreiber geschrieben wie der Judas-Text, und der Papyrus ist in Farbe und Qualität identisch mit dem Papyrus des Judas-Abschnitts.

Die Entdeckungen des Experten beschworen beunruhigende Fragen herauf. Der Verkauf an Ferrini war Friedas Entscheidung gewesen und fiel daher in ihre Verantwortung. Offensichtlich waren mehrere Seiten verschwunden, während er den Kodex in

Besitz hatte. Sie hatte das Gefühl, dass sie das Verlorene aufspüren müsste.

Die Maecenas Stiftung wiederum musste entscheiden, wie sie den Prozess der Restaurierung und Übersetzung handhaben wollte. Die Stiftung wollte bereitwillig die Ratschläge von Kopptologen und Papyrologen befolgen, aber diese Personen mussten sich absolut diskret verhalten. Die Empfehlung des Experten, mit dem sich Frieda über diese Angelegenheit beriet, lautete, die Restaurierung und Übersetzung innerhalb eines institutionellen Rahmens durchzuführen; das wäre am einfachsten und am erfolgversprechendsten. Eine Möglichkeit war die Österreichische Nationalbibliothek in Wien. Die Österreicher verfügten über hervorragende hausinterne Möglichkeiten und das wissenschaftliche Expertenwissen für die Rekonstruktion des Manuskripts. Ihr Restaurator war als einer der besten seines Faches bekannt. Angeregt wurde, den Österreichern das Manuskript zu überlassen, damit sie es restaurierten und innerhalb von fünf Jahren publizierten, wobei das Copyright für die Publikation und die Übersetzung der Stiftung vorbehalten bleiben sollte.

Eine andere Alternative war, die Arbeiten in der Schweiz vornehmen zu lassen. Hier kamen einerseits die Martin Bodmer Stiftung in Betracht, die allerdings gerade dabei war, ein Museum zu errichten, und daher keine Mittel hatte, die leicht verfügbar waren, und andererseits das Antikenmuseum in Basel. Roberty und Frieda wurden unterrichtet, dass keine der beiden Institutionen allein über die vollen wissenschaftlichen und restauratorischen Möglichkeiten verfügte, solange sie nicht zusätzliches Personal bekommen würden. Hilfe könnte auch von einer Einrichtung; oder Universität in den Vereinigten Staaten kommen, die das erforderliche Personal hätte, zum Beispiel Doktoranden und Postdoktoranden, die dem Projekt zugewiesen werden könnten.

Unter den Forschern, die für fähig erachtet wurden, das Projekt zu betreuen, war auch Stephen Emmel, der zu jenen gehört hatte, die den Text 1983 geprüft hatten. Andere, die als Möglichkeit in Betracht gezogen wurden, waren Tito Orlandi, Anne Boudhors, Bentley Layton, Frederik Wisse und Charles Hedrick; zumindest einer von diesen, nämlich Layton, hatte den Text bereits gesehen und bei seiner Identifizierung geholfen.

Frieda machte sich, zusammen mit Roberty, eigenständig daran, den geeigneten Übersetzer zu finden. Sie fand heraus, dass einer der führenden Koptologen nirgendwo anders lebte als in der Schweiz: Rodolphe Kasser. Der französischsprachige Schweizer ist emeritierter Professor der Koptologie an der Universität Genf. In den 1970er Jahren gehörte er zu der kleinen Gruppe von Forschern, die an den Entdeckungen aus Nag Hammadi arbeiten konnte. Zu jener Zeit geriet er in Konflikt mit dem amerikanischen Generalsekretär, James M. Robinson. Im Kontext ihrer langjährigen persönlichen Fehde würde die Übersetzung des Judasevangeliums für Kasser einen gewaltigen Sieg bedeuten.

Kasser wuchs auf in der Kleinstadt Yverdon-les-Bains an den Gestaden des kristallklaren Neuenburger Sees. Er studierte protestantische Theologie und begann seine Laufbahn als Pfarrer in der Schweizerischen Freikirche, einer Kirche, die sich bald nach der Reformation gebildet hatte und eine Spur Calvinismus mit altmodischem Schweizer Konservativismus verband. Kasser wandte sich dann von der geistlichen zur wissenschaftlichen Arbeit und widmete sich der Erforschung der Sprachen und der Kultur des frühen Christentums. Seine Glaubensüberzeugungen waren geprägt von der Vorstellung des leidenden, gekreuzigten und auferstandenen Christus.

Zu Anfang wollte Kasser Aramäisch studieren, die *Lingua Franca* an der Küste des östlichen Mittelmeers zur Zeit Jesu. Man glaubt, dass Jesus in aramäischer Sprache predigte und zu

seinen Jüngern sprach, da Aramäisch die Alltagssprache der Juden auf den felsigen Hügeln und in den kleinen Städten des Heiligen Landes war.

Dank einer, wie sich erweisen sollte, glücklichen Schicksalsfügung musste Kasser feststellen, dass sich bereits ein Dutzend Studenten oder mehr für das Studium des Aramäischen beworben hatten; es gab weit mehr Bewerber als Studienplätze in den akademischen Hallen. Ein Studienberater riet ihm, stattdessen Koptisch zu studieren, und Kasser war von dieser Möglichkeit angetan. Er wusste, dass das Griechische in frühchristlicher Zeit das Aramäische verdrängt und zur vorherrschenden Sprache in der gesamten östlichen Mittelmeerwelt geworden war. Gräzisten gibt es freilich in großer Menge. Zur Schreibung der koptischen Sprache wurde ein modifiziertes griechisches Alphabet verwendet, unter anderem mit sieben zusätzlichen Zeichen. Kasser wusste darüber hinaus von den spannenden Papyrusfunden, die nahe der damals völlig unbekanntem Stadt Nag Hammadi in Oberägypten gemacht worden waren. Zum Teil dank seiner Verbindung mit jenem Projekt würde er später einer der führenden Gelehrten in seinem Fach werden.

Am 24. Juli 2001 trafen Roberty und Frieda den Wissenschaftler in einem Züricher Café. Kasser hatte allein den Zug nach Zürich genommen. In den Siebzigern stehend, war er durch das Parkinson-Syndrom, das seinen Körper befallen hatte, stark angeschlagen: Seine rechte Hand zitterte, und sein Gang war unsicher. Als Frieda ihn erblickte, war sie zunächst einmal enttäuscht. Ihr erster Gedanke war: „Er wird die Restaurierung niemals überleben.“

Dennoch gingen sie nach Kaffee und Kuchen zu dem Ort, wo das Manuskript gelagert wurde, und Kasser konnte es zum ersten Mal in Augenschein nehmen. „Was mich betraf, so hatte die Neugier die Vorsicht besiegt“, erinnert er sich. „Ich musste das Artefakt sehen.“ Als er sah, in wie schlechtem Zustand es

war, erkannte er sofort, dass ein Experte zur Restaurierung erforderlich war. Mit Friedas Telefon rief er Florence Darbre an, die Chefkonservatorin der Bodmer Stiftung, um zu erfahren, ob sie zur Verfügung stünde. Sie hatte die Texte noch nicht gesehen, brachte aber Kasser großen Respekt entgegen.

Trotz der ihn behindernden Parkinson-Krankheit war Kasser als hingebungsvoller und ausdauernder Arbeiter bekannt. Aus Nussbergers und Robertys Sicht war das Treffen gut verlaufen. Nachdem sie sich genauer über seine wissenschaftlichen Verdienste informiert hatten, entschlossen sie sich, Kasser den Kodex anzuvertrauen.

Bei einem zweiten Treffen, zwei Monate später, kam auch Darbre hinzu. Aus der Unbekanntheit hatte sie sich zu einer der führenden Konservatorinnen antiker Papyri in Europa emporgearbeitet. Aus Nyon, einem Städtchen am Genfer See stammend, hatte sie an der Genfer University und dann an einem Berner Kunstinstitut ihre Studien absolviert. Sie war die verantwortliche Konservatorin zahlreicher Papyrusmanuskripte im angesehenen Museum der Martin Bodmer Stiftung im vorstädtischen Coligny, unmittelbar vor den Toren Genfs, für das Kasser als führender Berater tätig war.

Die Unterhaltung wurde auf Französisch geführt, und Frieda empfand sofort Sympathie für den Gelehrten und seine hochgelobte Konservatorin. Die beiden Besucher und Kassers Frau Anna waren zwar von dem Zustand des Manuskripts schockiert, aber begeistert von der Aussicht auf den Reichtum, den es für die Forschung bergen mochte.

Als Kasser das Manuskript zum zweiten Mal untersuchte, war er sicher, ein antikes Werk von beträchtlichem Wert vor sich zu haben. „Das Schicksal bot mir die glückliche Gelegenheit, auf dieses Dokument zu stoßen und seine Besitzerin kennen zu lernen, die ganz entschlossen war, es offiziell an Ägypten zurückzugeben ... Als Erstes sollte das Artefakt repariert,

restauriert, in Ordnung gebracht, womöglich in seinen früheren, ursprünglichen Zustand zurückversetzt werden.“ Der Schweizer Professor, am Ende seiner Laufbahn stehend, reagierte mit Dankbarkeit und Freude auf diesen „zufälligen“ Glücksfall, der den Kodex zu ihm geführt hatte.

Nach dem Treffen legte Frieda die Texte in zwei stabile graue Behälter und gab sie Kasser und Darbre. Frieda war überzeugt, dass sie diesen Menschen trauen konnte, und sah keinen Grund, von ihnen eine Quittung zu verlangen. Kasser war, was er schien: ein Schweizer Gelehrter von großer Reputation und ein ehrenhafter Mann. Anna Kasser sagte später zu Frieda: „Sie gaben uns das Manuskript ohne Quittung, ja sogar ohne Versicherung. Das war eine Überraschung und sehr mutig von Ihnen.“

Kasser und Darbre bestiegen den Zug, um nach Hause zu fahren. Kasser lebte zwei Zugstunden von Zürich entfernt, Darbre noch eine Zugstunde weiter nach Süden. Darbre, nunmehr verantwortlich für die kostbaren, fragilen Dokumente, erreichte schließlich ihre Werkstatt, wo sie sie hinter Schloss und Riegel packte.

Drei Jahre sorgsamer, beharrlicher Arbeit folgten, in denen Darbre und Kasser – sie arbeiteten in enger Abstimmung und trafen sich einmal im Monat – der Spur der einzelnen Fasern folgten, um die Fragmente und Seiten an die richtige Stelle zu bringen und dem fürchterlich verrotteten, verklebten Stoß zuvor unentzifferbarer Texte seinen Sinn zu entlocken.

„Es war ... ganz unmöglich, einige Passagen zu lesen“, erzählt Kasser. „Der Papyrus war so brüchig, dass er bei der kleinsten und geringsten Berührung zerfallen und sich in Staub verwandeln würde ... Kurz gesagt, das war der hoffnungsloseste Fall, den ich je gesehen habe.“

Zwei weitere Wissenschaftler wurden bald zu dem Vorhaben hinzugezogen. Der eine war Martin Krause, der emeritierte Lei-

ter des Studiengangs Koptologie an der Universität Münster – dessen Nachfolger mit einer für eine große deutsche Universität erfrischend unorthodoxen Entscheidung Stephen Emmel geworden war. Krause war früher Kassers Kollege im technischen Unterkomitee für die Nag-Hammadi-Funde gewesen. Krause fand jedoch die ständigen Reisen in die Schweiz zu belastend und zog sich von dem Projekt zurück.

An seiner Stelle empfahl er Gregor Wurst, einer von mehreren jüngeren Wissenschaftlern der Koptologie in Münster unter Professor Emmel. Sobald Wurst in das Projekt eingestiegen war, ging er dazu über, komplizierte Computerprogramme mit digitalen Bildverfahren einzusetzen, die sich als enorm hilfreich erwiesen, um die Struktur der Fasern zu bestimmen.

Im Verlauf der folgenden Jahre verwandelte sich, in der mühsamen Kleinarbeit der Wissenschaftler, das zuvor scheinbar „unentzifferbare“ Dokument zum größten Teil in einen lesbaren Text, der spannende Einsichten in die Welt des Christentums in den ersten Jahrhunderten nach Jesus vermittelte.



Am 1. Juli 2004 versammelten sich in Paris, der Stadt der Lichter und der Liebe, ungefähr 150 Wissenschaftler der International Association of Coptic Studies in einem übergroßen Vorlesungssaal des Institut d'Art et d'Archéologie de l'université Paris-Sorbonne. Der Schweizer Professor Rodolphe Kasser machte an diesem Tag eine Ankündigung, die für die anwesenden Fachleute, wie sich ein Teilnehmer erinnert, eine „großartige Sensation“ war.

Der alte Mann schritt mühsam zum Podium. Er hatte nicht gewusst, ob er diesen Tag noch erleben würde. Als der 78-Jährige die Stufen zur Bühne erklomm, hoffte seine Frau Anna,

dass er laut genug würde sprechen können, um die überraschende Neuigkeit zu verkünden.

Er berichtete von einer sagenhaften Entdeckung. Antike Dokumente waren aus dem ägyptischen Sand geborgen worden. Die Dokumente waren fast zwei Jahrtausende verborgen gewesen, und der Restaurationsprozess war nun fast abgeschlossen. Unter ihnen hatte man ein neues Evangelium entdeckt, das lange verschollene Judasevangelium, das als Häresie massiv verdammt worden und im 2. Jahrhundert unseres Zeitalters aus der Geschichte verschwunden war.

Die Stiftung, die die Kasser'schen Restaurationsarbeiten sponserte, hatte ein Thesenblatt, ein *feuille volante* auf Französisch, vorbereitet, das den im Auditorium Anwesenden einen Einblick in die Geschichte des antiken Textes gab. Der Kodex, der das Judasevangelium enthielt, umfasste drei Traktate: den Brief des Petrus an Philippus, von dem eine abweichende Version 1945 in Nag Hammadi entdeckt worden war; die Erste Apokalypse des Jakobus, mit einigen Unterschieden zu dem Exemplar, das ebenfalls aus Nag Hammadi stammte; und schließlich das Evangelium des Judas selbst, das, wie betont wurde, „bislang vollständig unbekannt“ war.

Auf dem Blatt wurde mitgeteilt, dass die Papyri ursprünglich ein ledergebundener Kodex waren, bestehend aus mindestens 31 von Hand beschriebenen Blättern (62 Seiten) mit einer Abmessung von ungefähr 16 mal 29 Zentimetern. Der Text, geschrieben im sahidischen Dialekt des Koptischen, war mit „sprachlichen Merkmalen [durchsetzt], die nach Mittelägypten weisen“. Die Traktate waren wahrscheinlich Übersetzungen ursprünglich auf Griechisch verfasster Werke. Nach dem Schreibstil zu urteilen, so das Thesenblatt, könne der Kodex auf das 4. oder 5. Jahrhundert datiert werden (die Radiokarbondatierung sollte bald ein noch früheres Datum ergeben).

Die Provenienz des Kodex sei seit 1982 gut dokumentiert.

Außerdem wurde erklärt, sei „die frühere Provenienz des Objekts, von seiner Entdeckung bis 1982, zu großen Stücken nachverfolgbar“.

Die Zeit hatte jedoch ihr Zerstörungswerk getan und die Papyri, die extrem brüchig waren, geschwärzt. Fast zwei Drittel des Originaltexts waren nun nach beträchtlichen Restaurierungsarbeiten lesbar. Mindestens ein gesamtes Blatt sowie eine bestimmte Zahl größerer und kleinerer Fragmente fehlten.

Der Kodex werde zurzeit in der Schweiz von den besten Experten auf diesem Gebiet restauriert, die Publikation sei Professor Kasser anvertraut worden. Die Schweizer Stiftung, die das Projekt finanzierte, wolle im Augenblick anonym bleiben, habe aber zugestimmt, so das Thesenblatt, den Kodex „einer passenden öffentlichen Institution in Ägypten zu spenden“.

Der alte Mann hielt seinen Vortrag im Sitzen. Trotz seiner Gebrechlichkeit wollte er seinen Kollegen über das berichten, was zur Krönung seiner Lebensleistung geworden war. Er war ein munterer, humorvoller Mann, entschlossen, die Arbeit zu Ende zu bringen, da sein Geist noch so wach und scharfsinnig war wie eh und je.

Der Saal blieb still aus Hochachtung vor dem Mann, der einst der Präsident der Vereinigung gewesen war und hier wahrscheinlich wohl seine Abschiedsansprache hielt, auch wenn diese eine aufregende Entdeckung ankündigte. Kasser gab seiner kurzen Ansprache den Titel: „Eine neue koptische apokryphe Schrift wird der Wissenschaft zugänglich“, darauf die Worte: „Peuaggelion Nioudas“, das Evangelium des Judas.

Kasser sprach leise, aber seine Stimme zitterte vor starker Erregung, „Solche Auferstehungen sind äußerst selten“, erklärte er auf Französisch. „Denn es geschieht nicht alle Tage, dass ein wohlbekanntes Dokument des Altertums, das, wie es schien, unwiederbringlich verloren war, schließlich seinem bedau-

ernswerten Geschick entrinnen kann. Dank einer glücklichen Koinzidenz ist diese Schrift wieder ans Licht gekommen.“

Er fuhr fort: „Es ist ein Wunder – und dieses Wort ist keine Übertreibung ... Heute ist ein Tag, an dem die weiße Fahne gehisst wird, denn das berühmte Judasevangelium‘ ist wieder auferstanden ... Es ist das gleiche Dokument, das für die frühe Kirche ein Skandal war. Abschriften davon waren gnadenlos der Zerstörung preisgegeben.“

Kasser ließ zunächst die mühsame Arbeit Revue passieren, mit der es im Verlauf von drei Jahren gelungen war, das fast völlig zerstörte antike Dokument wiederherzustellen. Er erwähnte die Frau, die mit den Restaurierungsarbeiten betraut worden war, Florence Darbre, nur beiläufig – im Hinblick auf die Sicherheitsmaßnahmen, die die Geheimhaltung des Ortes erforderten, wo das Manuskript gelagert war. Zusammen mit Gregor Wurst hätten sie zu dritt mit peinlicher Sorgfalt rekonstruiert, was ihnen ein unwahrscheinlicher Zufall zugeführt hätte. Kasser ging auch auf die Tatsache ein, dass leider etliche Seiten fehlten – Seiten, deren Verlust aus menschlicher Habgier, Verzweiflung oder auch bloßer Nachlässigkeit resultierte.

Professor Kasser beschrieb die unglaublich komplizierte Arbeit, die mit der Wiederherstellung verbunden war: Die Blätter seien im zerrissenen Zustand gefunden oder erworben worden, die obere Hälfte dabei in einem etwas besseren Zustand als die untere, sodass immerhin die Möglichkeit der Seitenzählung bestand. (Frühe Texte wurden üblicherweise nummeriert.) „Einige Blätter waren brutal zerfetzt“, klagte er.

Er erzählte weiter, wie der Text des Kodex langsam zutage kam. „Dieser gnostische Traktat hat schon den Zorn des heiligen Irenäus erregt, der mit Verachtung von dem ‚Verräter Judas‘ schrieb“, bemerkte der alte Professor. „Die Häretiker schrieben Judas die Eigenschaft zu, der ‚einzige Jünger‘ gewesen zu sein, der das ‚Wissen der Wahrheit‘ besaß, das ihm erlaubt hätte, das

‚Wunder des Verrats‘ mit all seinen angeblich wohltätigen Folgen zu begehen. Die Häretiker wären sowohl hochmütig als auch leichtgläubig, erklärte Irenäus: ‚Sie bringen eine Erdichtung bei, die sie das Evangelium des Judas nennen.‘“

Kasser ging dann auf den Titel ein – der zu der Zeit, als das Dokument verfasst wurde, in den ersten Jahrhunderten n. Chr., selbst schon als häretisch galt. „Das war zwar ein kontroverser Titel, aber die Gnostiker waren an solche Paradoxe gewöhnt. Sie setzten Persönlichkeiten wieder in Gunst, die von der Kirche in ihren kanonischen Texten als ‚mittelmäßig‘ eingestuft wurden.

Im Versuch, das Verdikt umzukehren, das die zwölf [Apostel] der Urkirche gegen den Inbegriff des ‚Verräters‘ ausgesprochen hatten, den Mann, der habgierig war und verschlagen, der seinen geliebten Herrn mit einem Kuss verriet (welch ein Stigma!), lenkte der Autor des gescholtenen Textes auf krasse Weise die Aufmerksamkeit auf seine Lehren. Das ist der Grund für die Ungeduld der Wissenschaftler von gestern und heute, über die Flüche der Kirchenführer hinauszukommen, die erobert waren und noch sind ob des direkten Kontaktes, den sie mit den *ipsissima verba* [eigenen Worten] des Pseudo-Judas hatten.

Doch die Ungeduld wird bald gestillt sein“, schloss Kasser. „Das verstümmelte Manuskript hat unter den Wechselfällen der jüngsten Zeit zwar schwer gelitten. Doch dieses kostbare Manuskript wird publiziert werden.“



Zu denen, die im Vorlesungssaal anwesend waren, gehörten Koptologen, Papyrologen, Altertumswissenschaftler, Theologen, einige Nonnen, mindestens ein halbes Dutzend koptischer Priester in ihren langen Gewändern und bestickten Kopf-

bedeckungen, außerdem eine beträchtliche Anzahl von Ägyptern, ein Israeli und eine Reihe von Arabisten.

Was der ehrwürdige Professor nicht wusste, war, dass einige der Anwesenden das Dokument flüchtig kannten, auch wenn keiner von ihnen die Zeit, das Recht oder die Autorität besessen hatte, es eingehender zu untersuchen. Einige hatten zwei und zwei noch nicht zusammengezählt: Sie begriffen noch nicht, dass das Dokument, von dem sie hier hörten, das gleiche war, das sie vor so vielen Jahren nur kurz gesehen hatten.

21 Jahre waren vergangen, seit Stephen Emmel erstmals 1983 die Manuskripte in einem schmuddeligen Genfer Hotelzimmer erblickt hatte, damals, als der Kodex zuerst verstoßen auf den Antiquitätenmärkten der westlichen Welt erschienen war.

Ebenfalls im Publikum anwesend war Bentley Layton, Emmels Doktorvater, der als Erster die Zeit und die Möglichkeit gehabt hatte, das Evangelium richtig zu identifizieren. Er hatte es im Jahr 2000 gesehen, als seine Institution, die Yale University, die kostbaren Texte für nahezu ein halbes Jahr in Besitz gehabt hatte. Dass Yale sich wegen ungeklärter Herkunftsfragen geweigert hatte, das Manuskript anzukaufen, hatte zur Folge, dass die Universität nun den Ruhm der Erstübersetzung Kasser überlassen musste.

Auch Marvin Meyer war anwesend. Der Dekan für neutestamentliche Studien an der Chapman University in Kalifornien war ein angesehener Erforscher der Gnosis, der mehrere hoch angesehene Bücher über das frühe Christentum geschrieben hatte.

Ebenfalls anwesend war Meyers früherer Mentor – und Kassers langjähriger Rivale – James M. Robinson. Selbst nach fast drei Jahrzehnten blieben die beiden Männer, die fast gleichaltrig waren, nämlich fast an die achtzig Jahre, unversöhnlich.

Roger Bagnall, der Altertumswissenschaftler von der Co-

lumbia University war nun ebenfalls Vorstandsmitglied der International Association of Coptic Studies, nahm aber zufällig gerade an einer anderen Sitzung des Kongresses teil und erfuhr daher nicht, dass hier der interessante Text vorgestellt wurde, den er 1984 kurz hatte untersuchen können.

Still im Hintergrund und unbemerkt unter den führenden Wissenschaftlern verschiedener benachbarter Fachdisziplinen saß Frieda Tchacos Nussberger. Sie hatte die Eigentümerschaft an dem Judasevangelium an die Maecenas Stiftung abgetreten. Sie hatte einen Kassettenrekorder dabei und nahm den Vortrag auf.

Frieda blickte sich vorsichtig um und versuchte herauszufinden, wie das illustre Gremium reagieren würde. Dies war die erste Vorstellung des antiken Textes in der Öffentlichkeit, wenngleich nur wenige Einzelheiten über seinen Inhalt bekannt gemacht werden würden. Wenige Menschen hatten bislang davon gewusst, dass das Judasevangelium überhaupt existiert hatte, und selbst diese wenigen mussten fürchten, es sei für die Forschung auf immer verloren. Niemand hätte sich jemals vorstellen können, dass dieser verschollene antike Text eines Tages in der Schweiz auftauchen würde.



Kasser sinnierte dann über die Bedeutung von Vorsehung und Schicksal, Konzepten, die, so führte er aus, in der Welt des frühen Christentums aufgrund der Beeinflussung durch griechische Lehren verbreitet waren. „Die Alten, die wussten, worüber sie sprachen, sie pflegten zu sagen, dass das Schicksal – *Moirai* auf Griechisch – Faden um Faden ‚verwebt‘ sei. So ist es auch mit dem menschlichen Schicksal, wo die Wege sich unerwartet kreuzen und Faden um Faden verknüpfen. In ganz unerwarte-

ter und ungeplanter Weise kreuzen sich die Wege menschlicher Geschicke. Genau das geschah vor wenigen Jahren in der Schweiz."

Kasser gab dann Hinweise auf den Inhalt des Kodex, in welcher Weise er „der ‚kanonischen‘ Bewertung biblischer Persönlichkeiten zuwiderläuft, d. h. den Berichten über Judas und Jesus, die in die vier Evangelien aufgenommen wurden, die zur Grundlage des Neuen Testaments der Christenheit wurden. Judas, dieser habgierige Bursche, sogar Dieb ... ein Schurke, der so weit geht, seinen besten Freund an dessen schlimmste Feinde zu verraten um einen heuchlerischen und verderbten Kuss ... Wir wollen uns hüten, da wir gerade erst beginnen, den Text zu lesen, allzu voreilige Schlussfolgerungen anzustellen, aber wir dürfen erwarten, im EvJud [Judasevangelium] das genaue Gegenteil des Judas des Neuen Testaments zu finden: den heimlichen Freund Jesu, der von dessen Jüngern verleumdet wird.

Paradoxerweise ist all dies möglich, trotz der bestechenden Tatsachen: der scheinbare ‚Verrat‘, der Preis der Erlösung, mit allen daraus erwachsenden dramatischen Konsequenzen ...

Aber liegt nach gnostischer Auffassung wirklich ein Verbrechen vor?

Der heilige Irenäus selbst bestätigt, dass der Gnostiker, der das Evangelium schrieb, die Tat, eine verächtliche – soweit es uns betrifft –, als einen mysteriösen Verrat beschrieb. Im religiösen Kontext ist ‚Mysterium‘ eine Sache von entscheidender kultischer Bedeutung, das Mysterium erschafft neu und ist letztlich ein Positivum ...

Wie können wir, an diesem Punkt, einige verstörende Tatsachen verschweigen, die sich im Neuen Testament zeigen? Ihre traditionelle Interpretation kann durchaus in Frage gestellt werden (und wird es auch von einigen wenigen Autoren): Das gilt insbesondere für die doppeldeutigen Worte Jesu, mit denen

er sich beim Letzten Abendmahl an Judas wandte, ‚Was immer du tun musst, tue es schnell.‘ Das könnte uns zu der Ansicht führen, dass Jesus in jenem Augenblick befahl, die Verantwortung für die Ausführung eines besonderen Auftrags zu übernehmen, eine Ansicht, die gleichermaßen subtil und überraschend wie paradox wäre.

Es ist ein Gebot der Klugheit, zu Beginn dieser wissenschaftlichen Untersuchung Vorsicht walten zu lassen. Die Untersuchung ... ist gegenwärtig noch nicht bis zu dem Punkt vorgeschritten, dass wir schon präzise ein neues Profil des ‚Verräters‘ zeichnen könnten, mit dem wir uns jetzt auseinander setzen müssen. Neben den Tatsachen, die den endgültigen Titel untermauern, der sich vollständig selbst erklärt, legen verschiedene Hinweise, die schon früher bekannt waren, aber in letzter Zeit sinnvoller zusammengestellt wurden, nahe, dass der Weg, dem es zu folgen gilt, jener der Logik ist.“



Der Vortrag Kassers enthielt welterschütternde Implikationen, aber die Reaktion der versammelten Wissenschaftler blieb gedämpft. Die Informationen waren einfach zu spärlich. In Gesprächen, die es zuvor mit Frieda gegeben hatte, hatten der Professor und seine Sponsoren sich entschieden, die Informationen, die an die Öffentlichkeit gehen sollten, eng zu begrenzen.

Nur ein Einziger stellte eine Frage: Jim Robinson. Ohne dass Kasser davon wusste, war Robinson 21 Jahre lang auf der Suche nach den gleichen antiken Texten gewesen, die sich nun in Kassers Händen befanden. Nun hatte Robinson heute erfahren müssen, dass seine Jagd vergeblich gewesen war. Nach Aussagen jener, die ihn genau beobachteten, wirkte er verblüfft, ein

wenig verärgert, ja beleidigt. Robinson forderte den Schweizer Professor heraus: Er fragte Kasser, ob er wisse, dass Emmel das Dokument vor zwanzig Jahren bereits gesehen hätte und dass einige Fotos gemacht worden seien.

Robinsons Frage war der klassische Versuch, jemandem eine Abfuhr zu erteilen. „Es war peinlich“, meinte später einer von Robinsons engsten Kollegen. „Jim hatte völlig seine Würde verloren. Das war vollkommen unprofessionell.“

Doch Kasser war getroffen. Der ehrwürdige Schweizer Professor hatte nicht bemerkt, dass um dieses neu entdeckte antike Manuskript ein Wettrennen stattgefunden hatte, wer es letztendlich in seinen Besitz bekommen würde.

Robinsons Wutausbrüche über den Verlust des Judasevangeliums an europäische Wissenschaftler waren noch nicht vorbei. Am 20. November 2005 kam es zu einem neuen Ausbruch in dem anlässlich eines Symposiums zum Jahrestreffen der Society for Biblical Literature in Philadelphia gut besuchten Auditorium. Das Thema des Symposiums lautete: „Wie Nag Hamadi die Welt des frühen Christentums veränderte“. Auf dem Podium saßen vier Diskussionsteilnehmer: Robinson, Harry Attridge, nun Dekan der Yale Divinity School, John Turner sowie Marvin Meyer. Robinson und Meyer hatten kürzlich eine revidierte und aktualisierte Fassung ihrer Ausgabe der Nag-Hamadi-Bibliothek vorgelegt.

Robinson wiederholte seinen Standpunkt, dass nichts „privat“ bleiben oder von einzelnen Wissenschaftlern monopolisiert werden dürfte. Er würde „private“ Publikationen zugunsten von Faksimile-Editionen untersagen, in denen der Text in der Originalsprache vollständig publiziert würde, sodass alle Wissenschaftler sie übersetzen und die Übersetzung nach eigenem Gutdünken veröffentlichen könnten. Das würde einen einzelnen Professor daran hindern, ein Monopol auf die Veröffentlichungsrechte zu beanspruchen. Robinson ist kein Kopto-

loge, sondern seiner Ausbildung nach Theologe. Da er sich als Übersetzer aus dem Koptischen nicht hervorgetan hat, ist es für ihn leicht, in Veröffentlichungs- und Übersetzungsfragen freie Zugangsmöglichkeit für alle zu fordern.

Privat versuchte Meyer, der mit den Professoren Kasser und Wurst an der englischsprachigen Übersetzung des Evangeliums arbeitete, Robinson davon zu überzeugen, dass es keine Verschwörung gab, keinen „Versuch der Europäer, ein Monopol zu errichten“, sondern in Wirklichkeit die Vorbereitungen zu einer Veröffentlichung, die bald das Licht des Tages erblicken sollte.



KAPITEL VIERZEHN

DIE GEFAHR DER ENTDECKUNG

Jesus sprach zu seinen Jüngern: „Wer von euch [stark genug] ist von den Menschen, [der soll] den vollkommenen Men[schen] auftreten lassen und sich vor mein Angesicht stellen.“

Und sie sagten alle: „Wir sind stark genug.“ Ihr Geist aber konnte es nicht wagen, vor seinem Angesicht zu stehen, bis auf Judas Iskarioth.

DAS EVANGELIUM DES JUDAS

Obwohl die Papyrusdokumente in die Schweiz zurückgekehrt waren, waren die Personen, die vorher mit ihnen zu tun gehabt hatten, nicht völlig von der Bildfläche verschwunden. Insbesondere der holländische Blogger Michel van Rijn – der auf seiner Website eifrig bemüht war, alle angeblichen und möglichen Skandale und Korruptionsfälle in der Welt des Antiquitätenhandels aufzudecken – war in den Jahren, nachdem Bruce Ferrini den Kodex an Frieda Tchacos Nussberger zurückgegeben hatte, nicht faul gewesen.

Auf seiner Website stellte van Rijn ständig seine schamlos-selbstbezogene, auf Klatsch versessene Persönlichkeit zur Schau, während er versuchte, sein „Insider“-Wissen zu verbreiten. Seine Attitüde des Besserwissers war begleitet von böartigen Attacken auf Personen, von denen er die einen gar nicht kannte, während die anderen ihm in die Quere gekommen

waren. Er sprach von sich gern als „Tintenschleuder“, nannte Leser „dahlink“ (eine Verballhornung von „darling“) und verbreitete sich über jeden Vorfall so ungehemmt und ausführlich, wie er nur konnte, wobei er gern durchblicken ließ, er halte noch außerordentliche Informationen zurück, die er nächste Woche, im nächsten Monat oder irgendwann sonst enthüllen wolle.

Er speiste sich aus einer missionarisch-moralischen Haltung – den Berufsstand zu entlarven, dem er angehört hatte und immer noch angehörte –, aber seine bewusst provokanten und häufig ausgesprochen gewagten Anschuldigungen trugen ihm die Feindschaft einer Reihe wichtiger Persönlichkeiten ein.

Im Verlauf des Jahres 2002 gewann van Rijn Ferrinis Vertrauen. Er beschrieb seine neuen Gefühle in einem Artikel „La Bête humaine“, den er auf seiner Website veröffentlichte. In ihm berichtet van Rijn, wie er Ferrini 2002 in dessen Haus im italienischen Pietrasanta begegnet sei.

Ferrini hatte damals gerade seinen einzigen Sohn verloren und aus meinen Quellen im Handel erfahren, dass ihm sein größter Kunde, der amerikanische Milliardär und Kunstsammler, von einem seiner „loyalen“ Kollegen gestohlen worden war ... Ich beschloss, den Fehdehandschuh für den zu jener Zeit völlig gebrochenen Mann aufzunehmen.

Van Rijn schrieb, Ferrini sei sein Freund geworden. „Ferrini war ein guter Gesellschafter, ein leidenschaftlicher Opern- und Literaturfreund und wirkte so offen, wie man das von einem Hauptvertreter der Kunsthändlerszene unserer Tage nur erwarten kann.“

Um Ferrinis Fall aufzunehmen, reiste van Rijn nach Ohio und nistete sich vier Monate lang in Ferrinis Haus in Akron

ein. Er schrieb über Ferrinis Schmerz und die Trauer um seinen Sohn, dass er sich weigere, ins obere Stockwerk zu gehen, weil er dort die Leiche Matthews gefunden hätte, und dass der Kunsthändler aus Ohio sich vor dem Einschlafen fürchte und gleichzeitig bete, nicht wieder zu erwachen. Privat behauptete van Rijn außerdem, er hätte den Geheimsafe Ferrinis aufgefunden gemacht, und er verschaffte sich von Ferrinis privater Website und seinen Angestellten beträchtliche Informationen.

Van Rijns nächstes Ziel war der Milliardär und Kunstsammler James Ferrell, Ferrinis früherer finanzieller Hintermann. Van Rijn hatte damit begonnen, Ferrell auf seiner Website anzugreifen. Die Anschuldigungen, die er vorbrachte, betrafen nicht im Besonderen das Judasevangelium oder illuminierte Handschriften, sondern vielmehr aus der Türkei importierte Münzen und andere Kunstobjekte. Die Angriffe waren wild und ohne Beweise, und Ferrell verfügte eindeutig über genügend Munition und Finanzkraft, um zurückzuschlagen, was er denn auch gegen beide, Ferrini und van Rijn, tat. Der Blogger wurde zu einem integralen Bestandteil der Klagen und Gegenklagen, die Bruce Ferrini und James Ferrell vor Gericht einlegten; ausdrücklich namentlich erwähnt wurde van Rijn in Ferrells Gegenklagen, die er am 12. Dezember 2002 vor einem Gericht in Ohio erhob. Ferrells Klageschrift führte aus: „Ferrini und van Rijn haben verleumderisches Material veröffentlicht, das auf Ferrells persönliche und geschäftliche Reputation und Praxis zielt, um ihn zu schädigen und von ihm Geld zu erpressen.“ Ferrell erklärte weiter: „Ferrini und van Rijn haben verlangt, dass Ferrell ihnen 6000000 Dollar zahle ... , damit sie die Veröffentlichung und Verbreitung dieses verleumderischen Materials unterlassen.“ Ferrell behauptete weiter: „Indem sie eine Bezahlung zur Bedingung der Einstellung ihres ansonsten illegalen Verhaltens machten, haben Ferrini und van Rijn ein Verbrechen begangen, versucht zu begehen und begehen es weiterhin, das Erpressung

einschließt, sich darauf aber nicht beschränkt.“ Ferrini wies diese Beschuldigungen in seiner Erwiderung zurück.

Das Ergebnis der ganzen Klagen und Gegenklagen war, dass die drei – Ferrell, Ferrini und van Rijn – am 8. März 2003 einen gerichtlichen Vergleich schlossen, demzufolge van Rijn sich verpflichtete, Ferrells Namen vollständig von seiner Website zu entfernen. Außerdem verpflichtete er sich auf zwanzig Jahre, dass er auf keiner von ihm „verwalteten oder erzeugten“ Website in irgendeiner Weise auf Ferrell hinweisen und sich auf keinerlei „Form von Mitteilung (schriftlich und mündlich)“ über Ferrell einlassen werde.

Mit der Unterzeichnung dieser Vereinbarung verpflichtete sich van Rijn rechtsverbindlich zum Schweigen, bei Zuwiderhandlung drohte ihm Strafe. Dennoch feierte er den Vergleich als einen Sieg und schrieb, er habe für den Gerichtsfall 180000 Dollar „Aufwandsentschädigung“ erhalten. Da die Vergleichvereinbarung vertraulich ist, sind dieses Detail und weitere Einzelheiten der Vereinbarung der Öffentlichkeit nicht zugänglich und daher nicht nachprüfbar. Van Rijn kehrte anschließend aus den USA nach Großbritannien zurück.

Als die Zeit voranschritt, wurde es für van Rijn immer schwieriger, sich an die Bedingungen der Vereinbarung zu halten. Da seine Hauptwebsite geschlossen war, suchte er nach anderen Wegen, sich Luft zu machen. Offensichtlich konnte er sich nicht zügeln. Er verlegte seine Website nach Holland, ließ Artikel erscheinen und fütterte Journalisten mit Informationen, wann immer er es für angebracht hielt. Viele dieser Informationen betrafen die Aktivitäten von James Ferrell, den er scharf kritisierte, oft mit Worten, die in einer seriösen Zeitschrift nie veröffentlicht werden würden, weil sie verleumderisch und häufig auch drohend waren. So schrieb er, laut Gerichtsunterlagen, an Ferrell folgendes „Letztes Wort“: „Lieber Jimbo, ich interessiere mich für dich ... Willkommen auf meiner Website,

ich werde dein schlimmster ... Albtraum sein. Ich werde dich fertig machen ..."

Ferrell und seine Anwälte blieben wachsam, um bei einer Verletzung der Vereinbarung hart vorzugehen. Schließlich beantragten und erhielten sie eine gerichtliche Verfügung, um van Rijn zu zügeln.

In Erklärungen, die er dem Gericht in Ohio schickte, behauptete der Holländer, die niederländische Website gehöre nicht zu jenen, die in das frühere Äußerungsverbot einbezogen seien. Er behauptete, dass er weiterhin publizieren könne, da seine neue Website keine offizielle sei und mit keiner der großen Suchmaschinen im Internet direkt verbunden sei. Van Rijn berief sich weiterhin darauf, dass der Erste Verfassungszusatz der USA, jener über die Redefreiheit, verletzt sei.

Friedensrichter George J. Limbert vom US-Bezirksgericht des Northern District of Ohio sah es anders. Er urteilte, dass die Knebelverordnung, der van Rijn zugestimmt hatte, gültig wäre, weil die „Knebelklausel allein keine Vorabbeschränkung der Rede darstelle, da kein Regierungshandeln beteiligt ist. Die besagte Beschränkung fließt aus einer klaren und unzweideutigen privaten Vereinbarung zwischen zwei Privatparteien, und Regierungshandeln ist dabei in keiner Weise beteiligt oder impliziert.“ In einem Urteil vom 29. Oktober 2004 befand das Bundesgericht van Rijn der Missachtung des Gerichts für schuldig, stellte fest, dass sein Verhalten „schimpflich und verächtlich“ sei und belehrte ihn, dass er der Ordnungshaft unterliege. „Das Gericht weist Mr. van Rijn noch einmal ernstlich darauf hin, dass dem Gericht wegen seines fortgesetzten missachtenden Verhaltens noch schärfere Sanktionen zur Verfügung stehen.“

Am 3. November 2004 verurteilte das Gericht van Rijn zu einer Schadenersatzleistung von einem Dollar pro Zuwiderhandlung – insgesamt 10 590 Dollar für 10 590 Akte der Zuwiderhandlung plus einer Geldstrafe von 10000 Dollar. Van

Rijn, wieder in England, ignorierte das Gerichtsurteil und die Aufforderung zur Zahlung der Geldstrafe.

Van Rijn war nun, jedenfalls in den USA, offiziell zum Schweigen gebracht.

Die Prozesse hatten ihn jedenfalls in beträchtliche finanzielle Schwierigkeiten gebracht. Bald beklagte er sich, dass ihm ausreichende Mittel fehlten, um seine Kinder zu unterstützen und das Geld für die englische Schule zu bezahlen, auf die er sie schickte. Trotzdem, erklärte er, werde er weiterkämpfen, er lasse sich von Gerichtsbefehlen oder Geldsorgen nicht einschüchtern. In seinem Skandalblatt erklärte er sich zu einem Kreuzritter für Rechtschaffenheit und Wahrheit. Unter beträchtlichem finanziellen Druck stehend, musste er irgendwie an Geld kommen. Schon bald griff er nach dem Strohalm, dass aus dem Judasevangelium für ihn noch einiges zu holen wäre.



Trotz Rodolphe Kassers Vorsicht bei seiner Ankündigung vom Juli 2004, dass das Judasevangelium existiere, bestand aufgrund der Unberechenbarkeiten, die wegen der Geschehnisse um Ferrini gegeben waren, die Gefahr, dass das Evangelium an die Öffentlichkeit gezerrt werden könnte, bevor Kasser die komplizierte Restaurierungsarbeit abgeschlossen hatte – dass womöglich über den Inhalt der Schrift falsche Interpretationen oder unzutreffende Spekulationen angestellt werden könnten. Wenn Nachrichten durchsickerten, bevor Kasser die jahrelange Übersetzungsarbeit vollendete, konnte dies die Ergebnisse jahrelanger, mühsamer wissenschaftlicher Arbeit gefährden.

Michel van Rijn schlug am 5. Dezember 2004 erneut zu. Während Mario Roberty in Florence Darbres Werkstatt gerade

die wichtigen antiken Dokumente authentifizierte, klingelte plötzlich sein Handy. Es meldete sich van Rijn.

Er habe, sagte er, wichtige Informationen über das Judasevangelium. Roberty brach das Gespräch nicht sofort ab. Er und Frieda hielten van Rijn zwar für einen „Spinner“, aber er hatte oft Zugang zu echten Informationen. In diesem Fall konnten die Informationen, die er behauptete zu besitzen, das Resultat der ganzen harten Arbeit zunichte machen, die man in die Wiederherstellung der antiken Texte gesteckt hatte.

Der Anruf war der Höhepunkt eines außergewöhnlichen Monats, der damit begann, dass Leute an Bill Veres, Ferrinis früheren Partner, herantraten. Sie behaupteten, sie hätten einst für Ferrini gearbeitet und besäßen Dokumente und Fotografien über dessen Archive und Geheimgeschäfte. Sie ließen durchblicken, sie hätten seine Festplatte geknackt. Weiter behaupteten die Leute, sie hätten bei Ferrini 90000 Dollar investiert, und er schulde ihnen außerdem noch 50000 Dollar für geleistete Arbeiten. Sie zeigten Veres einiges von ihrem Material. Der glaubte, es sei echt. Die Leute wollten mit Roberty und Frieda in Kontakt treten, um ein Geschäft auszuarbeiten.

Das Beweismaterial, das Veres zu sehen bekam, überzeugte diesen davon, dass Ferrini mehrere der Texte in seinem Besitz „massakriert“ hatte, wie Veres es ausdrückte, und Profit aus dem Verkauf einzelner Seiten und Fragmente ziehen wollte. Als Veres die Materialien der unbekanntenen Besucher untersuchte, entdeckte er Verträge und andere Dokumente, die, seiner Einschätzung nach, unzweifelhaft echt waren.

Noch alarmierender war allerdings, dass die mysteriösen Besucher Bilder besäßen, die angeblich von Ferrinis Festplatte gezogen waren – Fotografien vom Text des Judasevangeliums. Ein Professor für Koptologie aus Missouri, Charles Hedrick, hätte anscheinend schon Kopien dieser Fotos erhalten, eine Übersetzung gemacht und plante, diese zu publizieren. Laut

ihren Informationen habe Ferrini Hedrick sechzig bis neunzig Fotos des Judasevangeliums zugeschickt. Das war ein schwerer Verstoß gegen die zwischen Ferrini und Frieda abgeschlossene Vergleichsvereinbarung.

Ferrini war in dem Vergleich mit Frieda nicht nur verpflichtet worden, die Kodizes samt deren Fragmenten zurückzugeben, sondern ebenso auch alle darauf bezüglichen Dokumente, einschließlich aller Fotografien und elektronischen Kopien, die in seinem Besitz waren. Als Nussberger und Roberty versuchten, den möglichen Schaden für das Projekt um das Judasevangelium zu ermessen, kamen sie zu der Einschätzung, dass das Risiko für das Projekt hoch war.

Der erste Schritt war, mit Professor Hedrick von der Southwest Missouri State University Kontakt aufzunehmen, der die Fotografien des Judasevangeliums erhalten hatte. Frieda und Roberty beauftragten damit ihr Anwaltsbüro in Cleveland – dasselbe, das auch Ferrells Interessen vertrat. Bei dem sondierenden Vorgespräch, das ein Anwalt des Büros mit Hedrick führte, erklärte der Professor, er beabsichtige tatsächlich, eine Rohübersetzung des ihm vorliegenden Materials zu veröffentlichen. Er war der festen Überzeugung, er sei auf legalem Wege in den Besitz der Fotografien gelangt. Laut der Korrespondenz zwischen dem Anwaltsbüro und Hedrick weigerte sich dieser zunächst, genau darüber Auskunft zu geben, was er besaß und was nicht.

Es folgte ein Brief- und E-Mail-Wechsel zwischen den Professoren Kasser und Hedrick. Die Maecenas Stiftung und Kasser wollten genau wissen, was in Hedricks Besitz war, insbesondere ob dazu auch Fotografien von fehlenden Seiten und Fragmenten gehörten, die den Text komplettieren könnten, den Kasser, Darbre und der deutsche Professor Gregor Wurst gerade restaurierten und übersetzten. Hedrick erwies sich als hilfsbereiter Kollege und versprach zu kooperieren. Er erklärte, er ha-

be Ferrini nie kennen gelernt und stünde in keiner geschäftlichen Beziehung zu ihm. Er versprach, für Kasser Kopien all seiner Fotografien anfertigen zu lassen, wenn die Maecenas Stiftung die Kosten dafür übernehme.

Die ganzen Verhandlungen brauchten ihre Zeit, aber die beiden Professoren tauschten einvernehmlich ihre Informationen aus, und die Krise war abgewendet.



Andere Fäden jedoch, die durch Ferrinis Beteiligung lose geworden waren, ließen sich nicht so leicht wieder festzurren.

Eine Reise nach London mit dem Zweck, andere Fragmente zu prüfen, die möglicherweise zu den von Ferrini angeblich nicht zurückgegebenen gehörten, ergab, dass die angebotenen Dokumente tatsächlich echt zu sein schienen. Mario Roberty mochte Bill Veres nicht und traute ihm nicht; nur ungern verwendete er ihn als Mittelsmann, um mit den Leuten zu verhandeln, die mit Veres in Kontakt getreten waren. Aber Roberty kannte diese Personen nicht und konnte sie anders nicht aufspüren.

Inmitten dieser heiklen Vorgänge erhielt Roberty am 5. Dezember einen Anruf von Michel van Rijn. Laut Roberty teilte ihm dieser mit, er hätte relevante Dokumente und Informationen über Ferrini in seinem Besitz. Am 10. Dezember fuhren Roberty und Frieda nach London, um van Rijn persönlich zu treffen. Sie erzählen, van Rijn hätte erklärt, er sei der „Strippenzieher“ hinter dem Versuch gewesen, aus den Informationen, die er aus Ferrinis privaten Dateien gezogen hätte, Kapital zu schlagen. Er erklärte weiter, er werde alles veröffentlichen, was er hätte. Diese Drohung war glaubwürdig. Er schickte sich an, das Judas-Projekt zu zerstören. Er prahlte auf seiner Website,

seiner Meinung nach hätte Frieda niemals zugestimmt, das Judasevangelium als Schenkung nach Ägypten zu geben, wenn er nicht zuvor das Projekt offen gelegt hätte. Er erklärte weiter, sie werde aus ihrem Unternehmen keinen Profit ziehen, wenn er das verhindern könne.

Roberty und Frieda trafen van Rijn in dessen Wohnung. Während sie dort waren, rief Veres an. Veres und van Rijn diskutierten ein Geschäft – es ging um ein Kunstobjekt. Aus der Unterhaltung gewann Roberty den Eindruck, van Rijn und Veres seien miteinander im Bunde.

Veres erklärte später: „Van Rijn ist ein Teufel. Er versuchte, Mario davon zu überzeugen, dass ich mit ihm verbündet wäre.“ Und er beteuert: „Mein Interesse war doch einzig, dass Frieda ihre Sachen zurückbekommen sollte“.

Veres stand in häufigem Telefonkontakt mit Frieda. „Veres rief zu jeder beliebigen Stunde an, er war total aufgeregt, richtig hyperaktiv“, erzählt sie.

Im Rückblick gesteht Veres ein, dass er seine Karten überreizte, als er versuchte, den Vermittler zu spielen. Am Ende vertraute ihm keiner mehr. Er spekuliert: „Ich gebe unumwunden zu, das Ganze könnte von van Rijn organisiert gewesen sein.“

Roberty jedenfalls bestand darauf, Veres aus dem Geschäft herauszuhalten, und dieser wurde fortan nicht mehr konsultiert.

So blieben Frieda und Roberty allein mit der Aufgabe, eine Einigung mit van Rijn zu erzielen. Roberty interessierte eine Frage: Was wusste der Holländer? Michel van Rijn behauptete zwar, er habe den gleichen Satz an Fotografien des Judasevangeliums wie Hedrick, aber wie viele er tatsächlich besaß, wusste Roberty nicht.

Frieda und Roberty mussten sich also mit dem Blogger einigen. Vereinbart wurde schließlich, dass van Rijn die Informationen und Materialien in seinem Besitz Roberty geben sollte. Er

wolle das persönlich tun, versprach van Rijn. Für diese Dienste sollte er einen Betrag von 71000 Euro erhalten. Van Rijn sagte zu, gleich nach Neujahr in Basel zu erscheinen. Nach einer Reihe endloser Telefonate zwischen Roberty und van Rijn wurde das Treffen schließlich für den 19. Januar 2005 in Basel vereinbart. Mario Roberty erwartete ihn, aber van Rijn kam nicht.

Roberty betrachtete den Holländer als einen sprunghaften, unzuverlässigen Charakter, deswegen war er nicht sonderlich überrascht, dass jener nicht auftauchte. Der Grund für seine Abwesenheit wurde ihm spät an diesem Abend klar, als Roberty von van Rijns Sohn angerufen wurde, der besorgt war, weil er nichts von seinem Vater gehört hatte. Er fragte Roberty, ob er wisse, wo sein Vater wäre.

Roberty machte ein paar Anrufe und fand heraus, dass van Rijn am Baseler Flughafen von der Schweizer Polizei verhaftet worden war, weil ein Haftbefehl der Genfer Staatsanwaltschaft gegen ihn vorlag. Zu der Zeit wartete er in einem Baseler Gefängnis auf die Überstellung nach Genf, wo ihn Anklagen erwarteten. Wie sich herausstellte, hatte eine Kunsthändlerfamilie, die auf van Rijns Website verunglimpft worden war, ebenfalls gegen ihn eine Klage eingereicht. Sie betrachteten sich als respektable Kunsthändler und wollten es sich nicht gefallen lassen, ständig ruchloser Geschäfte bezichtigt zu werden. Da van Rijn sie seit mehreren Jahren immer wieder verleumdete, hatten sie Klage eingereicht, und deshalb war van Rijn nun bei der Einreise in die Schweiz von der Polizei verhaftet worden.

Einige Tage später eilte Roberty nach Genf, um vor dem Untersuchungsrichter auszusagen. Er erklärte wahrheitsgemäß, dass van Rijn ihm aufgrund eines bestehenden Vertrags Material habe aushändigen wollen, als man ihn verhaftete. Nach mehr als einer Woche in Untersuchungshaft wurde van Rijn freigelassen. Später beschuldigte er Roberty, ihn verraten zu haben. Veres kommentiert: „Michel van Rijn glaubt, Mario ha-

be sich mit den Kunsthändlern zusammengetan, um ihn zu fassen zu kriegen.“

Das war nicht wahr; doch in dieser Geschichte um den berühmtesten Verräter aller Zeiten hat es viele Fälle von Verrat gegeben.

Unterdessen, am 21. Januar 2005, hatte das amerikanische Gericht ein weiteres Urteil gegen van Rijn verkündet. Diesmal fiel die Geldstrafe deftig aus: 157377,98 Dollar.

Nach einigen Wochen entschied sich van Rijn, einen großen Teil seines Materials über das Judasevangelium auf seiner Website zu veröffentlichen, einschließlich Fotos und der Übersetzung Charles Hedricks, die er mit einem groß geschriebenen: „DANKE, CHARLIE!“ kommentierte.

In einem Interview erklärte Hedrick im Jahr 2006, er habe van Rijn einige Übersetzungen gegeben, ihm aber nicht erlaubt, diese zu publizieren. „Ihm die Übersetzungen gegeben zu haben, war eine große Dummheit“, meint er.

Für Frieda Tchacos Nussberger und alle am Judas-Projekt Beteiligten war es ein Glück, dass das publizierte Dokument unverständlich war, voller dunkler Anspielungen in koptischer Sprache – auf gnostische Himmelsebenen, auf Allogenes und Menschen einer anderen Art. Das Dokument wurde auch in der Presse wenig beachtet, da Laien es nicht verstehen konnten. Das Wichtigste aber war: Der Text stammte gar nicht aus dem Judasevangelium.

Vieles von dem, was Charles Hedrick übersetzt hatte, stammte vielmehr aus einem vierten Teil des Kodex, der vom Judasevangelium, der Ersten Apokalypse des Jakobus und dem Brief des Petrus an Philippus getrennt worden war. Im Mittelpunkt dieses Textes stand eine gnostische Figur namens Allogenes. Dass es sich um einen separaten Text innerhalb des Kodex handelte, hatten Rodolphe Kasser und sein Kollege Gregor Wurst einige Monate vorher entdeckt, und so gehörte das ver-

öffentliche Material, im eigentlichen Sinne, nicht zum Judasevangelium.

Michel van Rijn hatte sich selbst an der Nase herumgeführt.

Später hatte er den Einfall, diesen Abschnitt, den er für das Judasevangelium hielt, in einer Fernsehsendung über ihn in BBC-2 zum Besten zu geben. Dabei gab er folgende Erklärung ab: „Das ist das einzige erhaltene Evangelium des Judas, das zweitausend Jahre lang von der katholischen Kirche unterdrückt worden ist. Ich besitze die Übersetzung, und nun lese ich das Ganze vor.“

Mit einer brennenden Zigarette zwischen den Fingern und den rechten Arm lässig, wie in einer Geste existenziellen Trotzes, um eine brusthohe Jesusstatue geschlungen, las van Rijn einige Zeilen, die fast allesamt aus dem Allogenes-Teil des Kodex stammten. Leider hörte ihm niemand zu. Die Übersetzung war gar zu unverständlich. Die Verantwortlichen der BBC ließen während dieses Auftritts schon den Abspann laufen. Michel van Rijn hat nie begriffen, dass das, was er da vorlas, überhaupt nicht das Judasevangelium war.

Die van-Rijn-Saga ist noch nicht zu Ende. Der Holländer ignorierte vorsätzlich die gegen ihn erlassenen Urteile des amerikanischen Gerichts und manchmal sprach er sogar in deutlichen Worten seine Verachtung aus. Am 27. Januar 2006 wurde von dem Gericht in Ohio, nach einer Klage von Ferrells Anwälten, ein Ermittlungsverfahren eingeleitet. Das Gericht bestimmte einen „unabhängigen Prozessbevollmächtigten zur Untersuchung und Strafverfolgung gegen Mr. van Rijn wegen der Straftat der Missachtung aufgrund seiner fortgesetzten missachtenden Weigerung, den Anordnungen dieses Gerichts Folge zu leisten“.



Die Detektivarbeit, das Judasevangelium aufzuspüren und eine möglichst vollständige Veröffentlichung des Textes vorzulegen, war noch nicht beendet. Noch ging der Hauptteil der beschwerlichen Arbeit in Florence Darbres Restaurationswerkstatt geschwind voran. All die Jahre mühsamer Arbeit strebten dem Punkt zu, an dem der Weg gebahnt war, den Schleier vor den Augen der Welt zu lüften. Mehr als fünfundzwanzig Jahre nach seiner Wiederentdeckung sollte das Judasevangelium endlich ans Licht kommen.



KAPITEL FÜNFZEHN

EIN PUZZLE AUS FASERN

*Als Jesus ihr Unverständnis sah, [sprach er] zu ihnen:
„Weshalb hat die Aufregung euch zum Zorn geführt? Euer Gott, der in
euch ist, und [seine ...], sie haben sich zusammen mit euren Seelen
aufgereggt. Wer von euch [stark genug] ist von den Menschen, [der
soll] den vollkommenen Men[schen] auftreten lassen
und sich vor mein Angesicht stellen.“*

ZERSTÖRTES FRAGMENT AUS DEM EVANGELIUM DES JUDAS

In den Sturmböen, die im frühen Dezember über den Genfer See fegten, betrug die gefühlte Temperatur 0 Grad, obwohl das Thermometer 5 Grad anzeigte. Auf den Wellenkämmen im See sprühte weiße Gischt, vor dem alabasterweißen Kastell über dem Hafen von Nyon zitterten Möwen am Strand.

Nyon war eine größere Stadt im Römischen Reich gewesen, zwei Säulen aus römischer Zeit schauen immer noch über den See. Die Stadt liegt in einer schmalen Ebene, die sich zur einen Seite nach Genf, zur anderen nach Lausanne hin erstreckt. Weinberge schmücken die welligen Abhänge, die hinüberreichen zu der dramatischen Gebirgskette des Jura, die die Grenze zwischen der Schweiz und Frankreich bildet.

Außerhalb der Stadt liegt ein kleines Industriegebiet, markiert von einem hohen Hügel, aus dem zwei Luftfilter ragen, die wie Schornsteine aussehen. Gegenüber dieser Einrichtung

der städtischen Wasserwerke liegt auf der anderen Straßenseite eine gewöhnliche Pizzeria. Im Obergeschoss dieses Gebäudes liegt eine Etagenwohnung, die Florence Darbre gehört, der auf Pergamente und Papyri spezialisierten Expertin für Kunst- und Antiquitätenrestaurierung.

Jene Wohnung, zu der auch ein kleines Labor gehört, sieht ganz gewöhnlich aus, aber hier befinden sich zuweilen Güter, deren Wert sich in Zahlen nicht ausdrücken lässt. Was sich am 5. Dezember 2004 in dem unscheinbaren Labor befand, war streng geheim. Nur wenige Menschen wussten von dem hier befindlichen Schatz.

Die Experten kamen um 11 Uhr. Sie waren aus aller Welt gekommen, um sich an diesem harmlosen Ort in Nyon zu versammeln. Sie kamen einzeln, eingemummelt in Mäntel und Jacken. Ein amerikanischer Experte für die Frühzeit des Christentums trug einen breitkrempigen Hut, der einen guten Teil seines Gesichts verdeckte. Alle hatten eine strenge Geheimhaltungsvereinbarung unterschreiben müssen, bevor sie kommen durften. Sie hatten sich verpflichtet, fünf Jahre lang nicht über das zu berichten, was sie gleich sehen sollten.

Einer von ihnen war Bart Ehrman, der gut aussehende, langsam kahl werdende, ohne Umschweife redende Akademiker mit einer wachsenden Reputation als Amerikas, vielleicht der Welt führender Experten für das frühe Christentum. Er war Dekan der religionswissenschaftlichen Fakultät an der University of North Carolina in Chapel Hill.

Der zweite Mann war der stämmige A. J. Timothy Jull. Der gebürtige Brite hatte sich einen Namen als der weltweit anerkannteste Experte für Radiokarbondatierung gemacht. Er war Leiter der angesehenen National Science Foundation – Arizona Accelerator Mass Spectrometer Facility in Tucson.

Der dritte Wissenschaftler war der aus Amerika stammende Stephen Emmel, einer der weltweit führenden Experten für

koptische Sprache und Literatur und derzeit Leiter des Fachbereichs Koptologie an der Universität Münster.

Was die drei Männer jetzt zu sehen bekamen, war 1700 Jahre, wenn nicht gar mehr, verborgen gewesen. Dieser Schrifttext könnte einige der Interpretationen, ja die Fundamente des Glaubens in der gesamten christlichen Welt erschüttern. Es handelte sich nicht um einen Roman. Es war ein wirkliches Evangelium mitten aus der Welt des frühen Christentums.

Das Dokument war eine Anhäufung trockener, manchmal brüchiger antiker Papyri, die beschrieben waren. Darbre verwahrte es sicher in einem Safe in einem kleinen Raum neben dem Wohnzimmer.

Das antike Manuskript hatte der Zeit getrotzt. Es hatte den meisten biologischen Regeln über den Verfall organischen Materials getrotzt. Wenige hatten von ihm gewusst. Niemand hatte vermutet, dass es noch existierte. Niemand hätte realistischere annehmen können, dass es erhalten bleiben würde. Unbeschadet war es auch nicht davongekommen. Es hatte das 21. Jahrhundert zwar erreicht, war aber übel zugerichtet, und viele seiner Seiten klebten zusammen.

Das Manuskript war auf Papyrus geschrieben. Papyrus besitzt eine enorme Haltbarkeit – eine weit größere als modernes Papier. Die Robustheit des Manuskripts bei seiner Reise durch die Zeit wurde von den Eigenschaften des Papyrus bestimmt. Er wurde aus einer Wasserpflanze hergestellt, die einst an den grünen Ufern des Nils wuchs. Um Schreibmaterial zu erhalten, wurden hauchdünne Streifen aus dem Stängelmark der Pflanze genommen. Man legte sie auf eine ebene Fläche, und eine zweite Schicht aus ebensolchen Streifen wurde quer darüber gelegt. Die Schichten wurden dann zusammengepresst, getrocknet und poliert. Auf diese Weise produzierten die Ägypter ihr „Schreibpapier“.

Bei dem vorliegenden Papyrusmanuskript handelte es sich

um einen Kodex, eine Reihe von Blättern (in diesem Fall Papyrusblättern, aber auch Pergament oder Papier kommen vor), die gefaltet und an der Kante vernäht werden, um ein Buch zu bilden, etwa in der Form wie wir es heute kennen, also keine Schriftrolle. Dieser Kodex umfasste 33 noch enthaltene Blätter, beziehungsweise 66 Seiten, aus Papyrus. Von weitem betrachtet wirkten manche Seiten wie verwitterte Karten der antiken Welt oder wie ein Puzzle, das fast fertig war, aber noch manche Lücken aufwies. Es gab gelegentliche Fehlstellen, nicht zugeordnete Stücke antiken Papyrus, möglicherweise fehlten auch ein paar Blätter – und eine große Menge winziger Fragmente.

Die Papyrusblätter in Darbres Wohnung waren mit antiker Schrift bedeckt. Die Sprache war Koptisch. Die Buchstaben folgten einander in komplizierten, kaum bestimmbareren Mustern. Manches war aufgrund der Lücken zunächst nicht lesbar, vieles aber konnte gedeutet werden.

Der Kodex war durch die Jahrhunderte gereist und an diesem unwahrscheinlichen Ort in den Bergen der Schweiz wieder aufgetaucht. Er war in schlechtem Zustand und hatte beträchtlich gelitten. Der Ledereinband, obwohl ebenfalls stark verwittert, war nach all den Jahrhunderten teilweise noch vorhanden und verband immer noch viele Seiten des Kodex zu einem Ganzen.

Der Kodex enthielt eine Geschichte, einen biblischen Bericht, eine Botschaft des Glaubens. Die erfrischende und neuartige Erzählung mit ihrer revolutionären Botschaft hatte die Reise durch die Zeit überlebt. Das allein war ein kleines Wunder.

Eine Reihe von Fenstern gingen nach Osten und ließen das trübe Morgenlicht herein, während sich zehn Personen in Darbres kleiner Wohnung drängten. Das Treffen war von der National Geographic Society anberaumt worden, die das Team der Wissenschaftler und Experten zusammengestellt hatte, um den Bewertungsprozess zu beginnen.

Anwesend waren neben Emmel, Ehrman und Jull Vertreter von National Geographic sowie außerdem John Huebesch, der Leiter des Investitionsprogramms von Gateway Computer und dessen Waitt Institute for Historie Discovery, das über zweistellige Millionenbeträge an Dollars verfügt.

Vervollständigt wurde die Besuchergruppe durch die beiden Schweizer, die im Besitz des mysteriösen Kodex waren: Mario J. Roberty, den Präsidenten der Maecenas Stiftung und gesetzlichen Eigentümer sowie Frieda Tchacos Nussberger, die frühere Eigentümerin, die ihre Rechte an dem Manuskript an die Stiftung abgetreten hatte.

Roberty dankte allen für ihr Kommen. Er erzählte, wie die Stiftung in den Besitz des unschätzbaren Manuskripts gelangt war. „Der Kodex kam vor mehr als zwanzig Jahren aus Ägypten“, erklärte er. „Er wurde in Mittelägypten gefunden, das heißt, irgendwo zwischen Kairo und Luxor, in der Provinz Muhafazat Al Minya. Wir besitzen ihn seit vier Jahren.“

„Der Kodex besteht aus vier separaten Texten“, führte Roberty weiter aus. „Der erste ist der Brief des Petrus an Philippus. Der zweite Teil des Kodex enthält die Erste Apokalypse des Jakobus, der dritte das Judasevangelium, der vierte den Allogenes.

Bislang“, verkündete Roberty, war das Manuskript vollständig unbekannt.“

Im Zimmer herrschte gespannte Erwartung. Das war der große Preis. Fragen hingen in der Luft: Hatte das Evangelium die Verwüstungen der Zeit überstanden? Was war sein genauer Inhalt?

Roberty bestätigte, dass die Stiftung der ägyptischen Regierung die Zusage gegeben habe, das Judasevangelium und den gesamten Kodex zu einem späteren Zeitpunkt an das Land zurückzugeben, wo er gefunden worden war. Diese Rückgabe sollte einige Jahre nach der Erstveröffentlichung der Texte im Westen erfolgen.

Roberty stellte anschließend Florence Darbre vor. Die Bibliothek und das Museum der Martin Bodmer Stiftung, für die Darbre als Chefkonservatorin arbeitete, waren als eine Art „geistiges Gebäude“ für originale Manuskripte der Antike und Moderne konzipiert. Das Museum besaß akkadische Zylindersiegel, mesopotamische Inschriften in Keilschrift, Totenbücher aus dem ägyptischen Theben, antike Bibeln in koptischer und griechischer Sprache, darunter ein koptisches Manuskript des Matthäusevangeliums aus dem 4. oder 5. Jahrhundert im sahidischen Dialekt, und viele weitere Schätze.

Darbre bemerkte, jedes antike Manuskript habe seine eigenen Merkmale, welche sie, als Konservatorin genau kennen lerne. „Manchmal erzeugen Manuskripte eine Atmosphäre der Stille“, erklärte sie, „und manchmal kämpfen die Dokumente gegen einen an. Dieses Dokument nicht. Dieses Dokument war ein ruhiges. Ich befand mich – geistig – im Einklang mit ihm. Dieses Werk erwies sich als ruhig, präzise und angenehm.“

Um es zu verstehen, muss man einem Manuskript ganz nahe kommen. Ich habe mich richtiggehend hineinversenkt.“

Darbre betonte, dass es sich hier um eine Teamarbeit handelte. „Ich arbeite gut mit Professor Kasser zusammen, dem Chefübersetzer. Wir tauschen uns häufig telefonisch aus. Ungefähr einmal im Monat, manchmal auch öfter, kommt er hierher nach Nyon.“

Einen Kodex zu restaurieren gleicht dem Zusammensetzen eines Puzzles, erklärte sie. Professor Rodolphe Kasser und sie tauschten regelmäßig ihre Gedanken aus. Er würde versuchsweise ein bestimmtes Fragment einer bestimmten Seite zuordnen. Sie würde es einpassen und dabei auf die Faserstruktur achten, die verrät, wie und ob die Teile zu einer Seite passen.

Ein Teil der Einpassarbeiten könnte mit dem bloßen Auge verrichtet werden. Doch nicht alle Fasern seien so zuzuordnen. Ein Hochleistungsmikroskop stand in einer Ecke des Zimmers.

Das benutze sie, wenn das menschliche Auge überfordert sei, die feinen Details der winzigen Fasern zu erkennen. Wenn das Teil eingefügt sei, könne man sich daranmachen, Buchstaben, Wörter und Sätze zu bestimmen.

Diese Arbeit hier wäre, so erklärte sie, eine der größten Herausforderungen in ihrer beruflichen Laufbahn gewesen. Bislang hatte sie schon beinahe drei Jahre damit zugebracht. Der Papyrus war unzweifelhaft antik. Ungefähr zwei Drittel des Dokuments konnten bisher rekonstruiert und wiederlesbar gemacht werden, aber beträchtliche Lücken blieben bestehen.

Auch Professor Kasser war anwesend. Seine Haltung kündete von den Leiden, die die Parkinson-Krankheit seinem gebrechlichen Körper zufügte. Aber trotz seiner körperlichen Einschränkung war sein Geist so frisch wie der eines viel jüngeren Mannes, und er kannte nur ein Ziel: die Übersetzung des lange verschollenen Dokuments fertig zu stellen und damit seinen wissenschaftlichen Leistungen die Krone aufzusetzen.

Der einzige Experte im Raum, den Kasser kannte, war Emmel. Das letzte Mal hatten sie sich fünf Monate zuvor, im Juli, beim Kongress der International Association of Coptic Studies in Paris getroffen, wo Kasser zum ersten Mal öffentlich über den Kodex und seinen Inhalt gesprochen hatte. Für den brillanten Koptologen Emmel war Professor Kasser ein Mentor. Auf eine gewisse Art verband Emmel die Lager der Europäer und Amerikaner, da er auch bei James Robinson in Kalifornien studiert hatte.

Kasser sah zu, wie die Experten sein „Baby“ untersuchten, den Schatz, der ihm vor einigen Jahren als ein unvergleichlicher Glücksfall in die Hände geraten war.

Darbre legte einige Seiten des Kodex vor. Ehrman, Emmel, Jull und die anderen beugten sich vor, um sie genau zu betrachten. Ein großer Teil des Manuskripts war stabilisiert, das heißt, er befand sich in einem Zustand fortgeschrittener Kon-

servierung, dank Darbres sorgsamer Beachtung der kleinsten Details. Und das Wichtigste: Vieles davon war tatsächlich lesbar. Der Kodex war unter Glas gebracht und konnte Seite für Seite gelesen werden.

Negativ schlug allerdings zu Buche, dass größere Stücke und wortwörtlich Hunderte von winzigen Fragmenten fehlten. Von einigen Seiten fehlten beträchtliche Teile. Der Kodex war ein noch unfertiges Puzzle, dessen Zusammensetzung allerdings, soweit es die verfügbaren Teile betraf, schon nahezu abgeschlossen war.

Darbre löste die Halterungen an einer Seite des Rahmens, entfernte aber das Glas nicht ganz. So konnten sich die Experten das restaurierte Manuskript genau anschauen. Stephen Emmel prüfte die erste Seite minutenlang. Echte Begeisterung sprach aus seiner Stimme, als er erzählte, es wäre sein zweiter Besuch in Genf. Der erste hatte 1983 stattgefunden und galt der Untersuchung eines unbekanntes antiken koptischen Dokuments. „Dies ist dasselbe Manuskript!“, rief er aus.

Er erzählte dann die Geschichte seiner früheren Reise. Er war in ein Genfer Hotel eingeladen worden und hatte dort zwei Männer getroffen, einen Europäer und einen nur Arabisch sprechenden Ägypter. Er konnte sich jetzt an den Namen des Hotels und der beiden Männer nicht mehr erinnern; möglicherweise hatten sie sich auch gar nicht richtig vorgestellt. Er hatte nur begrenzte Zeit gehabt, zwei Stunden, um das gesamte Manuskript zu untersuchen. Mit der Pinzette hatte er Blatt um Blatt, Seite um Seite vorsichtig angehoben. Viele der Seiten waren zusammengeklebt gewesen. Es war ihm immerhin gelungen, einen der Texte als die Jakobusapokalypse und einen anderen als den Petrusbrief zu identifizieren; das dritte Dokument, im hinteren Teil des Bandes, hatte er aber nicht bestimmen können.

Während Emmel den restaurierten Kodex gründlicher unter-

suchte, lieferte er schrittweise eine Analyse. Die erste Seite zeigte Ähnlichkeiten mit bereits bekannten gnostischen Dokumenten. „Diese Manuskripte enthalten einen Dialog zwischen dem auferstandenen Jesus und einem oder mehreren Jüngern. Dieser Kodex steht mehr oder weniger in dieser Tradition.“ Er schien jedoch einige Variationen zu diesem Thema zu enthalten. Er brauchte deshalb mehr Zeit und mehr Blätter, um den Text genauer zu untersuchen.

Darbre legte zusätzliche Fotografien von Papyrusseiten vor. Könnte sicher festgestellt werden, dass es sich um das Judasevangelium handelte?

Emmel betrachtete die letzte Seite des Manuskripts, wo als Titel stand: „Das Evangelium des Judas“. Er antwortete mit Ja.

Die nächste Frage lag auf der Hand: „Wie können wir sicher sein, dass dieses Judasevangelium das des Judas Iskarioth und nicht irgendeines anderen Judas ist?“

Für die Antwort wandte sich Emmel an Kasser. Der ältere Mann suchte den Namen in den fotografischen Kopien des Kodex. Schließlich deutete er auf den Namen im Text, den des Judas Iskarioth. Emmel schaute sich den Abschnitt selbst genau an und nickte zustimmend.

„Könnte es sich um eine moderne Fälschung handeln?“, war eine weitere Frage.

„Das ist völlig ausgeschlossen“, erklärte Emmel kategorisch.

„Wie viele Menschen wären in der Lage, eine moderne Fälschung herzustellen?“

„Vielleicht fünfundzwanzig“, vermutete Emmel. Dann, nach einem Augenblick des Nachdenkens, wandte er sich erneut an Kasser, der Emmels Schätzung ergänzte: „Nein, ich denke es sind nur vier oder fünf.“ Emmel fügt hinzu: „Und wir sind zwei davon.“

Eine moderne Fälschung kam also nicht ernsthaft in Betracht. „Und wie steht es mit einer antiken Fälschung?“

Es handelte sich fast sicher um die koptische Übersetzung eines älteren, griechischen Dokuments, das wahrscheinlich aus dem 2. oder 3. Jahrhundert stammte. Viele gnostische Dokumente stammten aus jener Zeit. Die Authentizität könnte auch anhand der Paläographie, durch eine Analyse des Schriftstils auf den Papyri, beurteilt werden. „Es besteht kein Zweifel“, meinte Emmel, „die Handschrift ist die eines antiken koptischen Schreibers.“

Die erste Seite legte den Schluss nahe, dass der dargestellte Dialog nach Jesu Kreuzigung spielte. Jesus war von den Toten auferstanden, und befand sich mitten in einer Unterhaltung mit seinen Jüngern. Es folgte dann ein Dialog zwischen Jesus und Judas. Jenes Muster ist typisch für antike gnostische Texte.

„Die Paläographie zieht Schlüsse aus den Einrückungen, die für die koptische Schrift charakteristisch sind“, bemerkte Emmel. Eine sorgfältige Untersuchung des Sprachgebrauchs würde mehr enthüllen.

„Können Sie sagen, wann es geschrieben wurde?“

„Dazu ist eine genaue Auskunft so schnell nicht möglich.“

„Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass der koptische Autor das Dokument selbst geschaffen hat?“

„Das ist ausgeschlossen“, antwortete Emmel. Dies hier war eine Abschrift und fast sicher eine Übersetzung, mit großer Wahrscheinlichkeit aus dem Griechischen; das originale Dokument, dessen Übersetzung hier vorlag, würde höchstwahrscheinlich bis ins 2. Jahrhundert zurückzudatieren sein, als die gnostische Literatur sehr verbreitet war.

Auf eine präzise Datierung wollte sich Emmel nicht festlegen. Das war zu unsicher. Er wollte die Radiokarbonuntersuchung des Manuskriptes abwarten, obwohl er weiterhin an seine erste Einschätzung von 1983 glaubte: höchstwahrscheinlich das 4. Jahrhundert n.Chr., vielleicht auch das 5. Jahrhundert.



Dann gab Bart Ehrman seine erste Einschätzung. Er lieferte mehr allgemeines Hintergrundwissen als eine spezifische Analyse des Dokuments, das er noch nicht ausreichend hatte studieren können.

In Kansas geboren, hatte Ehrman seinen Bachelor am Wheaton College in Illinois gemacht und am Princeton Theological Seminary das Magister- und Doktorexamen abgelegt. In Princeton hatte er bei Bruce M. Metzger studiert, für ihn der führende amerikanische Experte für das frühe Christentum. Ehrman besaß eine Fähigkeit, die unter Akademikern rar ist: Er war in der Lage, sein gelehrtes Wissen über die Komplexität und die Vielfalt des frühen Christentums in einer Sprache wiederzugeben, das auch ein Laie verstehen konnte.

Ehrman hütete sich, Aussagen über ein Manuskript zu machen, von dem noch keine gesicherte Übersetzung vorlag. Er wollte warten, bis Kasser seine Übersetzung vollendet hätte, auch wenn das noch ein Jahr dauern mochte. Wie Emmel wollte auch er auf die Ergebnisse der Radiokarbondatierung warten. Er war jedoch bereit, das Evangelium in den Kontext der allgemeinen Geschichte des frühen Christentums zu stellen.

„Was wir hier in dem Judasevangelium vorliegen haben, stimmt völlig überein mit Irenäus' Verdammungsurteil“, führte Ehrman aus. „Es wurde nach dem Johannesevangelium verfasst. Das Johannesevangelium ist das jüngste der kanonischen Evangelien, das [Judasevangelium] war aber schon im Umlauf, ehe der Evangelienkanon aufgestellt wurde.“

„Dies ist ein Dokument, das mit den Kainiten in Zusammenhang steht. Die Kainiten wurden nach Kain benannt. Das war eine Bewegung, die die gängigen Bewertungen umkehrte –

dieses Evangelium mag ein Teil ihres Neuen Testaments gewesen sein. Die Kainiten wollten ihre Treue zu dem einen, wahren Gott zeigen. Das bedeutete für sie, mit dem untergeordneten Gott des Alten Testaments zu brechen. Die kainitische Doktrin besagte, dass man jedes Gebot übertreten müsse, um die Erlösung zu erlangen.

Es trifft zu, dass Irenäus speziell diese Schrift, das Judas-evangelium, als häretisch bezeichnete. Aber seine Kritik bleibt sehr allgemein.“



Tim Jull, der Experte für die C-14-Datierung, sprach als Nächster. Julls Familie war nach Kanada ausgewandert, als er elf Jahre alt war. Er hatte ursprünglich Chemie an der University of British Columbia und dann Geochemie an der Universität im englischen Bristol studiert. Nach Abschluss seiner Doktorarbeit hatte er seine Studien zunächst in Bristol, dann an der Universität Cambridge und schließlich am weltberühmten Max-Planck-Institut für Chemie in Mainz fortgesetzt. 1981 war er an die Universität von Arizona in Tucson gegangen, wo sich die angesehene NSF-Arizona Accelerator Mass Spectrometer Facility befindet, war immer weiter befördert worden und schließlich 2001 Direktor dieser Laboreinrichtung geworden.

Jull erklärte, warum die Radiokarbondatierung als sicherstes Verfahren zur zeitlichen Bestimmung antiker Artefakte aus organischem Material gilt. „Bei dem Verfahren wird die Menge der in die Atmosphäre abgegebenen radioaktiven Carbon-14-Isotope gemessen, die in allen Lebewesen gleichmäßig vorhanden sind“, erklärte er. „Stirbt die Pflanze oder das Tier, zerfallen die Radioisotope. Sie haben eine Halbwertszeit von 5 700

Jahren, das heißt, nach 5 700 Jahren sind sie zur Hälfte verschwunden. Damit haben wir eine Uhr, mit deren Hilfe wir das Alter von fast allem messen können.

Wir datieren das Alter des Papyrus – den Zeitpunkt, als er geschnitten wurde ... Wenn es sich um ein Stück handelt, das aus dem Jahr 400 n. Chr. stammt, können wir das mit einer Genauigkeit von plus oder minus fünfzig Jahren feststellen. Es gibt eine gewisse Fluktuation in der Menge des C-14 in der Zeit, wenn die Pflanze wächst. Deswegen muss man einen Korrekturfaktor einrechnen.“

Weitere Verfahren zur Analyse antiker Materialien können zusätzliche Informationen zur Herkunft eines Artefaktes liefern – beispielsweise, Details über die Herkunft des Papyrus oder darüber, welche Materialien zur Herstellung eines bestimmten Papiers oder einer bestimmten Tinte verwendet wurden. Für die zeitliche Bestimmung eines Manuskripts oder eines jeden antiken Objekts aus organischen Materialien sei jedoch die C-14-Datierung nach wie vor das beste Verfahren.

Es gibt allerdings einen großen Nachteil. „Bei dem Prozess [der Radiokarbondatierung]“, mahnte Jull, „wird das untersuchte Material zerstört. Bleiben irgendwelche Materialien erhalten, geben wir sie den Eigentümern zurück.“



Der Nachmittag schritt immer weiter voran, draußen wurde es langsam dunkel. Florence Darbre, Tim Jull und Rodolphe Kasser machten sich daran, einige Fragmente aus dem Kodex auszuwählen, die zur Radiokarbonbestimmung geopfert werden sollten. Es galt, nur solche Fragmente auszuwählen, deren endgültige Vernichtung die Übersetzungsarbeit nicht behindern würde. Sie wollten Stücke aus verschiedenen Teilen des Kodex

nehmen, aber eben solche, die dessen zukünftige Erhaltung nicht gefährden würden.

Ein beträchtlicher Teil des Ledereinbands des Manuskripts war mit diesem zusammen erhalten geblieben. Teile davon hingen noch an den Papyri. Sie zu untersuchen, könnte die Radiokarbondatierung des Pflanzenmaterials ergänzen.

„Wir nehmen Proben aus dem Manuskript und aus dem Ledereinband“, erklärte Jull. „Das wird sehr hilfreich sein. Es ist leicht, einen antiken Einband zu datieren. Wir werden auch das Papyrusmaterial innerhalb des Einbands datieren.“ Ledereinbände wurden in der Antike häufig mit altem Papyrus verstärkt.

„Wir wollen [Fragmente] haben, deren Verlust den geringsten Schaden verursacht“, erklärte Jull. „Wir wollen aber auf jeden Fall sicherstellen, dass die drei Texte zeitgleich sind und aus der gleichen Periode stammen, obwohl es, nach dem Urteil der Anwesenden hier, daran kaum einen Zweifel gibt.“

Jull erklärte, dass die benötigten Proben mindestens einen Quadratzentimeter groß und zehn Milligramm schwer sein müssten. „So erhalten wir eine gute Probe, die wir in Graphit verwandeln.“

Insgesamt wählte das Trio fünf Proben aus:

- ein Stück aus der Papyrusfüllung, die den äußeren Ledereinband verstärkte,
- ein Fragment von losem Papyrus aus den Hunderten von Fragmenten in der Aktenmappe,
- ein Stück vom Leder des Einbands mit festgeklebtem Papyrus,
- eine Probe von den Seiten 9/10 des Kodex (Jakobusapokalypse),
- eine Probe von den Seiten 33/34 des Kodex (Judasevangelium).

Darbre übernahm die technische Aufgabe, die entsprechenden

Stücke aus den Papyri herauszuschneiden. Sie arbeitete sehr vorsichtig, um keinen zusätzlichen Schaden anzurichten, löste die einzelnen Fragmente sorgsam mit einem Skalpell heraus und steckte jedes in ein kleines Nylontütchen.

Jull erzählte währenddessen von einem früheren wichtigen Projekt, an dem er mitgearbeitet hatte: „Unser Labor hatte eine Reihe der Qumran-Rollen vom Toten Meer datiert. Die meisten bestehen aus Pergament. Da stellten sich vielfach die gleichen Fragen. Im Fall zweitausend Jahre alter Pergamente ist zu beachten, dass das Pergament von den Rändern aus zerfällt. Was ich von diesem Papyrus hier gesehen habe, so dürfte das nicht so schwierig werden.“

Jull erinnert sich, dass die israelische Verantwortliche, die ihn beim Herausschneiden der Fragmente aus den Qumran-Rollen beobachtete, plötzlich zu weinen angefangen habe. Der Vorgang war eine große emotionale Belastung. Während Florence Darbre vorsichtig und präzise die Proben aus dem kostbaren Papyrus herausschnitt, wirkte auch sie sichtlich angespannt.

Jull und sein Mitarbeiter Greg Hodgkins versprachen, die Ergebnisse so schnell wie möglich zu liefern. Zur Radiokarbondatierung wurde ein Beschleunigungs-Massenspektrometer eingesetzt. Der Beschleuniger hat eine Reihe magnetischer und elektrischer Linsen, die die Karbonstrahlen gebündelt auf Detektoren von der Größe eines Vierteldollarstücks ausrichten.

Die Analyse fand in der Woche des 10. Januar 2005 statt. Die Detektoren maßen die Strahlung und zeichneten das Ergebnis auf.

„Manchmal läuft alles wunderbar. Das ist einer dieser Fälle“, mailte Greg Hodgkins dem Team. „Die Proben sind bestimmt, ich habe gerade die Kalibrierung abgeschlossen.“



In der Nacht des 11. Januar flog Jull von Glasgow, wo er ein Forschungsfreisemester verbrachte, nach Israel, um am Weizmann-Institut für Wissenschaften in Rehovot, der führenden Forschungseinrichtung Israels, zwei Vorlesungen zu halten und mehrere Seminare zu veranstalten. Er erhielt die Resultate von Hodgkins per E-Mail auf dem Londoner Flughafen Heathrow, hatte aber Schwierigkeiten, die Anhänge zu öffnen. Nachdem er das San-Martin-Gästehaus auf dem Campus des Weizmann-Instituts erreicht hatte, warf er seinen Computer an und konnte die Anhänge herunterladen. Er schlief ein paar Stunden und entwarf dann, mit Hilfe seines Computers, komplizierte Kurven der statistischen Wahrscheinlichkeiten für das Judasevangelium.

Er formulierte seine Ergebnisse zu Wahrscheinlichkeitsausagen; die Ergebnisse für die einzelnen Proben waren sich erstaunlich ähnlich. Die Serie zählte zu den besseren von all denen, die er gesehen hatte. „Die Ergebnisse sind ausgezeichnet“, berichtete er. „Grundsätzlich liegen die Proben des Leders und die aus dem Kodex selbst, mit Ausnahme des losen Papyrus, im Bereich statistischer Gleichzeitigkeit.“

Die Wahrscheinlichkeit betrug 95 Prozent, dass sowohl der Ledereinband als auch der Kodex selbst zwischen 220 und 340 n. Chr. entstanden wären. „Statistisch gesehen besteht nur eine Wahrscheinlichkeit von jeweils 2,5 Prozent, dass das Dokument vor 220 beziehungsweise nach 340 entstanden ist“, führte er aus.

C-14-Datierungen werden in „Radiokarbonjahren“ vorgenommen, die sich von Kalenderjahren unterscheiden und mit Hilfe eines Kalibrierungsfaktors berichtigt werden müssen. Die universelle Kalibrierung – die Standardgröße, mit der alle Labors arbeiten, die Radiokarbonbestimmungen durchführen – beruht auf Studien, die hauptsächlich an den Nuklearlaboren in Seattle, Heidelberg und Belfast, einige auch in der Einrichtung in Arizona, in den letzten zwanzig Jahren durchgeführt

wurden. In diese Kalibrierung fließen die Analysen der Fluktuation des C-14-Niveaus in der Atmosphäre mit ein. Jede Radiokarbondatierung muss um mindestens ein, manchmal um bis zu drei, fünf oder noch mehr Prozent berichtigt werden. Die Größe des Kalibrierungsfaktors hängt von Faktoren ab wie Wetterbedingungen, die über Jahre und Jahrhunderte aufgezeichnet wurden, von Veränderungen der kosmischen Strahlung oder dem Schwanken des Magnetfelds der Erde.

Julis Kurven zeigten folgende Einzelergebnisse:

- Papyrus aus dem Inneren des Außendeckels: 1796 Radiokarbonjahre. Das entspricht einem Radiokarbondatum 209 n. Chr. mit einem Abweichungsfaktor von plus oder minus 58 Jahren.
- Loser Papyrus aus Aktenmappe: 1672 Radiokarbonjahre. Das entspricht einem Radiokarbondatum 333 n. Chr. mit einem Abweichungsfaktor von plus oder minus 48 Jahren.
- Leder mit festgeklebtem Papyrus: 1 782 Radiokarbonjahre. Das entspricht einem Radiokarbondatum 223 n. Chr. mit einem Abweichungsfaktor von plus oder minus 51 Jahren.
- Manuskript, Seite 9, Jakobusbrief: 1739 Radiokarbonjahre. Das entspricht einem Radiokarbondatum 279 n. Chr. mit einem Abweichungsfaktor von plus oder minus 50 Jahren.
- Manuskript, Seite 33, Judasevangelium: 1726 Radiokarbonjahre. Das entspricht einem Radiokarbondatum 279 n. Chr. mit einem Abweichungsfaktor von plus oder minus 47 Jahren.

„Es ist ungewöhnlich und sehr erfreulich, eine solche Übereinstimmung in den Ergebnissen zu erhalten“, erklärte Jull.

Das lose Papyrusfragment, das getestet worden war, gehörte offensichtlich nicht zu dem Kodex und konnte vernachlässigt werden. Die entsprechenden Messwerte ergaben, nach der Kalibrierung, ein wesentlich späteres Datum als für die anderen Proben.

Indem er die Ergebnisse der anderen vier Proben kombinierte, kam Jull in seinem Bericht zu dem Ergebnis, dass die größte Wahrscheinlichkeit – nämlich eine Wahrscheinlichkeit von 68,1 Prozent – bestand, dass das Judasdokument zwischen 240 und 320 n. Chr. entstanden war. Es bestand eine Wahrscheinlichkeit von jeweils rund 15 Prozent, dass es vor 240 oder nach 320 hergestellt worden war. Wenn man den Entstehungszeitraum nach hinten und vorn um jeweils zwanzig Jahre verlängerte, erhöhte sich die Wahrscheinlichkeit auf 95,4 Prozent, was statistisch annähernde Gewissheit bedeutet.

Unter Verwendung aller statistischen Methoden ergab sich also eine Datierung auf das Jahr 280 n. Chr. „Wenn man eine Fehlergröße von sechzig Jahren nach hinten und vorn einräumt, kann ich mit Überzeugung sagen, dass dies das Alter des Kodex ist“, erklärte Jull.



Professor Kasser hatte seinen engsten Mitarbeitern erzählt, dass seiner Ansicht nach, aufgrund des antiken Schriftbildes und des Stils der in diesem Kodex verwendeten koptischen Sprache, das Dokument nicht nach dem ersten Viertel des 5. Jahrhunderts geschrieben worden sein konnte. Er vermutete sogar, es wäre noch älter.

Die Ergebnisse der Radiokarbondatierung bestätigten Kassers vorsichtige Schätzungen auf dramatische Weise. Laut Julls Ergebnissen war Folgendes klar: Der Zeitpunkt, an dem der

Kodex abgeschrieben worden war, konnte sehr früh liegen, schon 220, also in einer Zeit, wo viele Evangelien um die Vorrherrschaft in der neuen Religion, dem Christentum, rangen. Es konnte sorgfältig auf seinen Papyrus gemalt worden sein, ehe Kaiser Konstantin, der das Christentum gegenüber dem alten Kult bevorzugte, überhaupt geboren war.

Andererseits konnte der Text aber auch aus dem frühen 4. Jahrhundert stammen – vielleicht nach 315, also nach Konstantins Toleranzedikt von 313, entstanden sein. Es war statistisch weniger wahrscheinlich, dass der Kodex erst 325, im Jahr des Konzils von Nizäa, abgeschrieben wurde, und statistisch gesehen fast völlig ausgeschlossen war ein wesentlich späteres Entstehungsdatum als 340 n. Chr.

Falls der statistische Mittelwert, das Jahr 280, tatsächlich das Entstehungsdatum war, dann wäre der Text praktisch genau hundert Jahre nach Irenäus' Bemerkungen über das griechische Original geschrieben worden, die gegen 180 erschienen. Tatsächlich kann es nicht früher als vierzig oder sechzig Jahre nach dem Zeitpunkt abgeschrieben worden sein, zu dem Irenäus das Judasevangelium in seiner Schrift *Gegen die Häresien* verdammt hatte.

Das Judasevangelium und der Rest des Kodex waren weit älter – hundert Jahre oder mehr –, als alle vermutet hatten. Der Kodex, geschrieben mitten in der frühchristlichen Ära, hatte sich als eines der ältesten, erhaltenen christlichen Dokumente erwiesen. Diese Datierung der koptischen Übersetzung des griechischen Originals macht die Botschaft dieses Evangeliums nur umso herausfordernder. Wenn eine ganze Sekte glaubte, dass der große Verrat von Jesus angeordnet und von seinem Lieblingsjünger ausgeführt worden war, dann könnte sich diese Interpretation, nach gründlicher Untersuchung, als genauso glaubhaft erweisen wie die im Neuen Testament berichtete Version.



KAPITEL SECHZEHN

DAS EVANGELIUM DES JUDAS

Jesus sprach: „[Komm], damit ich dich belehre über die [Geheimnisse], die noch kein Mensch gesehen hat.

Denn es existiert ein großer und unendlicher Aon, den kein Engelsauge je gesehen, und kein Herzensgedanke je erfasst hat und der mit keinem Namen je benannt worden ist.“

DAS EVANGELIUM DES JUDAS

Das Judasevangelium unterscheidet sich von allem, was man je gelesen hat. In diesem Text ist Judas nicht der Verräter Jesu, sondern sein treuester Freund und Jünger. Judas ist der Mensch, der aufgefordert wird, das größte aller Opfer zu bringen – Jesus seinen Henkern zu überliefern. Und diese Aufforderung kommt von niemand anderem als Jesus selbst.

Das Evangelium des Judas, das fast mit Sicherheit im 2. Jahrhundert entstand, ist neu, es ist anders, und es erscheint nun in der modernen Zeit zum ersten Mal in der Öffentlichkeit. Wir wissen, dass der Text von der entstehenden Kirche verdammt wurde, zusammen mit anderen gnostischen Texten, und aus der Geschichte verschwand.

Ein Exemplar dieses Textes hat jedoch wie durch ein Wunder überlebt. Ein Team von Wissenschaftlern hat es in vier Jahren unermüdlicher Arbeit restauriert und übersetzt. Nun kann jeder seine Botschaft vernehmen.

So heftig das Judasevangelium in der Antike attackiert wurde, heute wirkt es nicht bedrohlich. Es wurde von jemandem verfasst, der Jesus verehrte. Er spricht seine Bewunderung mit Inbrunst und Humor aus. Jesus erscheint weniger als eine leidende denn als eine von Freude erfüllte Gestalt, anders als in den kanonischen Evangelien, und er kann lachen. Er tut das vier Mal. Der unbekannte Autor des Judasevangeliums hatte wohl besondere Freude daran, diese Geschichte zu erzählen. Der Text ist ein Dokument, das von Liebe und Zuneigung überfließt, zu Judas und zu Jesus. „Im Judasevangelium lacht Jesus viel“, bemerkt Marvin Meyer. „Er findet viel Anlass zu Humor in der *Conditio humana*, in all den Schwächen und Merkwürdigkeiten unseres Lebens auf Erden.“

Der Judas dieses Evangeliums ist anders, nicht der ungläubige Verräter, der in den kanonischen Evangelien des Matthäus, Markus, Lukas und Johannes der Verachtung preisgegeben wird. Auch dieser Jesus unterscheidet sich von dem Erlöser jener Evangelien. Wie in den kanonischen Evangelien wird er zwar als „Meister“ und „Rabbi“ bezeichnet, aber er ist nicht der leidende Märtyrer, der ans Kreuz genagelt wird. Vielmehr ist Jesus ein freundlicher, gütiger Lehrer, der göttliche Weisheit ausstrahlt.

Das Judasevangelium ist insofern ein „christlicher“ Text, als der Verfasser an die Göttlichkeit Jesu glaubte und aus einer Tradition heraus schrieb, die die Geschichte eines Lehrers berichtete, der gekommen war, erst seine Schüler und dann die gesamte Menschheit zu retten, der den Behörden ausgeliefert wurde und vom Tod in das ewige Leben einging.

Manche Wissenschaftler glauben, dass Texte wie das Judasevangelium als Teile einer Sammlung geheimen Wissens nicht bestimmt waren, in der Öffentlichkeit gelesen zu werden. Elaine Pagels glaubt, dass es in Verbindung mit anderen Evangelien gelesen werden sollte. „Man konnte beispielsweise das

Markusevangelium nehmen, das unter den Christen weithin besonders beliebt ist, und es zusammen mit dem Thomas- oder dem Judasevangelium lesen. Man konnte das eine als den öffentlich gelesenen Text nehmen, den anderen als eine Lektüre für Fortgeschrittene. Die Texte sind also nicht notwendigerweise Gegensätze; man musste sich nicht für einerseits das Markus- oder andererseits das Thomas- oder Judasevangelium entscheiden. Sie wurden wahrscheinlich nebeneinander von Menschen gelesen, die sich für alle diese Texte interessierten.“

Pagels äußert dann eine sehr interessante Ansicht darüber, wer womöglich das wiederaufgefundene Judasevangelium kopiert haben könnte. „Wahrscheinlich wurden [die vielen Evangelien] von Mönchen geschätzt, die sie abschrieben, sammelten und als Schätze in der Klosterbibliothek verwahrten, da diese Texte sich an Menschen richteten, die ein höheres Niveau von spiritueller Disziplin und Verständnis anstrebten.“

Im Judasevangelium ist Judas der besondere Liebling und erwählte Jünger Jesu. „Der Stern, der der Anführer ist, ist dein Stern“, sagt Jesus zu seinem loyalen Anhänger. Von Judas wird gefordert, Jesus den Behörden auszuliefern – und zwar von niemand anderem als Jesus selbst. Jesus verspricht seinem getreuen Jünger, sein Stern, der Stern des Judas, werde in den Himmeln scheinen.

Ein anderes Bild des Judas Iskarioth kristallisiert sich heraus. Statt des Verräters ist Judas eine besondere, über den anderen Jüngern stehende Figur. Er wird der „dreizehnte“ in der Gruppe, gesondert von den anderen, der Einzige, der aufrecht vor Jesus stehen bleiben kann, obwohl auch er ihn nicht direkt anzuschauen vermag.

Der Leser mag den Anschauungen des Judasevangeliums widersprechen. Manche mögen es für blasphemisch halten. Nicht bestreiten lässt sich allerdings, dass der Verfasser Judas einen neuen Platz in der Geschichte zuweist.

Da das Judasevangelium in dem Jahrhundert nach dem historischen Leben Jesu verfasst wurde, vermittelt dieser aufwühlende Text neue Einsichten in das frühe Christentum und seine vielfältigen Strömungen. Es gehört in eine andere Tradition als die der kanonischen Evangelien. Der Autor glaubte an die Göttlichkeit Jesu, aber innerhalb eines gnostischen Rahmens. Das Judasevangelium bietet eine andersartige Erzählung, stellt aber die Grundlagen des christlichen Glaubens nicht in Frage. Vielleicht könnte es sogar den Glauben vergrößern, indem es eine erweiterte Sicht auf die Person Jesu liefert.

Viele der kosmologischen Konzepte im Judasevangelium wirken auf moderne Leser sehr fremdartig. Es gibt keinen deutlichen Hinweis im Text, dass sein Verfasser jemals die vier Evangelien gelesen hat, die in das Neue Testament aufgenommen wurden. Vielmehr scheint er aus einer ganz anderen Tradition zu kommen. Das Judasevangelium ist deshalb weder eine Antwort auf die vier kanonischen Evangelien, noch beinhaltet es deren Ablehnung. Es widerlegt nicht. Es versucht nicht, Glaubensüberzeugungen zu erschüttern oder die Bedeutung dessen zu vernichten, was anderswo geschrieben steht. Es erzählt lediglich seine eigene Geschichte.



Der Autor könnte fast überall gelebt haben. Das Dokument kann an einer ganzen Reihe von Orten im Nahen Osten entstanden sein – vielleicht in Jerusalem, Caesarea oder Alexandria. Höchstwahrscheinlich hörte er eine Geschichte, und diese Geschichte war Teil einer Tradition. Sie wurde von bestimmten Menschen geglaubt, die Jesus wegen seines leuchtenden Beispiels und seiner Fähigkeit, den Einzelnen oder die Einzelne zu dem Göttlichen im eigenen Innern zu führen, aufrichtig als

den wahren Messias betrachteten. Der Verfasser war deutlich bemüht, Judas' Seite der Geschichte zu erzählen, ihn als Jesu getreuesten Jünger zu zeigen. Er verkündete das stolz im Titel der Schrift. Sie hieß „Das Evangelium des Judas“, kündete also die „frohe Botschaft“ des Judas an.

Zwar widerspricht diese Geschichte dem, was in anderen christlichen Texten steht, aber unlogisch ist sie nicht. Jesus kam, um die Welt zu erlösen, und er sagte seinen eigenen Tod voraus. Schlicht gesagt, er musste sterben, um seinen Auftrag zu erfüllen. Judas Iskarioth war ein Werkzeug in diesem Vorgang. Er war ein wesentlicher Bestandteil der Erzählung – und zwar für die Verfasser der kanonischen Texte nicht minder als für den Autor des Judasevangeliums. Die Wendung, die die Erzählung erhält, unterscheidet sich, die faktischen Umrisse bleiben die gleichen.

Der Autor schrieb in griechischer Sprache, der Lingua Franca von Zivilisation und Aufklärung im Römischen Reich. Das war die Sprache der Philosophie und der Religion, darunter auch des sich ausbreitenden christlichen Glaubens. Es gibt kaum einen Zweifel, dass er die Schriften des großen griechischen Philosophen Platon kannte. Im Timaios erklärt Platon, dass jeder Mensch seine eigene Seele und seinen eigenen Stern habe. Der Verfasser des Judasevangeliums war offenbar, wie alle Gnostiker, von Platonischen Überlegungen beeinflusst. Judas hat seinen eigenen Stern. Jesus sagt zu Judas:

„Richte deine Augen empor und sieh die Wolke und das Licht, das in ihr ist, und die Sterne, die sie umkreisen. Der Stern, der der Anführer ist, ist dein Stern.“

Judas aber richtete seine Augen empor und sah die lichte Wolke und ging in sie ein.

Die Verbindungswege zur Zeit des Römischen Reiches waren

gut, es gab ausgezeichnete Straßen, und so konnte die Botschaft des Dokuments sich weiter verbreiten. Fern im Westen, 1500 Kilometer vom Heiligen Land entfernt, erregte es die Aufmerksamkeit des heiligen Irenäus. Er verdammt das Buch grundsätzlich, schon seines Titels wegen. Es war einfach empörend, dass jemand die Sache des Judas vertreten wollte, des Verräters Jesu.

Irenäus geißelte das Dokument als „kainitisch“, wiewohl nach den in dem Evangelium ausgesprochenen Glaubensüberzeugungen der Verfasser sehr wohl ein Sethianer gewesen sein könnte, Anhänger einer Gruppierung, die nach dem biblischen Seth, dem Sohn Adams, benannt wurde. Der Autor war jedenfalls zweifellos ein Gnostiker, und diese bildeten ein Hauptziel der Angriffe des Irenäus.

Beeinflusst war der Verfasser jedenfalls von dem jüdischen Konzept eines Messias und der Idee eines künftigen Gerichtstags. Er hegte apokalyptische Überzeugungen und mag einen der Hauptglaubenssätze der Gnostiker geteilt haben, dass die materielle Welt nicht durch Sünde „gefallen“, sondern in sich selbst böse sei. Wie sich der Autor genau in den chaotischen Strudel des frühen Christentums einfügt, wird womöglich niemals gänzlich zu klären sein.

Die Person, die den in Al Minya gefundenen Papyruskodex geschrieben hat, war ein Schreiber. Schreiber waren in der Antike Handwerker, die mühsam Wort für Wort abschrieben. Sie waren aber zugleich Spezialisten, denn seinerzeit verfügten nur wenige Menschen über die Technik des Schreibens. In der heutigen Welt, wo die allgemeine Lese- und Schreibfähigkeit als selbstverständlich vorausgesetzt wird, kann man sich kaum vorstellen, dass damals schreibkundige Menschen selten und wertvoll waren. Im alten Ägypten waren Schreiber häufig hoch angesehene Angehörige der königlichen Verwaltung, nicht zuletzt weil sie über die Steuern des Pharaos auf die gesamte jähr-

liche Ernte Buch führten. Sie waren außerdem dafür verantwortlich, religiöse Schlüsseltexte, etwa das Totenbuch, aufzuzeichnen.

Im 2. Jahrhundert, in der Zeit des christlichen Bischofs Irenäus, war ihre große Bedeutung noch nicht verschwunden. Bruce M. Metzger zitiert in *The Text of the New Testament* eine kurze Bemerkung, die Irenäus für den Schreiber angefügt hatte, der einen seiner Traktate abschrieb:

Ich beschwöre dich, der du dieses Buch abschreibst, bei unserem Herrn Jesus Christus und bei seiner glorreichen Wiederkunft, wenn er kommt zu richten die Lebendigen und die Toten, dass du sorgfältig vergleichst und korrigierst, was du schreibst, mit dem Manuskript, woraus du abschreibst, und dass du auch diese Beschwörung abschreibst und einträgst in deine Abschrift.

Der Schreiber, der das erhaltene Manuskript des Judasevangeliums zu Papier brachte, war fast ohne jeden Zweifel ein Kopte, da der Text in koptischer Sprache verfasst ist. Da das Original des Dokuments in Griechisch war, muss der Schreiber beziehungsweise einer seiner Vorgänger es beim Kopieren gleichzeitig übersetzt haben. Wo Worte vorkamen, für die es in seiner Sprache keine Entsprechung gab, ließ er den griechischen Ausdruck stehen.

Es gibt leider keine Möglichkeit zu bestimmen, wer der Schreiber war, der das uns überlieferte Exemplar des Judasevangeliums herstellte. Viele Schreiber waren mit Klöstern verbunden, einige wurden aber auch von anderen religiösen Autoritäten oder von Privatpersonen beschäftigt, und wieder andere arbeiteten für die staatliche Verwaltung oder für Bildungseinrichtungen. „Das Judasevangelium ist eindeutig das Werk eines professionellen Skriptoriums“, stellt Stephen Emmel fest. „Der-

jenige, der es schrieb, war gut ausgebildet und hoch erfahren im Kopieren literarischer Texte."

Die Wissenschaftler, die über die dramatischen Entdeckungen in der ägyptischen Wüste schreiben, sind zuweilen verblüfft darüber, so umfangreiche literarische Texte in der obskuren koptischen Sprache, die noch dazu fast allesamt wahrscheinlich Übersetzungen griechischer Originale sind, an derartig entlegenen Orten zu finden, wo es schon eine Herausforderung ist, sich überhaupt nur irgendwie einen kärglichen Lebensunterhalt zu verschaffen.

Emmel bemerkt: „Als Koptologe bleibt es für mich eines der größten Rätsel, wer diese koptischsprachige gnostische Literatur verfasste. Wir haben keine Sekundärquellen, die uns berichten, wer Werke wie das Judasevangelium, das Thomasevangelium oder die Johannesapokryphen aus dem Griechischen ins Koptische übersetzte. Alles, was wir haben, sind meist nur einzelne Exemplare dieser Übersetzungen. Die Exemplare, die wir haben, sind sicher nicht die Originalfassungen dieser Übersetzungen. Diese sind seit langem verloren. Wir haben Abschriften der dritten, vierten, fünften, sechsten Generation dieser Übersetzungen, geschrieben für Menschen, über die wir nichts wissen.“



Über einige der praktischeren Fragen im Zusammenhang mit dem Papyrusmanuskript sind wir uns sicher. Das Exemplar, das wir vorliegen haben, wurde in Ägypten gefunden. Der Originaltext wurde aus dem Griechischen ins Koptische übersetzt. Es finden sich zahlreiche griechische Wörter in dem Dokument, und es ist wahrscheinlich, dass die Übersetzung ins Koptische in einem früheren Stadium der Entwicklung der kopti-

schen Sprache und ihres Schriftsystems stattfand. Danach würde unser Exemplar in das 3. oder 4. Jahrhundert gehören, ein Befund, den die Radiokarbondatierung bestätigt.

Wir wissen außerdem, dass der hier untersuchte Kodex drei weitere Teile enthält: den Brief des Petrus an Philippus, eine Aussage von oder über Jakobus, den die Geschichte auch als Jakobus den Gerechten kennt, und einen unbetitelten Abschnitt, den der Übersetzer als „Allogenes“ bezeichnet.

Der Brief des Petrus an Philippus kam innerhalb des Bandes als Erstes. Eine andere Version dieses Briefes wurde in Nag Hammadi entdeckt. Im Text des Codex Tchacos schreibt Petrus, einer der Jünger Jesu Christi, an Philippus, seinen Freund und Mitapostel, und an die anderen Brüder – das heißt, die Jünger. Die letzten Absätze fassen die Botschaft des Briefes zusammen: „Er ist auferstanden von den Toten, meine Brüder! Jesus ist dem Tod fremd, aber wir sind gestorben um unserer Mutter Übertret[ung] willen.“

Nach einer Lücke von achtzehn Zeilen lautet das Ende:

Jesus erschien [und] er sagte: „Friede sei mit euch und Ruhm denen, di[e] an meinen Namen [gl]auben. Geht [und] wandelt! Freude soll euch [werden] und Gnade [u]nd Kraft. Fürchtet euch nicht! [Ich bi]n bei euch alle Tage.“ Dann trennten sich die Apostel [voneinander in die vier Welten] [, um zu predigen]. [So] gingen sie [in der Kraft und dem] Frieden Jesu.

Das ist keine „dissidente“ Schrift, sondern eine Schrift, die in einer bestimmten Tradition des christlichen Glaubens steht.

Der zweite Teil des Kodex ist ein separater Text über Jakobus, ähnlich einem Dokument, das in Nag Hammadi gefunden wurde und als „Die (Erste) Apokalypse des Jakobus“ bezeichnet wird. Jesus wendet sich an Jakobus mit einer Reihe von Aussa-

gen, unter anderem über die „Weiblichkeit“. Jesus erklärt: „Weiblichkeit existierte, aber sie existierte nicht von Anbeginn.“

Der auferstandene Jesus erklärt Jakobus, dass er nicht gestorben ist. Er sagt Jakobus, der solle erklären, er sei „von dem Vater, der von Anbeginn ist, und dem Sohn, der seit Anbeginn in Dem-der-ist existiert“. In dieser Aussage spiegeln sich die grundlegenden Debatten innerhalb des frühen Christentums über die Frage wider, ob der Sohn mit dem Vater koexistierte und ein Teil von ihm war oder ob er ein auf der Erde geborener Sohn Gottes war.

Jakobus der Gerechte, entweder der Apostel Jakobus oder ein anderer Mann dieses Namens, wird schließlich verfolgt ähnlich wie Jesus. Am Ende des Textes ruft er aus: „Mein Vater [der du bist im Himmel], vergib ihnen, denn sie wis[sen] nicht, was sie tun.“ Hier sind die Parallelen zum Wortlaut der kanonischen Evangelien eindeutig.

Der „Allogenes“ genannte Teil ist weitaus fragmentarischer überliefert. Der tatsächliche Titel der Schrift ist nicht bekannt. Allogenes war eine koptische Figur, die wörtliche Übersetzung des griechischen Worts bedeutet Fremder oder ein Mensch einer anderen Ethnie. Der Name Allogenes wurde von den Verfassern der Septuaginta erfunden. Es handelt sich um eine Figur, die Unwissenheit und Furcht überwindet und in das vielgestaltige gnostische Himmelsreich eintritt.

Das Hauptinteresse bezüglich des entdeckten Kodex galt dem Judasevangelium. Im Gegensatz zu den nur flüchtigen Erwähnungen des Judas Iskarioth in den vier Evangelien des Matthäus, Markus, Lukas und Johannes bietet das neue Evangelium, wie schon der Titel nahe legt, viele Erwähnungen von Judas, aber auch von Jesus. Es gibt zwanzig Nennungen des Judas Iskarioth in diesem Text, die ungefähr gleiche Anzahl namentlicher Erwähnung wie in allen vier kanonischen Evangelien zusammen.

Das Evangelium des Judas zeichnet ein Bild des Judas, das sich grundlegend von dem im Neuen Testament unterscheidet. Statt des Verräters, in dessen Seele Satan eindringt, ist Judas der Lieblingsjünger, den Jesus nach eigenen Worten dazu beruft, „den Menschen [zu] opfern, der mich kleidet“.

Auch das Bild Jesu ist anders. Jesus ist kein Leidender, der qualvoll am Kreuz sterben wird. Vielmehr ist er ein freundlicher, wohlwollender Lehrer mit einem Anflug von Humor. Jesus macht sich mit seinem Lachen nie über andere lustig. Aber häufig lacht er, während er lehrt.

Gleich zu Beginn des Textes findet sich im Judasevangelium ein bemerkenswertes Bild. Jesus „fing an, mit ihnen über die überweltlichen Geheimnisse zu sprechen sowie über die Dinge, die am Ende geschehen werden. Oftmals aber offenbarte er sich seinen Jüngern nicht selbst, sondern als Kind fand man ihn in ihrer Mitte.“ Das Wort für „Kind“ könnte auch als „eine Erscheinung“ übersetzt werden, doch ist diese Übersetzung, laut Marvin Meyer, weniger wahrscheinlich.

Die Vorstellung, dass Jesus nicht als er selbst, sondern als ein Kind erscheint, ist provokant und unerklärt. Sie ist ein Teil des Zaubers, der von dem Text ausgeht. Meyer bemerkt: „Die Tatsache, dass Jesus bei Gelegenheit als ein Kind erscheinen konnte, besitzt tatsächlich Parallelen auch in anderen Evangelien.“ Elaine Pagels bietet folgende Interpretation: „In diesen Texten ist es häufig nicht wörtlich zu nehmen, wenn es heißt, Jesus sei ihnen als ein Kind erschienen. Es bedeutet, dass sein Lehren eine naivere Form annimmt als die reife Lehre. Vieles in diesen Texten, insbesondere den geheimen, ist als Metapher zu verstehen.“



Das Judasevangelium beginnt mit einem Dialog. Der spielt in Judäa, obwohl nicht genau ausgeführt wird, wo; es muss nicht Jerusalem sein. Jesus findet seine Jünger beisammensitzen in frommen Betrachtungen. Es ist drei Tage vor dem Passahfest.

Als sie da sitzen, sagen die Jünger ein Dankgebet. Jesus kommt hinzu, und er lacht.

„Die Jünger aber sprachen [zu ihm]: ‚Meister, warum lachst du über [unsere] Danksagung? Was haben wir getan? [Dies] ist doch das Richtige!‘

Er antwortete und sprach zu ihnen: ‚Über euch lache ich nicht. Ihr tut dies ja auch nicht aus eurem eigenen Willen, sondern weil dadurch euer Gott gepriesen [wird].‘“

Jesus bezieht sich dabei nicht auf den Gott im himmlischen Bereich, sondern auf den Herrscher der materiellen Welt. In manchen gnostischen Texten wird der Weltschöpfer sogar als der Satan betrachtet.

„Sie sprachen: ‚Meister, Du [...] der Sohn unseres Gottes.‘

Jesus sprach zu ihnen: ‚Woran erkennt ihr mich? Wahrlich, ich sage euch: Kein Geschlecht von den Menschen, die unter euch sind, wird mich erkennen.“

Nach bestimmten gnostischen Sekten war Seth, der Sohn Adams, der Stammvater einer unsterblichen Rasse von Menschen, die durch das besondere Verhältnis zum Göttlichen ausgezeichnet war. Die Sethianer sahen sich selbst als die Erfüllung der göttlichen Rasse.

Meyer führt aus: „Im Judasevangelium und in anderen sethianischen Texten werden die menschlichen Geschlechter unterschieden von ‚jenem Geschlecht‘, dem großen Geschlecht des Seth, das bedeutet, den Gnostikern. Nur Menschen von ‚jenem Geschlecht‘ kennen die wahre Natur Jesu.“

Die Jünger werden ärgerlich, und Jesus fragt: „Weshalb hat die Aufregung euch zum Zorn geführt? Euer Gott, der in euch ist, und [seine ...], sie haben sich zusammen mit euren Seelen

aufgeregt. Wer von euch [stark genug] ist von den Menschen, [der soll] den vollkommenen Men[schen] auftreten lassen und sich vor mein Angesicht stellen.“

Und sie sagten alle: „Wir sind stark genug“, aber sie waren es nicht. Das Evangelium erklärt: „Ihr Geist aber konnte es nicht wagen, vor seinem Angesicht zu stehen“.

Zu dieser Passage meint Marvin Meyer: „Jesus fordert seine Jünger heraus. Er sagt, sie sollten den vollkommenen Menschen in sich heraustreten lassen, um ihm gegenüberzutreten. Jener vollkommene Mensch ist der spirituelle Mensch, der wahrhaft weiß. Jener wahre Mensch sollte Gott kennen und sich selbst kennen.“

Nur einer der Jünger besitzt die moralische Stärke, vor Jesus zu stehen: Judas Iskarioth. Doch auch Judas fehlt eine zweite Ebene der Stärke – das heißt, die spirituelle Kraft, Jesus direkt in die Augen zu sehen: Er wendet sein Antlitz ab.

Judas erklärt: „Ich weiß, wer du bist und von welchem Ort du gekommen bist. Du bist aus dem unsterblichen Äon der Barbelo gekommen.“ Laut Meyer ist Barbelo in sethianischen Texten die göttliche Allmutter. Zu erklären, dass Jesus aus dem Reich der Barbelo stamme, heißt zu glauben, er stamme aus dem göttlichen Reich droben und sei der Sohn Gottes.

Judas, der um seine Grenzen weiß, fährt fort: „Und ich bin nicht würdig, den Namen dessen auszusprechen, der dich gesandt hat.“

Jesus fordert Judas dann auf, „von ihnen [zu] trennen“, und verspricht, ihm von den „Geheimnissen des Königreiches“ zu erzählen.

Pagels erläutert: „Wenn wir den Anspruch bedenken, Jesus habe Geheimlehren besessen, die er nur wenigen Menschen kundtat, ist zweierlei festzuhalten. Zunächst einmal: Wie haben jüdische Lehrer im 1. Jahrhundert gelehrt? Wie lehren sie

heute? Sie werden häufig ihre Gemeinde das eine lehren und ihren Schülern eine höhere Ebene der Lehre vermitteln. Jesus, wenn er war wie andere jüdische Lehrer, würde wahrscheinlich die Menge in der einen Weise belehrt haben und seinen Jüngern im Geheimen andere Dinge vermittelt haben.“ Pagels weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Jesus in der Bibel manchmal in der Öffentlichkeit Gleichnisse erzählt, deren Bedeutung er erst später seinen Jüngern auslegt, wenn sie unter sich sind.

Bei einem Gespräch unter vier Augen spricht Jesus zu Judas: „Es ist möglich, dass du dorthin gelangst, aber du wirst viel seufzen.“

Judas antwortet mit einer Frage: „Wann wirst du mir dies sagen? Und wann wird der große Tag des Lichts für das [...] Geschlecht erscheinen?“

Jesus beantwortet diese Frage nicht. So mysteriös, wie er gekommen war, verschwindet er plötzlich.

Jesus kehrt am nächsten Morgen zurück und erscheint den Jüngern erneut.

Sie fragen ihn: „Was für ein großes Geschlecht ist das, das erhabener und heiliger als wir ist, das jetzt nicht in diesen Äonen ist?“

Jesus lacht ein zweites Mal in diesem Text und nennt dann den Jüngern die großen Schwierigkeiten, jenen geheimen Ort oder Zeitpunkt zu erreichen: „... es wird kein Geschöpf sterblicher Menschen mit ihm gehen können“ an jenen Ort.

Er bietet dann etwas, was Marvin Meyer eine „allegorische Interpretation des Tempels“ nennt. Das Opfer wird erwähnt, das im Tempel gebracht wurde, als er noch stand, „... und die Tiere, die hereingeführt werden, sind die Opfertiere, die ihr gesehen habt, das heißt die vielen Menschen, die ihr in die Irre führt vor jenem Altar“, erklärt Jesus. Meyer vermutet in dieser Aussage einen versteckten Angriff des Autors des Judasevange-

liums auf die sich entwickelnden orthodoxen Christen, die Jesu Worte verbreiteten.

Jesus mahnt, dass es jene gäbe, die „auf diese Weise meinen Namen benutzen ... [Und sie] haben in meinem Namen fruchtlose [Bäume] gepflanzt, auf schändliche Art“. Er erinnert seine Jünger: „Der Herr aber, der befiehlt, er ist der Herr über das All. Am letzten Tag werden sie zuschanden werden.“ Hier findet sich also ein Hinweis auf das Ende der Zeiten – das jüngste Gericht.

Endlich spricht Jesus zu seinen Jüngern: „Hört auf mit mir zu streiten. Ein jeder von euch hat seinen Stern“.

Vieles von dem folgenden Text ist verloren. Bart Ehrman bemerkt über diesen Wortwechsel: „Jesus enthüllt diese Wahrheiten Judas, und Judas allein. Zu diesen Wahrheiten gehört, dass die Menschen in dieser Welt einen göttlichen Funken in sich haben, der in ihnen gefangen ist und freigesetzt werden muss. Jesus selbst repräsentiert einen göttlichen Funken, der freigesetzt werden muss.“



Im nächsten Abschnitt wird Jesus von Judas gefragt: „[Rabb]i, was für eine Frucht ist es, die dieses Geschlecht besitzt?“

Jesus antwortet: „Die Seelen eines jeden menschlichen Geschlechts werden sterben. Wenn aber diese Menschen die Zeit des Königreiches vollendet haben werden und der Geist sich von ihnen trennen wird, werden ihre Leiber zwar sterben, ihre Seelen aber werden lebendig gemacht und hinaufgenommen werden.“

„Und was werden die übrigen Geschlechter der Menschen tun?“, fragt Judas.

Jesus antwortet: „Es ist unmöglich, etwas auf [einen Fels] zu

säen und von diesen Samen ihre [Frucht] zu ernten.“ Vieles, was direkt darauf folgt, ist unvollständig und unklar. Die Rede ist von Sophia, dem Symbol der Weisheit, einer zentralen Figur gnostischer Texte, Nachdem Jesus gesagt hat, was er zu sagen hatte, geht er fort.

Die Zeit vergeht. Judas und Jesus treffen sich wieder. Judas hat eine große Erfahrung gemacht. „Meister, wie du sie alle angehört hast, höre nun auch mich an. Denn ich habe eine große Vision gesehen.“

Und wiederum lacht Jesus. Judas ist für ihn nicht länger einer der zwölf Jünger, sondern jemand ganz Besonderer, der „dreizehnte Geist“. Er ist ein spirituelles Wesen, das über und jenseits der gewöhnlichen Jünger steht. Jesus sagt zu ihm: „Warum bemühst du dich so, du dreizehnter Geist? Aber sprich nur, ich werde dir geduldig zuhören.“

Judas erzählt seine Vision: „Ich habe mich in der Vision gesehen, wie die zwölf Jünger mich steinigten und [mich sehr] verfolgten Ich sah [ein Haus ...] ... Und in der Mitte des Hauses war [eine Menge – 2 Zeilen verloren -], die sagten: Meister, nimm auch mich hinein zusammen mit diesen Menschen!“

Jesu Antwort darauf ist scharf: Judas, dein Stern hat dich getäuscht. Nicht ist das sterbliche Geschöpf irgendeines Menschen würdig, in das Haus einzutreten, das du gesehen hast. Denn jener Ort ist den Heiligen vorbehalten.“

Judas fragt dann nach seinem eigenen Schicksal. „Meister“, fragt er, „ist mein Same“ – damit meint er den spirituellen Teil der Person – „vielleicht den Archonten unterworfen“ – d. h. den Herrschern dieser Welt?

Jesus antwortet: „Komm ... aber du wirst viel seufzen, wenn du das Königreich und sein ganzes Geschlecht sehen wirst.“

Daraufhin fragt ihn Judas: „Was ist der Vorteil, den ich es empfangen habe, dass du mich ausgesondert hast für jenes Ge-

schlecht.“ Judas ist zum führenden, getreuen Anhänger und Jünger Jesu geworden, zu einem Mann, den Jesus als ein besonderes, spirituelles, menschliches Wesen anerkennt.

Jesus sagt ihm: „Du wirst der Dreizehnte sein, und du wirst verflucht sein von den anderen Geschlechtern, und du wirst zur Herrschaft über sie kommen. In den letzten Tagen werden sie deinen Aufstieg zu dem heiligen Geschlecht verfluchen.“

Pagels zeigt, dass diese Passage in Einklang steht mit der negativen Deutung, die die Bibel gibt: „Das ist etwas, das wir nach den Hinweisen im Johannesevangelium des Neuen Testaments erwarten konnten. Dass Judas Jesus verrät, ist anderswo eine verächtliche Tat. Er wird gehasst und tötet sich selbst dafür, dass er Jesus für Geld verriet. Im Judasevangelium lehrt Jesus ihn, dass er einen besonderen Auftrag hat, wenngleich er gehasst werden wird. Er hat an dem göttlichen Plan teilzunehmen, indem er das Opfer von Jesu Form herbeiführt. Er muss das Leben Jesu auf dieser Erde zu einem Ende bringen.“

Jesus bietet dann Judas an, ihm Geheimnisse zu offenbaren, „die noch kein Mensch je gesehen hat. Denn es existiert ein großer und unendlicher Aon, den kein Engelsauge je gesehen und kein Herzensgedanke je erfasst hat und der mit keinem Namen je genannt worden ist.“

Die folgenden Seiten sind angefüllt mit gnostischer Kosmologie über die Äonen und ihre Geheimnisse. Das gesamte Universum wird geschaffen, danach die Erde und schließlich auch der Mensch. Saklas, einer der Engel, aber einer, der als ein Narr gilt, ist derjenige, der beschließt, einen Menschen zu schaffen; Meyer erwähnt, dass ähnliche Schöpfungsberichte in anderen sethianischen Texten angeführt werden. Adam und Eva werden erschaffen. Eva wird auch Zoe genannt, griechisch „Leben“. „Unter diesem Namen nämlich suchen alle Geschlechter nach dem Mann, und ein jedes von ihnen nennt die Frau mit diesen

Namen ... Und der Archont sprach zu Adam: „Dein Leben soll dir lang sein mit deinen Kindern.“

In dem anschließenden Textabschnitt fragt Judas Jesus: „Ist der menschliche Geist sterblich?“

Jesus antwortet: „So hat Gott es dem Michael befohlen, die Geister der Menschen ihnen als Leihgabe zu geben, um Verehrung darzubringen. Der Große aber hat dem Gabriel befohlen“ – Michael und Gabriel sind zwei Erzengel, wie in der Bibel – „die Geister dem großen königslosen Geschlecht zu geben, und zwar Geist und Seele.“

Etwas später im Text unternimmt es Jesus, die Verruchten zu vernichten. Unglücklicherweise fehlen Wörter, die Sätze sind unvollständig.

Judas fragt Jesus: „Was also werden jene Geschlechter tun?“

Jesus antwortet: „Wahrlich, ich sage euch: Über diesen allen vollenden es die Sterne. Wenn aber Saklas seine Zeit vollenden wird, die ihm bestimmt worden ist, wird ihr erster Stern mit den Geschlechtern kommen und das, was sie gesagt haben, vollbringen sie.“

Leider fehlen weitere Wörter, sodass das Verständnis der nächsten Sätze schwierig ist:

„Dann werden sie in meinem Namen huren und sie werden ihre Kinder töten und sie werden [...] und [- ... - in] meinem Namen. Und dein Stern wird über den [drei]zehnten Äon herr[schen].“ Meyer hält fest, dass „die Hinweise auf die Sterne, ihren Einfluss und ihre letztendliche Zerstörung astronomisch und apokalyptisch“ sind.

Nach dieser Beschreibung lacht Jesus erneut, ein viertes Mal.

Judas fragt: „Meister, [warum lachst du über uns?“]

Jesus antwortet: „Ich lache nicht [über euch], sondern über die Verirrung der Sterne, denn diese sechs Sterne irren mit diesen fünf Kämpfern umher, und sie alle werden zugrunde gehen mit ihren Geschöpfen.“

Judas fragt nun: „Was nun werden diejenigen tun, die in deinem Namen getauft worden sind?“

Die Antwort Jesu auf diese Frage ist nicht klar. Dieser Abschnitt führt aber zu der Stelle, die Bart Ehrman als den Schlüsselsatz des gesamten Evangeliums betrachtet. Jesus sagt zu Judas:

„Du aber wirst sie alle übertreffen. Denn du wirst den Menschen opfern, der mich kleidet.“

Jesus fordert Judas auf, ihn auszuliefern und zu opfern. Die Gründe werden allmählich klarer. Jesus lebt sein Leben auf Erden nur in der Verkleidung eines Menschen. Der Mensch ist ein Kleid für den Geist im Inneren. Jesus ist ein ewiges Wesen; er ist ein Teil des höheren Gottes, er ist größer als ein Mensch, und anders als ein Mensch, er ist ewig. Die Kleider und der Mensch halten Jesus nur gefangen, solange er sich auf Erden aufhält. Sie sind vergänglich, zeitliche Phänomene. Der Mensch, der bekleidet ist, der verkleidet ist, verbirgt den heiligen Geist des Kindes Jesus. Der Körper des Menschen wird geopfert – aber nicht die Seele Jesu, nicht Gott.

Jesus fährt fort: „Siehe, alles wurde dir gesagt. Richte deine Augen empor und sieh die Wolke und das Licht, das in ihr ist, und die Sterne, die sie umkreisen. Der Stern, der der Anführer ist, ist dein Stern.“ Judas wird also seiner besonderen Stellung versichert. Dann kommt ein großartiger Augenblick, an dramatischer Wucht mit vielem aus den kanonischen Evangelien zu vergleichen:

„Judas aber richtete seine Augen empor und sah die lichte Wolke und ging in sie ein.“

Dieser Abschnitt mit seiner starken Bildlichkeit „könnte als die Verklärung des Judas beschrieben werden“, meint Meyer. Sie ist zugleich seine Rechtfertigung und seine Verherrlichung.

Eine Stimme spricht aus der Wolke. Unglücklicherweise sind die Worte verloren. Meyer merkt an, dass hier ungefähr sechs

Zeilen des koptischen Textes fehlen. Er vermutet, dass diese Stimme „Judas gepriesen oder Schlussfolgerungen über den Sinn der beschriebenen Ereignisse gegeben haben könnte“. Weiterhin verweist er auf die Ähnlichkeiten dieser Szene mit Jesu eigener Verklärung und seiner Taufe, wie sie in den kanonischen Evangelien beschrieben ist (Matthäus 3,13 -17, Markus 1,9 -11, Lukas 3,21-22).

Die Schlusszene ist in einem konstatierenden Berichtsstil gehalten. Doch bietet sie Hochdramatisches. Statt eine ausführliche Schilderung über Prozess, Kreuzigung und Auferstehung Jesu zu bieten, ist der Schluss des Judasevangeliums kurz und prägnant:

Ihre Hohenpriester murrten, weil [er] in das Obergemach hineingegangen war für sein Gebet. Einige unter den Schriftgelehrten aber lauerten darauf, ihn während des Gebets zu ergreifen. Denn sie fürchteten sich vor dem Volk, weil er bei ihnen allen als Prophet galt.

Wie in den kanonischen Evangelien hatte sich das Wort von Jesus verbreitet.

Die Hohenpriester „machten sich an Judas heran und sprachen zu ihm: ‚Was tust du hier? Du bist doch der Jünger Jesu.‘“

Es ist unmittelbar einsichtig, dass Judas nicht gekommen ist, um Geld von ihnen zu fordern, um Jesus zu verraten. Es gibt keine Verschwörung.

Judas ist bereits ein Verschworener, aber ein Verschworener Jesu, nicht der Hohepriester, in dieser Fassung der Geschichte.

„Judas antwortete ihnen gemäß ihrem Willen“, fährt der Text fort, ohne jedoch genauer auszuführen, was Judas sagte oder was die Hohenpriester wünschten.

Dann kommt die Schlusszeile des Evangeliums:

„Und er empfing Geld und überlieferte ihn an sie.“

Hier gibt es keine Reue, hier gibt es keine schmerzhaften Gewissensbisse. Hier gibt es kein Weinen. Hier droht kein Selbstmord in der Zukunft. Die Tat wird einfach getan. Judas hat im Auftrag Jesu gehandelt, er hat den Menschen geopfert, der Jesus bekleidet, auf dass Jesus sein Schicksal erfülle.

Ehrman erklärt, warum dieser Schluss für gnostische Gläubige so viel sinnvoller war: „In den frühen Evangelien sind es der Tod und die Auferstehung Jesu, die wirklich für die Erlösung von Bedeutung sind. Sein Körper stirbt, und Gott lässt seinen Körper von den Toten auferstehen. Die Auferstehung des Körpers ist sehr wichtig, und Jesus erscheint in den Evangelien des Matthäus, Lukas und Johannes seinen Anhängern körperlich, um zu zeigen, dass er noch lebe, dass sein Körper noch lebendig sei. Das steht komplett im Widerspruch zu dem, was im Judasevangelium geschieht, worin es keinen Bericht von Jesu Tod gibt, weil dieser Tod nicht wirklich wichtig ist. Vor allem gibt es auch keinen Bericht von seiner Auferstehung. Weil Jesus im Judasevangelium nicht auferstehen wird. Für Judas geht es nicht darum, dass der Körper ins Leben zurückkehrte. Worum es geht, ist vielmehr, dass der Körper sterben, aber der Geist weiterleben wird.“



Was das Evangelium nicht sagt, ist vielleicht genauso wichtig wie das, was es sagt.

Es kritisiert die kanonischen Evangelien – die zu der Zeit, als das Judasevangelium geschrieben wurde, noch nicht das allgemein akzeptierte Neue Testament bildeten – nicht direkt und widerspricht ihnen auch nicht. Es gibt keine direkte Verbindung zu irgendetwas, das in den Erzählungen des Neuen Testaments steht.

Das Judasevangelium erwähnt das Thema Verrat nicht, da Judas seinen Herrn nicht verrät. Vielmehr erfüllt er Jesu Verlangen. Er steht über den anderen Jüngern, die in den Hintergrund treten. Judas ist das von Jesus erkorene Instrument seiner Vollendung.

Der Bericht, den das Judasevangelium von den letzten Tagen Jesu gibt, enthält auch nicht den leisesten Hinweis auf eine Kollektivschuld. Das Judasevangelium bietet keine blutrünstige Verleumdung, die durch die Geschichte getragen wird, zur Verunglimpfung der Juden führte, Pogrome und sogar den Holocaust auslöste. Als Lieblingsjünger gehorcht Judas nur den Wünschen seines geliebten Meisters.

Auch wenn der moderne Leser einen ausführlicheren Bericht über die Ereignisse haben wollte statt viel komplizierterer gnostischer Kosmologie, auch wenn viele Textlücken zu beklagen sind, die Botschaft kommt dennoch klar heraus. Hier findet sich eine Ansicht über eine Schlüsseltat in Jesu Leben, welche die traditionelle Wertung des Judas auf den Kopf stellt. Judas ist das erwählte Werkzeug Jesu. Durch Judas wird Jesus befreit von „dem Menschen, der ihn kleidet“ und erhält seinen rechtmäßigen Platz für alle Ewigkeit.

EPILOG



Im Judasevangelium tut Judas nichts, wozu Jesus ihn nicht selbst auffordert, und er hört auf Jesus und bleibt ihm treu.

Judas Iskarioth erweist sich als der geliebte Jünger Jesu und als sein guter Freund.

MARVIN MEYER

Das Judasevangelium besitzt seine eigene, einmalige Geschichte. Es hat zwei verschiedene, ereignisreiche Leben gelebt. Das erste ereignete sich zwischen dem 1. und 4. Jahrhundert, als das Christentum sich vom Judentum abspaltete. Das Christentum begann als eine vielgestaltige Religion; seine unterschiedlichen Gläubigen hatten konkurrierende Standpunkte und Lehren entwickelt, die alle miteinander um die Vorherrschaft rangen. Das Dokument, das einige das „verschollene Evangelium“ genannt haben, wurde von der entstehenden Kirche als häretisch etikettiert, weil es nicht mit dem orthodoxen politisch-religiösen Programm vereinbar war. Bischof Irenäus, der später sogar zu einem Heiligen erklärt wurde, bezeichnete es als eine „Erdichtung“. Im 4. Jahrhundert verschwand der Text mit seiner bestürzend anderen Erzählung von den Ereignissen aus dem Leben Jesu im Wesentlichen aus der Geschichte.

In der modernen Zeit unternahm das Judasevangelium eine lange, beschwerliche Reise bis zu seiner Wiederentdeckung. Auf dieser Reise erfuhr es Misshandlungen, menschliche Habgier, Täuschungen, lernte Menschen kennen, die grausam mit ihres-

gleichen verfahren. Es war Teil einer angepriesenen Ware, die gekauft, verkauft – und gestohlen wurde. Diese Geschehnisse gemahnen uns nicht nur an die Schwachheiten jedes und jeder Einzelnen, sondern, wenn man so will, an die Sündhaftigkeit des gesamten Menschengeschlechts.

Die Columbia University thront auf den Abhängen von Morningside Heights. Hierhin fuhren im Jahr 1984 der Priester Gabriel Abdel Sayed, Hanna Asabil und ein ägyptischer Kollege, um ihre Texte von einem jungen, aber bereits angesehenen Altertumswissenschaftler namens Roger Bagnall prüfen zu lassen. 21 Jahre später setzte sich Professor Bagnall in seinem Büro in Hamilton Hall vor seinen Computer und rief das Dokument auf dem Bildschirm auf, das als der „mathematische Traktat“ bezeichnet wird und das in seinem Computer eingescannt war. Dies war dasselbe Dokument, das Professor Koenen 22 Jahre zuvor in Genf untersucht hatte, ein Jahr, bevor Bagnall es das erste Mal sah.

Bagnall blätterte den Text auf dem Bildschirm durch, bis er ein kleines Zeichen auf einer mit griechischer Schrift beschriebenen Seite fand, das den Ursprung des Dokuments mit einem gewissen „Pagus 6“ in Beziehung setzte. Bagnall hatte keine Karte zur Hand, aber er zog ein Buch von Jane Rowlandson vom King's College in London heran mit dem Titel: *Landowners and Tenants in Roman Egypt: The Social Relations of Agriculture in the Oxyrhynchite Nome*. Dieses Buch enthält Karten, die die Verwaltungsbezirke Ägyptens unter römischer Herrschaft darstellen.

Der Pagus 6 war ein Streifen im oxyrhynchitischen Nomos, der sich quer durch das Gebiet bis nach Maghagha erstreckte. Der Pagus 6, erklärt Bagnall, wurde erst 307 oder 308 n. Chr. gebildet; die Pagus ersetzten damals in der Verwaltungssprache die zuvor gebräuchlichen Toparchien. Da Pagus 6 vorher nicht existiert hatte, konnte der mathematische Traktat also nicht vor 307 entstanden sein.

Waren die antiken Papyrusdokumente – einschließlich dieses Traktats –, die zusammen zum Kauf angeboten wurden, denn tatsächlich zusammen an einem Ort gefunden worden? Das war immerhin eine logische Annahme, obgleich es dafür keine Sicherheit gab. Bestimmte Zeugen haben behauptet, dass alle Texte zusammen an einer Stelle gefunden worden wären, aber Zeugen können sich täuschen, und zumindest eine Person, die maßgeblich an der Auffindung beteiligt war, ist inzwischen verstorben.

Und auch wenn die Dokumente alle in einer einzigen Begräbnisstätte gefunden worden sein sollten, kann doch jeder Text seine eigene Geschichte haben. Der Kodex mit dem Judasevangelium kann beträchtlich früher entstanden sein als die anderen Dokumente, mit denen zusammen er gefunden wurde. Und die Geschichte des Evangeliums reicht ohnehin weiter zurück, da es sich um die koptische Übersetzung eines älteren griechischen Originals handelt.

Wer war die Person, mit der die Dokumente begraben wurden? Was für ein Mensch war er, der sich mit einem biblischen Text, paulinischen Briefen, dem Judasevangelium und einem mathematischen Lehrbuch begraben lassen wollte? Die Suche nach möglichen Antworten über diesen aufreizend anderen Kodex geht weiter – und dürfte sich noch auf Jahre hinaus fortsetzen.

Durch die mühevollen Arbeit Rodolphe Kassers, Florence Darbres und all der anderen Mitglieder des Teams ist es gelungen, der Menschheit zu ewigem Nutzen, ein Dokument aus ferner Vergangenheit wiederherzustellen.

In seinem engen Arbeitszimmer am Computer sitzend, erinnert sich Professor Kasser an den Augenblick, als er das Evangelium zum allerersten Mal sah: „Ich erlebte, was man stets erlebt, wenn man mit einem Mysterium konfrontiert ist. In meinem Beruf wissen wir viel, und doch wissen wir nichts.“

Wir entdecken ständig Dinge, Theorien und Erklärungen, die unsere vorherigen Entwürfe vollständig überholen, und wir müssen bereit sein, unsere Ansichten über das Manuskript zu ändern. Das Manuskript allein beherrscht die Situation.“

„Es ist nicht anders, als wenn ich einen fremden Menschen besucht und ihm zuzuhören versucht habe, dabei aber doch wusste, dass ich sehr lange brauchen würde, um ihn in seiner ganzen Tiefe zu verstehen ... Wenn der Text wirklich vollständig wäre, wäre es leichter, aber er enthält leider viele Lücken.“

Was wir wissen, ist, dass das Judasevangelium ein erfrischendes und authentisches Zeugnis einer frühen Periode des Christentums ist. Seine Botschaft stellt den seit langem feststehenden Glauben, dass Judas seinen Herrn verriet, auf den Kopf und fordert uns alle auf, erneut zu untersuchen, was die eigentliche Botschaft von Jesu Lehre ist. Die Idee, dem eigenen Stern zu folgen, ist heute so relevant wie seinerzeit. Statt den Verräter auszugrenzen, sollten wir vielleicht tiefer nach dem Guten in unserem eigenen Wesen forschen.

Während wir mehr über Zeiten erfahren, in denen ein neuer Glaube entstand, wartet weiterhin verlockend Unbekanntes auf seine Entdeckung. Wie weit wir auch kommen, es scheinen immer Rätsel zu bleiben.

NACHSCHRIFT DES HERAUSGEBERS



Als die Züricher Antiquitätenhändlerin Frieda Tchacos Nussberger im Jahr 2000 den antiken Kodex mit dem Judasevangelium erwarb, war er seit fast zwanzig Jahren zu verkaufen gewesen und aus Ägypten nach Europa und dann in die Vereinigten Staaten gebracht worden. Rodolphe Kasser, ein Schweizer Experte für solche koptischen Texte, erklärte, er habe niemals einen Kodex in einem so schlechten Zustand gesehen: „Das Manuskript war so brüchig, dass es bei der kleinsten Berührung zu zerfallen drohte.“ Über seinen Verfall alarmiert, übertrug es Tchacos Nussberger der Maecenas Stiftung für antike Kunst, um das Manuskript restaurieren und übersetzen und später an das Koptische Museum in Kairo übergeben zu lassen. Das Kodexprojekt kombinierte Archäologie und neueste Wissenschaft mit einem kulturell interessierenden Thema und war daher National Geographic wie auf den Leib geschrieben. Die Gesellschaft gewann das Waitt Institute for Historic Discovery, eine von Gateway-Gründer Ted Waitt gegründete Stiftung, deren Ziel es ist, Projekte zu fördern, die mittels historischer und wissenschaftlicher Forschung das Wissen der Menschheit mehren. Die National Geographic Society und das Waitt Institute wollten mit der Maecenas Stiftung für moderne Kunst zusammenarbeiten, um die Authentizität des Dokuments zu beweisen, den Restaurierungsprozess fortzuführen und den Text übersetzen zu lassen. Zunächst einmal musste jedoch die Konservatorin Florence Darbre, mit Unterstützung des Koptologen Gregor Wurst, den stark mitgenommenen Text wieder auferstehen lassen.

Irgendjemand hatte die Seiten umgeordnet, und die Oberkante des Papyrus (mit den Seitenzahlen) war weggebrochen.

Eine noch größere Herausforderung: Fast tausend Fragmente lagen als kleine Schnipsel da. Darbre nahm die kleinen Teilchen mit der Pinzette und packte sie zwischen Glasscheiben. Mit Hilfe des Computers konnten sie und Wurst in fünf mühsamen Jahren mehr als achtzig Prozent des Textes wiederherstellen. Kasser und andere Wissenschaftler übersetzten das 62-seitige Dokument, eine detaillierte Darstellung lange verborgener gnostischer Glaubensüberzeugungen. Wissenschaftliche Experten des frühen Christentums erklären, dass es sich dabei um die aufregendste schriftliche Entdeckung seit Jahrzehnten handelt. Kasser erklärt: „Diese Schrift kommt wie durch ein Wunder wieder ans Licht.“

Um die Echtheit und das Alter des Kodex festzustellen, unterzog die National Geographic Society ihn einer überaus gründlichen Prüfung, ohne ihn weiter zu beschädigen. Dabei wurden winzige Proben des Papyrus dem besten verfügbaren Radiokarbon-Datierungsverfahren unterzogen und führende Koptologen, die im Bereich von Paläographie und Kodikologie bestens versiert sind, als Berater hinzugezogen.

Im Dezember 2004 ließ die National Geographic Society durch persönlichen Boten fünf winzige Proben zur Radiokarbonbestimmung in das Beschleunigungs-Massenspektrometer (AMS) Labor der University of Arizona in Tucson bringen.

Bei vier Proben handelte es sich um Papyrusstückchen aus dem Kodex, eine fünfte war ein Stückchen des Ledereinbands mit festgeklebtem Papyrus. Bei dieser Vorgehensweise wurde kein Teil des Textes beschädigt.

Anfang Januar 2005 schlossen die Wissenschaftler des AMS-Labors die Tests zur Radiokarbonbestimmung ab. Das kalibrierte Alter der Proben variierte, doch ließ sich der Zeitpunkt der Entstehung des Kodex auf das Jahr 280 n. Chr. mit einer Fehlermarge von plus/minus sechzig Jahren festlegen.

Der Direktor des AMS-Labors, Dr. Tim Jull, und der Forscher

Greg Hodgkins erklärten: „Die kalibrierten Zeitbestimmungen der Papyrus und Lederproben liegen eng beieinander und lassen eine Datierung der Kodizes in das 3. oder 4. Jahrhundert zu.“

Seit ihrer Entdeckung in den 1940er Jahren ist die Radiokarbondatierung der beste Maßstab zur Datierung antiker Objekte und Artefakte in Gebieten von der Archäologie bis zur Paläoklimatologie. Die Entwicklung der Beschleunigungs-Massenspektrometer-Technik hat die Forscher in die Lage versetzt, viele winzige Proben eines Artefakts zu untersuchen, wie es im Fall des Kodex getan wurde.

Das AMS-Labor der University of Arizona ist für seine Arbeit weltbekannt – darunter die Präzisionsdatierung der Qumran-Rollen, wodurch es der Wissenschaft möglich wurde, die Rollen genau in ihren exakten historischen Kontext zu stellen.

Der Inhalt und die sprachliche Form des Kodex sind weitere Beweise für seine Echtheit, laut Aussage führender Wissenschaftler, die ihn ausgiebig studiert haben. Zu diesen Experten gehörten Dr. Rodolphe Kasser, emeritierter Professor der Universität Genf und ein führender Übersetzer der Nag-Hammadi-Bibliothek, Dr. Marvin Meyer von der Chapman University in Orange, Kalifornien, sowie Dr. Stephen Emmel, Professor für koptische Studien an der Universität Münster. Alle drei hatten Anteil an der Übersetzung des Kodex.

Nach Auskunft dieser Wissenschaftler sind die theologischen Konzepte des Kodex und seine sprachliche Form den Konzepten sehr ähnlich, die in den Texten der Bibliothek von Nag Hammadi vorliegen, einer ebenfalls aus den frühen Jahrhunderten des Christentums stammenden Sammlung überwiegend gnostischer Texte, die in den 1940er Jahren in Ägypten gefunden wurden.

„Dieser Text passt sehr gut zu bekannten Ideen aus dem 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Selbst in seiner fragmentari-

schen Form ist er sehr interessant – er passt sehr gut ins 2. Jahrhundert, vor allem in einen bestimmten Abschnitt des 2. Jahrhunderts“, erklärt Marvin Meyer.

Emmel stimmt Meyers Ansicht zu, dass der Inhalt des Kodex eine bestimmte gnostische Weltansicht widerspiegeln, die im 2. Jahrhundert vorherrschte. „[Um ein solches Dokument herzustellen,] müsste man sich eine Welt vorstellen, die jeder Welt, die wir heute kennen, völlig fremd ist. Eine Welt, die 1500 Jahre alt ist ... Das ist selbst für Forscher schwierig, die sich ihr Leben lang bemühen, diese Dinge zu verstehen, und erst recht für andere Leute, die so etwas kreieren wollten. Es bräuchte ein echtes Genie, um ein derartiges Artefakt zu produzieren, ich persönlich halte das für unmöglich“, erklärt Emmel.

„Ich habe gar keinen Zweifel, dass dieser Kodex ein echtes Artefakt aus dem Ägypten der Spätantike ist und echte Werke der antiken christlich apokryphen Literatur textlich bezeugt“, erklärt er weiter.

Nicht nur die gnostische Weltanschauung der Texte, sondern auch der paläographische Befund stützen die Annahme der Echtheit des Kodex. Dr. Emmel – ein ausgewiesener Experte für koptische Paläographie, d. h. für Handschriften und Schreibstile – urteilt folgendermaßen: „Er ist von einem professionellen Schreiber sorgfältig geschrieben. Die Art der Schrift erinnert mich sehr an die Nag-Hammadi-Kodizes. Die Schrift ist mit keinem dieser Kodizes identisch, aber es ist die gleiche Art von Schrift.“

„Die Frage, ob jemand in neuerer Zeit ein Objekt wie dieses fälschen könnte, ist für mich keine – das ist völlig ausgeschlossen. Man bräuchte nicht nur echtes Material, Papyrus, und zwar nicht irgendwelchen, sondern antiken Papyrus, man müsste auch in der Lage sein, die koptische Schrift einer sehr frühen Periode nachzuahmen. Die Zahl der Spezialisten des Koptischen, die das könnten, ist weltweit sehr klein. Zudem

müsste man einen Text in koptischer Sprache verfassen können, der grammatisch korrekt und überzeugend ist. Die Zahl der Menschen, die das tun könnten, ist noch kleiner als die Anzahl derer, die Koptisch verstehen.“

In einem weiteren Versuch, die Echtheit des Kodex mit letzter Sicherheit festzustellen, wurden Proben der Tinte an McCrone and Associates geschickt – ein Unternehmen, das für seine Arbeit auf dem Gebiet der forensischen Tintenanalyse sehr bekannt ist. Auch diese Analyse bestätigte die Echtheit des Dokuments. Transmissions-Elektronenmikroskopie (TEM) stellte das Vorhandensein von Kohleschwarz als eines wichtigen Bestandteils der Tinte fest. Das Bindemittel ist ein Gummi – was ebenfalls mit Tinten des 3. oder 4. Jahrhunderts n. Chr. übereinstimmt. Mit Hilfe des Verfahrens der Raman-Spektroskopie konnten McCrone and Associates außerdem feststellen, dass die Tinte eine Metall-Gallium-Komponente enthält, was mit den Eisen-Gallium-Tinten übereinstimmt, die im 3. Jahrhundert benutzt wurden.

NACHSCHRIFT DES AUTORS



Ich hörte erstmals im Herbst 2000 von dem Evangelium des Judas. Ein Freund von mir und bedeutender Sammler war ein Kunde von Bruce Ferrini, dem Händler aus Ohio. Ferrini war bemüht, den potenziellen Wert des Judasevangeliums zu ermitteln und entsprechende Fernsehrechte auszuhandeln. Es wurde ein Treffen zwischen uns in New York arrangiert, bei dem jedoch nichts herauskam. Ferrini brach nach jenem ersten Treffen und zwei- oder dreiwöchigem E-Mail-Austausch seltsamerweise den Kontakt ab. Damals wusste ich nicht, weshalb er das tat, und hatte keine Ahnung, dass er sich in eine ganze Reihe von Schwierigkeiten gebracht hatte, die endlich dazu führen sollten, dass er die Papyri an Frieda Tchacos Nussberger zurückgeben musste.

Da es keine Möglichkeit für mich gab, die Bedeutung der Papyri oder ihren Wert für ein Medienprojekt einzuschätzen, und da ich das Projekt zu jener Zeit ohne Ferrinis Mithilfe nicht weiter verfolgen konnte, ließ ich es fallen.

Im Jahr 2004 erfuhr ich, dass das Judasevangelium irgendwie in die Schweiz gelangt sei, und hörte, es könnte sich bei der, wie ich erfuhr, renommierten Händlerin Frieda Tchacos Nussberger befinden. Zu jener Zeit versuchte ich ein Projekt, das stärker auf das Alte Testament zugeschnitten war, für National Geographic Television zu entwickeln. Die Möglichkeit, dass das Judasevangelium echt sein könnte, begeisterte jedoch einen Verantwortlichen des Fernsehproduzenten und führte zum Abschluss eines Recherchekontrakts.

Ich recherchierte über Frieda, Mario Roberty und die Maecenas Stiftung. Jedoch war es sehr schwierig, ein direktes Ge-

spräch mit Frieda zustande zu bekommen. Doch je näher ich den beiden Schweizern kam, desto vertrauenswürdiger erschienen sie mir, und desto mehr begann ich zu erkennen, dass das Judasevangelium ein echtes Artefakt war, das unser Wissen über die Geschichte ungeheuer bereichern könnte.

Am 30. Juni 2004 traf ich mich mit Roberty in Basel zu einem Abendessen. Es war der Vorabend jenes Tages, an dem Professor Kasser seine Ankündigung in Paris machte. Die Gespräche begannen, die zu diesem Buch führten.

Um dieses Buch schreiben zu können, versuchte ich, mit allen noch lebenden Beteiligten Kontakt aufzunehmen. In die Erzählung sind diese Interviews eingearbeitet. Einige Personen waren nicht erreichbar. Einige zogen es vor, nur mit Pseudonym angeführt zu werden.

DANKSAGUNGEN



Ich möchte National Geographic und seinem außerordentlichen Mitarbeiterstab dafür danken, dass sie sich von dieser Geschichte haben inspirieren lassen und dass sie damit der großen Öffentlichkeit ein seltenes Dokument von großer historischer Bedeutung vorstellen können. Mit diesem Projekt erfüllt National Geographic seine eigene historische Rolle.

Vor allem spielte Kevin Mulroy, der Herausgeber von National Geographic Books, eine herausragende Rolle bei dem Projekt, ebenso der Redakteur John Paine, der bei der Entstehung des Buches unschätzbare Hilfe leistete, und ebenso die Redakteurin Ellen Beal.

Was die Verantwortlichen für das Fernsehen betrifft, erwies sich John Bredar als ein enorm talentierter Produktionsleiter; James Barratt als ein inspirierter und effizienter Produzent und Autor, der, wie ich, in einem extrem engen Zeitrahmen arbeiten musste; und Michael Rosenfeld, geschäftsführender Vizepräsident von National Geographic Television and Film, als eine Führungspersönlichkeit von wahrlich außergewöhnlicher Sensibilität, Intelligenz und Bereitwilligkeit. Ich möchte darüber hinaus Maryanne Culpepper erwähnen, deren Geschäftstüchtigkeit half, das Projekt in Gang zu bringen; Cheryl Zook, die hingebungsvolle und ausdauernde Produktionsassistentin; Bruce Brown, dessen Ratschläge zugleich praktisch und verständlich waren; Terry Garcia, der sich selbst als eine Art aufgehender Stern in der sonst eher trüben Washingtoner Nacht erwies.

In Großbritannien danke ich Ray Bruce, dessen Wissen über das frühe Christentum und dessen helfende Hand zu Beginn

dieses Projekts nützlich und willkommen waren; sowie meinem Agenten Jonathan Harris, dessen Verhandlungsgeschick es ermöglichte, dieses Projekt fachgerecht zu zimmern.

In Ägypten nenne ich Magdy el Rashidi und weitere ägyptische Freunde, die halfen, die Geschichte für National Geographic zu entwickeln, und die uns zeigten, wie wir im Rahmen der ägyptischen Wirklichkeit arbeiten konnten; außerdem insgesamt den hilfsbereiten und gastfreundlichen Menschen Ägyptens.

In Israel danke ich Sy Gittin, dem Direktor des WF Albright Institute of Archaeological Research, das mit der ASOR, der American School of Oriental Research, verbunden ist; der unvergleichlichen Trude Dotan, Israels verehrter Veteranin der Archäologie; dem wendigen und kundigen Archäologen Shimon Gibson; sowie dem überragenden Historiker Doron Mendels, dessen Wissen über Eusebius, den Vater der Kirchengeschichte, mir ein weiteres Forschungsgebiet nahe brachte.

In der Schweiz danke ich Mario Roberty und Frieda Tchacos Nussberger, die stets da waren und versuchten, ein historisches Artefakt der Vergessenheit zu entreißen, zu der es verdammt war; außerdem Professor Rodolphe Kasser und seinem Team, insbesondere Florence Darbre und ihrem Arbeitskollegen Professor Gregor Wurst. Ich habe es genossen, die weit verzweigte Familie Tchacos privat kennen zu lernen.

In den USA möchte ich zunächst meiner eigenen, weit verzweigten Familie danken, und daneben all den großartigen Wissenschaftlern und Persönlichkeiten, die kennen zu lernen ich das Glück hatte. Ich möchte auch jenen Wissenschaftler einer der führenden Universitäten der Ostküste erwähnen, der eine enorm wichtige Rolle dabei spielte, dass dieses Manuskript ans Tageslicht kam, und der für seine noch weitgehend unbekanntem Anstrengungen eine Medaille verdiente. Ich danke Bart Ehrman, dem Leiter des Fachbereichs Religionswissen-

schaften der University of North Carolina in Chapel Hill, der die Einleitung zu dem vorliegenden Buch schrieb. Barts Einblick und seine Kenntnisse über die Frühzeit der christlichen Ära lieferten einen Kompass für die weitergehende Recherche. Marvin Meyer vom Chapman College in Orange County ist ein Mensch, dessen Gesellschaft ich besonders genoss; seiner wissenschaftlichen Befähigung verdanken wir zu großen Teilen eine lesbare, literarische englische Übersetzung des koptischen Kodex. Zufällig lebt er unweit dem Wohnort einer meiner Schwestern, die wie er, in Claremont promoviert hat. Vergessen möchte ich auch nicht Jordan Ringel, den Bevollmächtigten, der so nützlich dabei war, alles in Gang zu bringen.

Mary Stewart Krosney war eine standhafte Gefährtin, die mit mir diese Entdeckungsreise und die Begeisterung darüber teilte.

Dieses Projekt erwies sich für mich als ein großes, freudevolles Abenteuer. Ich hoffe, dass die Kenntnisse, die wir gewinnen werden, unser Verständnis jener frühen Zeit vertiefen wird, als sich das Christentum von seinen jüdischen Ursprüngen abspaltete, und dass sie nicht zu einem Verrat, zu einem Bruch mit dem Glauben, wohl aber zu einem wachsenden Gefühl der Geschwisterlichkeit auf diesem unserem zunehmend überbevölkerten Planeten beitragen mögen.

ÜBER DEN VERFASSER



Herbert Krosney ist ein preisgekrönter Schriftsteller und Dokumentarfilmer, der auf investigative und historische Projekte spezialisiert ist. Er arbeitet für Fernsehanstalten in aller Welt, insbesondere die BBC, PBS, den History Channel sowie für National Geographic. Er ist Autor von *Beyond Welfare: Poverty in the Supercity* (Holt, Rinehart Sc Winston); *Deadly Business: Legal Deals and Outlaw Weapons* (Four Walls Eight Windows), und Mitverfasser von *The Islamic Bomb: The Nuclear Threat to Israel and the Middle East* (Times Books). Nach seinem Studium in Harvard begann Krosney seine Karriere als Zeitungsreporter. Er ist verheiratet und hat drei Kinder und fünf Enkelkinder. Herbert Krosney lebt in New York und Jerusalem.